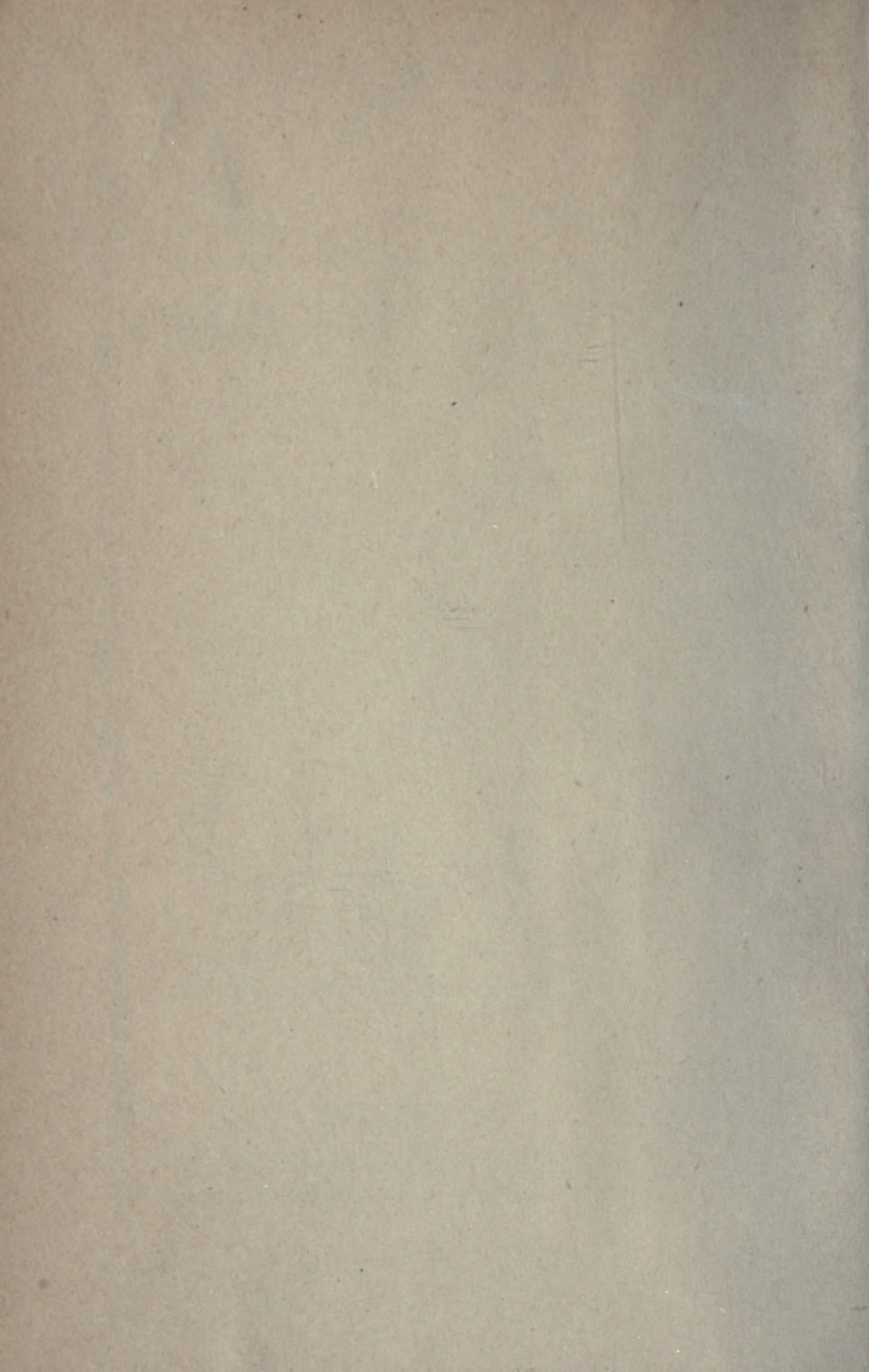
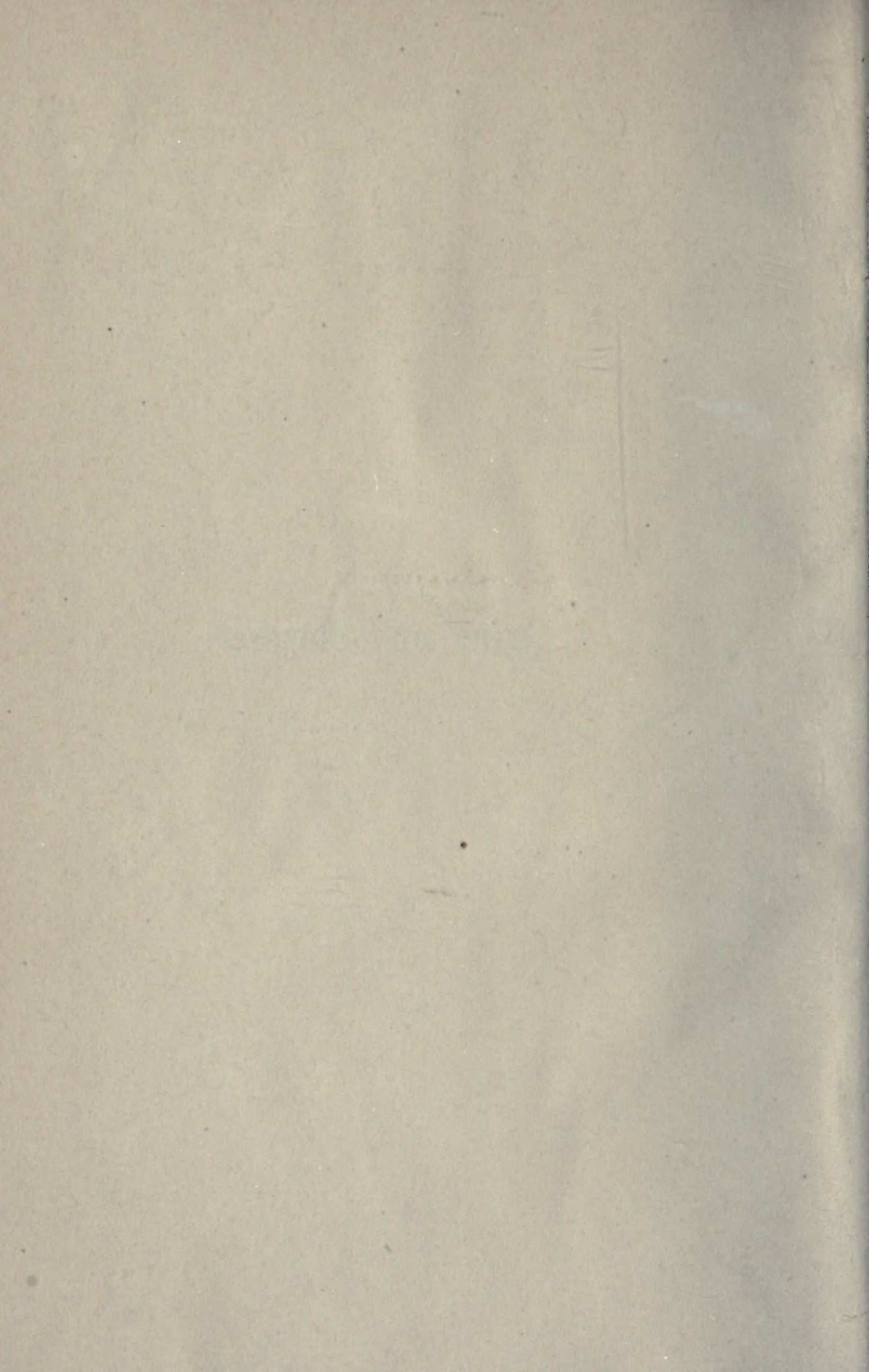

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 04335 1386



Jesus von Nazaret

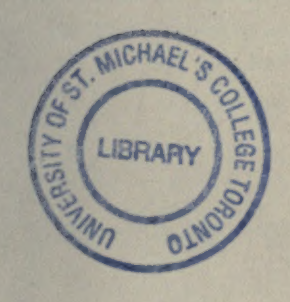


Jesus von Nazaret

Ein Lebensbild

gezeichnet von

D. Bernhard Weiß



Zweite Auflage



Verlag von Karl Curtius in Berlin
1913

Seinem hochverehrten teuren Freunde

Herrn Oberhofprediger Exzellenz D. Dryander

an seinem 70. Geburtstage

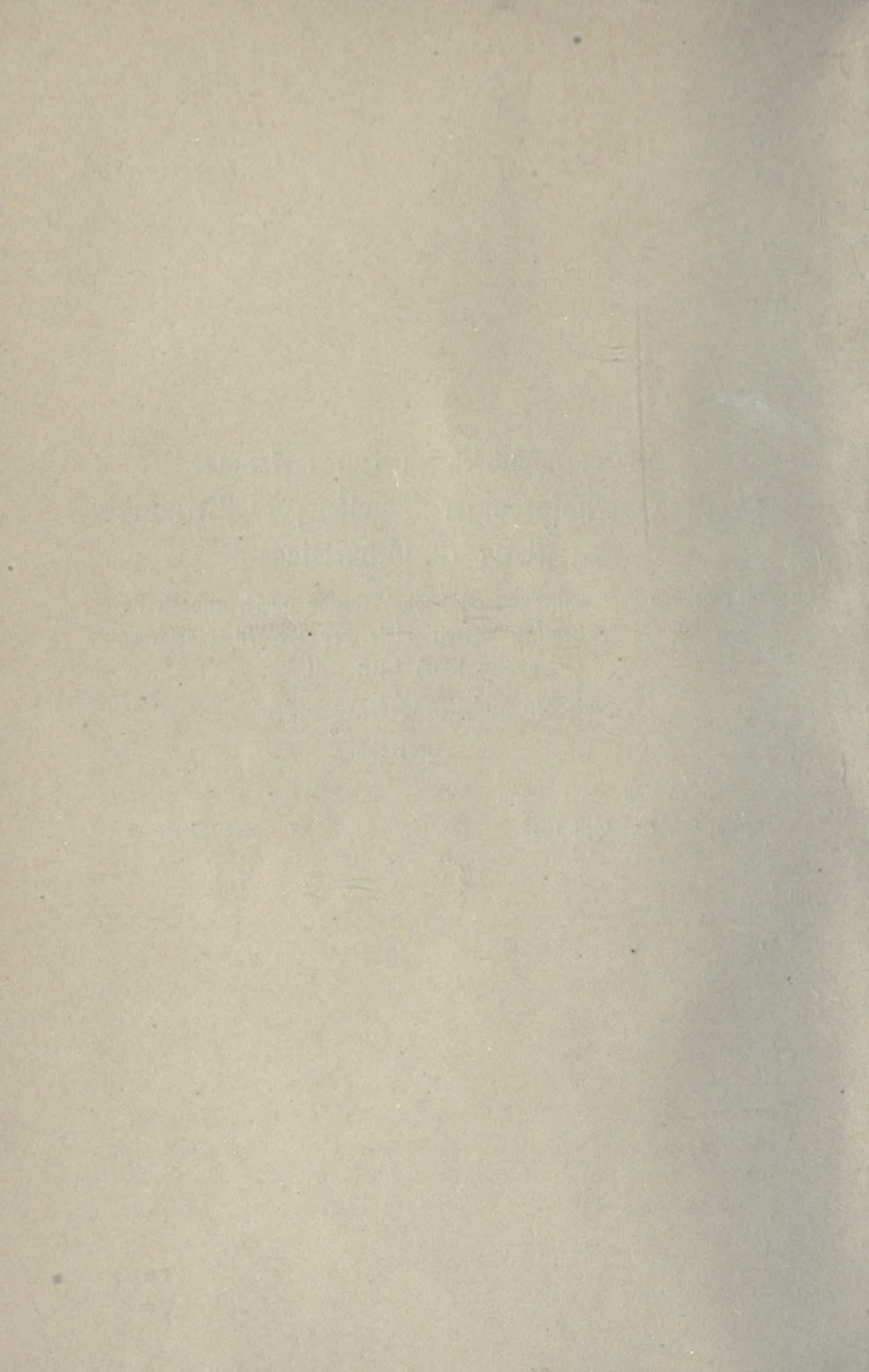
in dankbarer Erinnerung an schöne Abende im Freundeskreise,
wo wir in friedvollem Streit viele der Fragen erörterten,
die dies Buch lösen will,

mit den innigsten Segenswünschen

überreicht

von

Berlin, den 18. April 1913. dem Verfasser.



Vorwort.

Man hat in letzter Zeit gefragt, ob Jesus wirklich gelebt hat, oder ob uns die Evangelien nur ein Phantasiebild zeichnen. Die beste Antwort darauf ist der Nachweis, daß in ihnen das farbenreiche Bild eines wahrhaftigen Menschenlebens vor uns steht und im zeitgeschichtlichen Rahmen die glaubhafte Entwicklung eines solchen sich abspielt. Daß die Evangelien geschichtliche Wahrheit enthalten, verbürgt schon der einfachste Vorsehungsglaube, da der, von welchem die tiefgreifendste Umwandlung der Menschengeschichte ausgehen sollte, unmöglich über die Erde gegangen sein kann, ohne eine Spur zu hinterlassen, ohne daß Gott dafür gesorgt haben wird, daß eine untrügliche Kunde davon zurückblieb, was Jesus war und was er gewollt hat.

Damit ist aber nicht gesagt, daß jedes Wort der Evangelien untrüglich sei. Das beweisen die offen zutage liegenden Verschiedenheiten in der Erzählung vieler Ereignisse und die nur selten wörtlich übereinstimmende Wiedergabe von Worten und Reden Jesu. Dadurch wird unbedingt klargestellt, daß auch die Geisteserfüllung der Apostel und ihrer Schüler, von denen die Evangelien herrühren, sie nicht den Bedingungen und Schranken entrückt hat, an welche jede menschliche Erzählung längst vergangener Ereignisse gebunden ist. Dazu kommt, daß unsere Evangelien teils ausgesprochenermaßen, teils offensichtlich durchaus nicht die Absicht haben, eine urkundliche Bezeugung der Ereignisse des Lebens Jesu oder seiner Worte zu geben. Sie sind sämtlich zu lehrhaften und erbaulichen Zwecken geschrieben, welche die

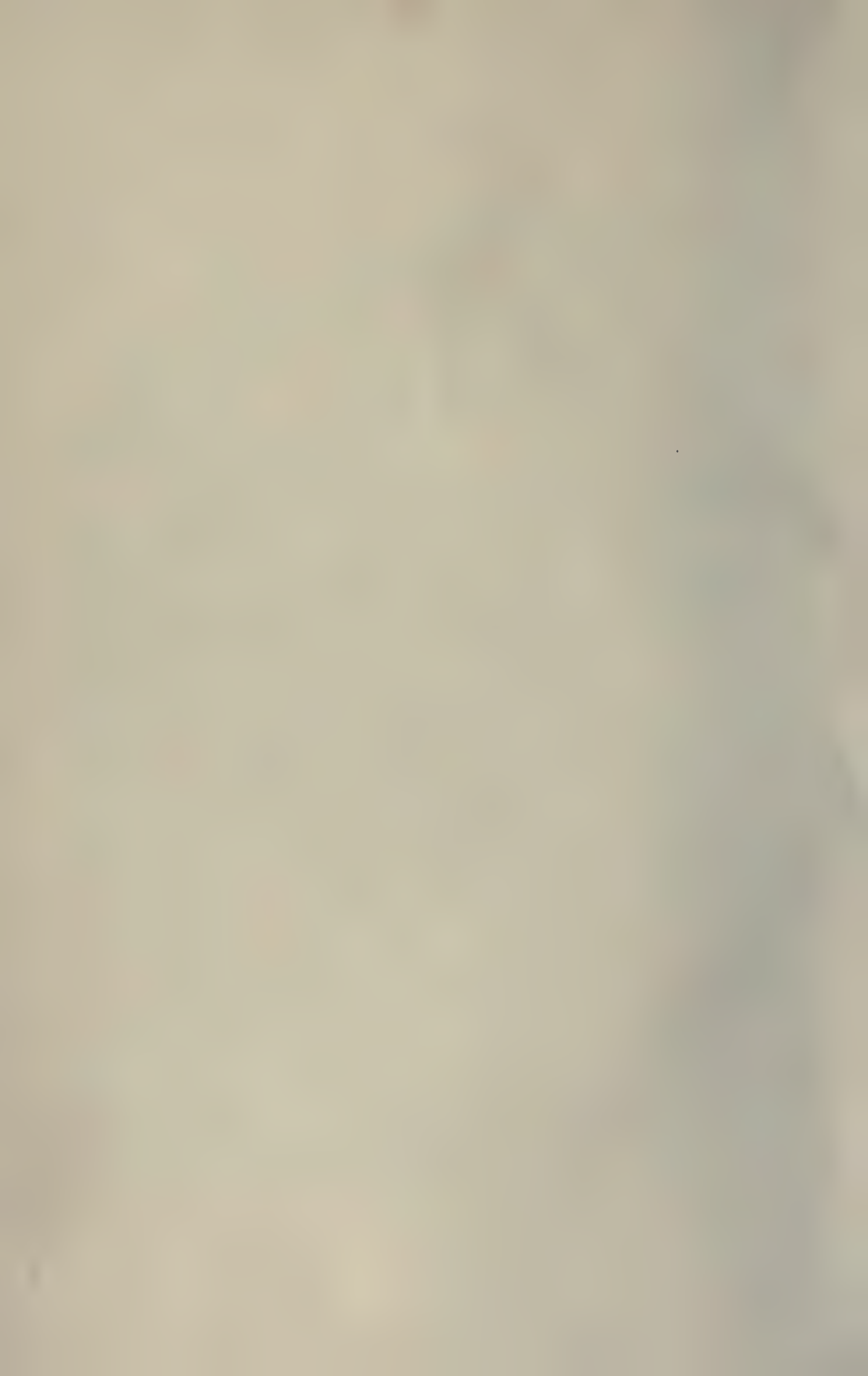
Auswahl und Darstellung des Erzählten bedingen. Aus ihren verschiedenen Darstellungen der Ereignisse, ihren verschiedenen Fassungen der Worte Jesu und ihren verschiedenen Zusammenordnungen beider ein geschichtliches Bild des Lebens Jesu zu erheben, kann nur die methodisch wissenschaftliche Arbeit versuchen, nachdem sie so sicher wie möglich den Ursprung jedes einzelnen Evangeliums, seinen Zweck und seine Quellen festgestellt hat.

Ich habe selbst in meinen wissenschaftlichen Untersuchungen, wie in meinem zweibändigen „Leben Jesu" überall nachzuweisen versucht, wie es gekommen ist, daß hier und da die Darstellung der Ereignisse und ihre Zusammenreihung dem geschichtlichen Hergange nicht entspricht, und wie vielfach die Erläuterung und Deutung der Evangelisten die ursprünglich einfachere Form der Worte Jesu erweitert hat; wie dadurch aber die Ereignisse nur lebensvoller ausgemalt und die Worte Jesu nur beziehungsreicher und bedeutungsvoller werden. Ich habe auch in dem vorliegenden Buche an allen wichtigen Hauptpunkten angedeutet, warum die Darstellung der Evangelien von meiner Darstellung abweicht, und damit jedem, der sich von der Richtigkeit dieser nicht überzeugen kann, die Möglichkeit geboten, die Hergänge sich so vorzustellen, wie sie in den Evangelien erzählt sind. Es kann darum niemand durch meine Darstellung in seinem Glauben beirrt werden, der auf festeren Gründen ruhen muß als auf den vielumstrittenen Resultaten wissenschaftlicher Untersuchungen. Es kann vielmehr durch die Versenkung in dies Lebensbild, so unvollkommen es auch sein Urbild wiedergibt, unser Glaubensleben nur gestärkt werden.

Berlin in der Osterzeit 1913.

D. Weiß.

Inhalt.



1. Kapitel.

Die Taufe Jesu.

Im fünfzehnten Regierungsjahre des Kaisers Tiberius durchflutete das jüdische Land eine gewaltige geistige Bewegung. Seit Jahrhunderten war die Stimme der Prophetie in Israel verstummt. Sie war das Größte gewesen, was dieses Volk vor allen Völkern umher auszeichnete. Je und je waren Männer unter ihm aufgetreten, die dessen voll gewiß waren, daß Gott durch sie redete. Sie verkündigten seinen Willen mit solcher Kraft, daß alle Frommen im Volke davon überzeugt wurden, in ihnen sei der Gott der Väter erschienen, um sich ihnen aufs neue zu offenbaren. Aber diese Zeiten waren lange vorüber. Man besaß wohl die Worte der Propheten noch in den heiligen Buchrollen; aber eine tote Schriftgelehrsamkeit hatte dieselben längst zu einem Spielball ihrer hochgefeierten und doch so geistlosen Auslegungskunst gemacht.

Nun stand wieder ein Prophet da von Gottes Gnaden, der in Gottes Namen zum Volk redete. In einem Priesterhause war er geboren; und man erinnerte sich auf dem Gebirge Juda, wo dasselbe stand (vgl. Luk. 1,65), noch,

wie bei der Feier seiner Beschneidung seine Mutter Elisabet darauf gedrungen hatte, ihn Johannes, d. h. Gottesgnade, zu nennen, weil dieser ihr noch im Alter geschenkte Sohn die Schmach der Kinderlosigkeit von ihr genommen. Als man dagegen Einspruch erhob, weil der Name in der Familie ungebräuchlich sei, hatte der alte Priester Zacharias, der all die Monate, seit sein Weib sich Mutter fühlte, so schweigend und in sich versunken umherging, und alle Fragen, was ihm fehle, abwehrte, plötzlich wieder seinen Mund aufgetan. Er erklärte mit Bestimmtheit, sein Sohn heiße Johannes, und erzählte nun, wie einst vor jenen neun Monaten, als er seines Priesteramtes im Heiligtum wartete, ihm eine Gottesoffenbarung zuteil geworden sei. Ein Sohn seines Alters solle vor Jehova hergehen, wenn derselbe komme, seinem Volk alle Verheißungen der alten Propheten zu erfüllen. Dieser Wegbereiter der Heilszeit, in dem die Gnade Gottes sich wieder seinem Volk zuneige nach den Jahrhunderten der Gottverlassenheit, könne nur Johannes heißen. Er bezeichnete es selbst als die Strafe seines Unglaubens, die ihm bisher den Mund versiegelt, daß er nicht früher gewagt habe, von der großen Hoffnung zu reden, die ihm aufgegangen.

Man wußte in Israel genau, daß niemand einen gottgeweihten Beruf sich erwählen oder einen andern zu einem solchen bestimmen könne. Früh war Johannes, dessen Wiege so große Verheißungen umschwebt hatten, in die Wüste gegangen, um dort, fern vom Geräusch der Welt, unter Gebet und Fasten des Augenblicks zu warten, wo sein Gott ihm kundtun werde, was er mit ihm vorhabe. Und der Ruf Gottes kam. In dem südlichen Teile der Jordanaue, wo der Fluß bereits in wüstenartiger Umgebung dem toten

Meere zueilt, war Johannes aufgetreten. Er trug die alte Prophetentracht, ein Gewand aus Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um die Lenden; er nährte sich von dem, was die Wüste bot, von Heuschrecken und wildem Honig. Bald wurde es bekannt durch die, welche den seltsamen Einsiedler aufgesucht hatten, daß er alles Volk zu sich rufe. Es solle von ihm vernehmen, was Gott ihm durch seinen Propheten sagen lasse. Alle Propheten hatten verheißen, daß der kommenden Heilszeit ein großes Gottesgericht vorhergehen werde, um alle der Gnade derselben Unwürdige zu vernichten. Dieser Tag Jehovas stehe unmittelbar bevor, und nun gelte es, durch völlige Sinnesänderung dafür zu sorgen, daß man dem Gericht entrinne.

An das ganze Volk erging sein Ruf. Nicht als ob dasselbe sich besonders grober Sünden und Laster schuldig gemacht hätte. Dies Volk, das allsabbatlich in den Synagogen von seinen Schriftgelehrten im Gesetze Mosis unterwiesen wurde, das die Pharisäerpartei durch Vorbild und Mahnung auf die verheißene Heilszukunft vorzubereiten suchte, wandte sich mit Abscheu ab von den Sündengreueln der Völker umher, die längst auch in ihrer Mitte Wohnung gemacht hatten. Nur die im Dienst der Fremdherrschaft stehenden Zolleinnehmer mußte der Prophet mahnen, von ihren Betrügereien, die Kriegsleute, die im Sold derselben standen, von ihren Gewalttätigkeiten abzulassen und sich mit ihrem Solde zu begnügen. Alle aber, die irgend dazu die Mittel besaßen, ermahnte er zur Mildtätigkeit. Denn dieses Volk, das seinen Gott lieben sollte von ganzem Herzen, konnte die Liebe zu ihm nicht besser beweisen als durch die Liebe zu den Volksgenossen. Wieviel aber versündigten sich alle täglich in der Last und Lust des Weltlebens gegen

den einigen Herrn, dem sie allein dienen sollten. Nun sollten sie geloben, ihren Sinn von Grund aus zu ändern und zur steten Erinnerung an dieses Gelübde sich untertauchen lassen im Jordanfluß. Nicht um eine der herkömmlichen Waschungen handelte es sich, durch welche man äußerlich abtat, was die Reinheit des gottgeweihten Volkes befleckte. Eine fürs Leben entscheidende Handlung forderte der Prophet, nach der man ihn bald als den Täufer bezeichnete; denn die von ihm geforderte Taufe sollte den Entschluß versiegeln, das alte sündhafte Leben in den Fluten des Jordans zu begraben und ein neues zu beginnen, das die Frucht der gelobten Sinnesänderung sei.

Die Bußpredigt des Täufers, in der man schon die Donner des nahenden Gottesgerichts rollen hörte, zündete. In Scharen pilgerten sie aus der Hauptstadt und allen Landesteilen zu dem Propheten am Jordan. Man hörte seine gewaltigen Worte, man bekannte ihm seine Sünden und ließ sich taufen. Es war eine Zeit der Erweckung, wie sie Gott später manchmal in der Geschichte der Kirche einem Volk geschenkt hat. Es war, als hörte man den Flügelschlag einer neuen Zeit rauschen; und schon stand der auf dem Plan, der diese Zeit bringen sollte, Jesus von Nazaret. Man wußte nicht anders, als daß er der Sohn des Zimmermanns Joseph war, in dessen Hause er von frühester Jugend an aufwuchs und selbst mit den nachgeborenen Söhnen der Maria das Zimmermannshandwerk trieb. Dreißig Jahre war er geworden, als der Ruf des großen Propheten auch ihn erreichte und zur Pilgerfahrt an den Jordan veranlaßte.

Aber dieses schlichte Haus in Nazaret barg ein Geheimnis, das in demselben aufs sorgfältigste gehütet wurde, damit nicht in unberufenem Munde das Heiligste in den

Schmutz der Sünde herabgezogen werde. Der Jungfrau Maria war durch göttliche Offenbarung kundgemacht, als sie noch mit Joseph verlobt war, daß sie auserkoren sei, die Mutter des verheißenen Messias zu werden. Aber nicht in der Ehe mit ihm sollte sie den Sohn der Verheißung empfangen, sondern als reines Gottesgeschenk, da dem in der Sünde verlorenen Menschengeschlecht nur geholfen werden konnte, wenn demselben von oben her ein neues Pfropfreis eingepflanzt wurde. Der reinen Jungfrau war damit freilich das Schwerste auferlegt, was ihr vor Menschenaugen widerfahren konnte. Aber sie beugte sich in Demut dem Willen Gottes und ward dadurch belohnt, daß auch dem Manne ihrer Wahl, als er an ihr zu zweifeln beginnen wollte, durch eine Offenbarung dieser geheimnisvolle Ratschluß Gottes kund wurde. In dem frommen ihr verwandten Priesterhause auf dem Gebirge Juda barg sie sich, bis der Tag ihrer Heimholung durch Joseph kam, vor den Augen der Welt und erfuhr dort durch die eine neue Zeit verkündigenden Prophetenstimmen, da selbst über Elisabeth und Zacharias der Geist ausgegossen war, die Bestätigung der ihr gewordenen Verheißung.

Es gibt aber keine göttliche Offenbarung, die sich nicht gnädig zu dem Vorstellungskreise dessen herabläßt, dem sie zuteil wird, damit er sie verstehen und im Glauben sich aneignen könne. Die alten Propheten hatten den Verheißenen, in dem Gott selbst beim Anbruch der Heilszeit kommen wolle, am liebsten als einen großen König auf dem Throne Davids gedacht. Gerade so hatte auch Maria verstanden, was ihr von dem ihr verheißenen Sohne kundgetan war; gerade so hatten Maria und Zacharias es in ihren prophetischen Lobgesängen dargestellt. Joseph stammte ja aus

dem alten Königsgeschlecht, das freilich bereits längst in Niedrigkeit und Armut versunken war; und selbst Marias Geschlecht meinte man auf einen Seitenzweig des davidischen Hauses zurückführen zu können. Gott selbst schien jene Vorstellung zu bestätigen, als, kurz ehe die nun bereits in das Haus des Davididen Joseph heimgeholte Frau ihrer Entbindung entgegensah, ein Edikt des Kaisers Augustus erschien, das eine allgemeine Volkszählung anordnete. Dieselbe sollte nach alter Vätersitte an den Stammsitzen der alten Geschlechter stattfinden; darum mußte Joseph nach Bethlehem ziehen. Er hatte sein Weib mitgenommen, damit der zu erwartende Sohn als der jüngste Sproß des alten Königsgeschlechts in das Geschlechtsregister eingetragen werden könne. So geschah es, daß der Heiland der Welt in der alten Davidstadt geboren wurde. Da die Stadt überfüllt war, fand er nur in einer der erst für den Winter zu Viehställen benutzten Felshöhlen seine erste Lagerstätte in einer Krippe. Noch in später Zeit erinnerte sich Maria (vgl. Luk. 2, 19), wie in der Geburtsnacht Jesu Hirten, die draußen auf dem Felde ihre Herden gehütet hatten, kamen und von einer Gottesoffenbarung erzählten, wonach in ihrem Kinde der gesalbte Herr geboren sei, der Israel verheißen war.

Aber Gottes Wege waren andere als der Menschen Gedanken. Fröhlich hatte Joseph, als die Volkszählung vorüber war, sich sein Haus in Bethlehem zu dauernder Niederlassung daselbst gezimmert, damit sein Sohn in der alten Königsstadt aufwachse, nahe der Hauptstadt, wo er ja einst den Thron seiner Väter besteigen mußte. Da erschienen Sterndeuter aus dem Morgenlande, wo längst aus den Prophetenbüchern Israels die Kunde von dem großen

Könige verbreitet war, welcher der unter Krieg und Blutvergießen seufzenden Welt den Frieden bringen sollte. Sie meinten in einem selten erscheinenden Sternbild die Weissagung gelesen zu haben, daß dieser König geboren sei, und waren nach Jerusalem gepilgert, um dem neugeborenen Könige der Juden zu huldigen. Darauf war der argwöhnische König Herodes aufmerksam geworden und hatte sie unter dem Vorwand, daß auch er dem künftigen Könige huldigen wolle, nach Bethlehem gesandt, nachdem er von den Schriftgelehrten erkundet, der Messias solle nach der Weissagung dort geboren werden. Gott aber öffnete dem Joseph im Traum das Auge dafür, daß Herodes nicht, um dem Kinde zu huldigen, näheres über das Alter des Kindes und seinen Wohnort erkunden wollte, sondern um dasselbe meuchlerisch umbringen zu lassen.

So begab sich denn auf Gottes Geheiß Joseph mit Maria und dem Kinde in das benachbarte unter einem fremden Herrscher stehende Ägypten, wozu ihm die nach der Sitte ihres Volkes gespendeten Weihgeschenke der Weisen reichlich die Mittel gewährten. Da aber nach dem Tode des Königs dessen ihm völlig gleichgesinnter Sohn die Herrschaft über Judäa antrat, mußte Joseph all seine stolzen Königsträume aufgeben und nach seiner ursprünglichen Heimat in dem kleinen, verachteten Landstädtchen Galiläas, das in seiner Umgebung nicht einmal in sonderlichem Rufe stand, zurückkehren.

So ist es gekommen, daß man Jesum nur als den Sohn Josephs aus Nazareth kannte, wo er seine ganze Jugend verlebt hatte. Dreißig Jahre waren verstrichen, in denen man nichts Ungewöhnliches von dem jungen Zimmermann daselbst gehört oder gesehen hatte. Längst vergessen

war es, was die Eltern einst auf kurze Zeit nach Bethlehem geführt hatte, und die Veranlassung wurde, daß ihr ältester Sohn dort geboren war. Von den Verheißungen, die einst über dieses Kind ergangen, und die so eng mit dem Geheimnis seiner Geburt verflochten waren, hatten die Eltern um so weniger erzählt, als auch für sie selbst ein starker Glaube dazu gehörte, an der Erfüllung jener Verheißungen festzuhalten. Denn die niedrigen Verhältnisse, unter denen der Sohn aufwuchs, schienen denselben so wenig zu entsprechen. Nur eine Erinnerung hatte sich der Maria unauslöschlich eingeprägt (vgl. Luk. 2, 51). Als der zwölfjährige Knabe zum ersten Male mit den Eltern die Pilgerfahrt zum Osterfest nach Jerusalem mitmachte, war er, den die Eltern bei ihrer Heimkehr in den Kreisen der Gefreundeten wohl geborgen glaubten, in der Stadt zurückgeblieben. Erfüllt von den Eindrücken seiner ersten Festfeier, hatte es ihn nach dem Tempel gezogen, wo er im Kreise der Lehrer Israels an ihren Vorträgen und Gesprächen mit ihren Schülern teilnahm. Als ihn die Eltern dort nach langem, bangem Suchen fanden, antwortete er auf ihren leisen Vorwurf, sie hätten doch wissen können, daß er in seines Vaters Hause zu finden sei. Aber ohne Klage war er auf ihr Geheiß ins Vaterhaus zurückgekehrt, um dort seine Entwicklung zur Mannesreife zu vollenden.

Für uns zerreißt jenes Wort des zwölfjährigen Jesusknaben auf einmal den Schleier, den die Geschichte, eben weil sie Geschichte und keine Legende ist, über sein Jugendleben gebreitet hat. Israel hatte sich doch von jeher als das auserwählte Volk gefühlt, das Gott wie seinen Sohn geliebt hatte vor allen Völkern, die erst durch dieses Volk das Heil empfangen sollten, wenn es in ihm verwirklicht sei. Jeder wahrhaft fromme Israelit sah darin das höchste Ideal, durch

die Liebe zu seinem Gott von ganzem Herzen und durch kindlichen Gehorsam ein Kind Gottes in vollem Sinne zu werden. Aber wer konnte sich dessen rühmen, der je den ganzen Ernst des göttlichen Gesetzes gefühlt? Dieser Knabe nannte Gott seinen Vater, er war gewiß, von ihm geliebt zu sein. Er meinte nicht, sich diese Liebe erst verdient zu haben; er hatte sie besessen, seit er auf dem Schoß der frommen Mutter die Augen aufschlagen gelernt hatte zu seinem Vater im Himmel. Aber freilich hatte er auch nie durch irgend eine Sünde das Verhältnis zu seinem Gott getrübt, keine Schuld hatte je sich wie eine Mauer aufgerichtet zwischen ihm und seinem Vater, über welche hin dessen Liebe ihn nicht mehr erreichen konnte. Obwohl er fleißig die Schrift in der Synagoge lesen hörte, obwohl er selbst sich früh den Zugang zu den Schätzen ihrer Schriftrollen verschafft hatte, war ihm nie dort etwas als der Wille seines Gottes begegnet, wozu sein eigener Wille nicht Ja und Amen sagte, nie eine Verheißung, die er sich nicht völlig aneignen und in freudigem Glauben festhalten konnte.

Anders freilich sah es um Jesum her aus. Daß die breite Masse des Volkes unter der Lust und Sorge des Alltagslebens nicht viel nach Gott fragte und sich mit der äußerlichen Erfüllung der gottesdienstlichen Pflichten begnügte, war ihm klar. Aber selbst die Frömmsten seufzten entweder unter der Last täglicher Verfehlungen, die sie mit all ihren Bußübungen nicht loswerden konnten, oder erhoben sich in fast unerträglichem Hochmut über das Volk, der am besten zeigte, daß sie schließlich erst recht vor Gott ein Greuel waren. Und doch las Jesus täglich in den Propheten die Verheißungen einer neuen Zeit, wo die Gottesherrschaft in Israel vollkommen verwirklicht sein und damit auch aller

irdische Segen über das Volk kommen werde, das gerade jetzt mehr denn je unter dem Joch halber und ganzer Fremdherrschaft seufzte. Er aber stand inmitten dieses Volkes da als der Eine, der keine neue Zeit zu erwarten hatte, in dem bereits Wirklichkeit geworden war, was jene Zeit verhieß. In der Gewißheit der göttlichen Liebe genoß er den Frieden, den kein Schuldbewußtsein je trübte; in dem Segen, der auf seinem Leben ruhte, weil er jede Schickung Gottes als eine Gabe seines Vaters im Himmel betrachtete, bedurfte er keiner Fülle irdischer Glücksgüter. Er war der geliebte Sohn Gottes, wie es einst das ganze Volk werden sollte.

Als Jesus nun in die Jahre trat, in denen sich der Mann die Frage seiner Berufswahl stellt, da fragte er nicht, was er unternehmen sollte, um irdischen Reichtum oder Ehre vor den Menschen zu gewinnen, sondern wozu ihn Gott bestimmt habe. Wenn aber er wie ein Fremdling unter dem so andersartigen Volk dahinwandelte, wozu konnte ihn Gott bestimmt haben, als der Verheißene zu sein, durch den Gott im ganzen Volk verwirklichen wollte, was in ihm und seinem Leben bereits verwirklicht war? Freilich konnte er sich diesen Beruf nicht selber wählen, er mußte ihm von Gott klar und unwiderleglich gegeben werden. In diesen Gedanken, die ihn oft so tief bewegten, traf ihn die Kunde von dem großen Propheten am Jordan. Rief dieser im Namen Gottes das ganze Volk zu sich, so galt dieser Ruf auch ihm. So trat denn auch er die Pilgerfahrt zur südlichen Jordanaue an. Wir wissen nicht, ob die beiden Männer, die nahe verwandten Häusern entstammten, sich, etwa von den Tagen der Kindheit abgesehen, kennen gelernt hatten. Johannes hatte ja seine Jugend in der Wüste verlebt. Aber später sagte der Täufer ausdrücklich, er habe, als Jesus zu ihm kam, nicht gewußt,

daß jener der zum Messias Bestimmte sei. Und doch, als er versuchte, ihm seine Beichte abzunehmen, wie er es gewohnt war bei denen, die zur Taufe kamen, zeigte sich bald, daß dieser Jesus nichts zu beichten habe. Wie erschrocken fragte der Täufer, woher er denn zu ihm komme, der doch trotz seines hohen Berufes auch nur ein sündiger Mensch sei, und eher von ihm die Taufe begehren sollte. Jesus aber erklärte, daß, was auch Gott mit ihm vorhabe, für jetzt sein Befehl, der an alle erging, sich durch Johannes taufen zu lassen, auch ihm gelte.

Nun wurde klar, in welchem Sinn der Befehl Gottes auch an ihn erging. Wenn seine Volksgenossen in die Fluten des Jordan hinabstiegen, mußten sie dort ihr altes sündhaftes Leben begraben und den Entschluß zu einem neuen Leben, welches die Frucht wahrer Sinnesänderung sein sollte, versiegeln. Er hatte dort kein sündiges Leben zu begraben; denn das seine war rein und von der Sünde unbefleckt. Aber auch er sollte sein ganzes bisheriges Leben, das dem Vaterhause und seinem irdischen Beruf geweiht war, dort begraben und ein neues beginnen, das nur noch dem Beruf des Heilbringers für sein Volk geweiht war. Als er diesen Entschluß durch die Taufe im Jordan versiegelte, da sah der Prophet im Gesicht, wie der Geist auf Jesum herabkam, der ihn zu diesem Beruf ausrüstete. Das war dem Täufer schon längst als das Zeichen angegeben, an dem er den zum Messias Erwählten erkennen sollte. Aber nicht wie die alten Propheten so oft, sah er den Geist ihn zu momentanem Reden oder Handeln ergreifen. Er sah ihn sich sanft auf Jesum herabsenken, wie die Taube Noahs, als sie nach der Flut den Ort gefunden hatte, wo ihr Fuß ruhen konnte. Gott hatte in dem von ihm Erwählten den gefunden,

auf dem sein Geist dauernd verweilen sollte, um ihn in all seinem Reden und Handeln auszurüsten für den Beruf, zu dem Gott ihn bestimmt. Da hörte der Täufer im Gesicht die Stimme Gottes, wie die alten Propheten so oft sie im Gesicht vernommen hatten, und diese Stimme erklärte Jesum als den geliebten Sohn seines Wohlgefallens, d. h. als den verheißenen Messias. Was in dieser Stunde in der Seele Jesu vorging, das hat kein Menschenmund verkündigt; aber die Evangelisten haben es sicher richtig gedeutet. Was ihm längst als Ahnung und Hoffnung aufgegangen war, jetzt war es ihm zur Gewißheit geworden. Er war der Sohn der Verheißung, den Gott mit seinem Geist ausgerüstet hatte, um sein Volk zu einem Volk von Gotteskindern zu machen, wie er eins war, und alle Segensverheißungen, die Gott von jeher diesem Volk erteilt hatte, zu erfüllen.

Das Erste, wozu der Geist ihn trieb, war, in die Einsamkeit zu gehen und dort vor Gottes Angesicht sich zu prüfen, welches die Abwege waren, die er bei dem ihm bestimmten Beruf zu meiden habe. Wir Menschen können eben nicht zu bewußter und frei gewählter Erfüllung des göttlichen Willens kommen ohne die Versuchung zu allen Abwegen mit Bewußtsein auszuschließen. Jesus hat es nachmals seinen Jüngern erzählt, wie er in der Wüste mit der Versuchung zu diesen Abwegen gerungen habe. Aber kein eigenes arges Gelüst, wie es uns jede Versuchung so schwer macht, ließ ihn auch nur einen Augenblick schwanken. Im klaren Blick auf den ihm aus dem Wort Gottes bekannten Willen seines Vaters hatte er sie als Abwege, auf die der Teufel ihn verlocken wolle, zurückgewiesen. Er war in der Wüste und hungerte. Konnte er der sein, der aller Not seines Volkes abhelfen sollte, wenn er selber Not litt und

Gott ihn nicht hieß, Steine in Brot zu verwandeln? Aber er wußte, daß geschrieben stand: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Befehl Gottes; und ihm hatte Gott eben befohlen, in die menschenleere Wüste zu gehen, wo er der gewohnten Nahrung entbehren mußte. — Er sah sich auf der Zinne des Tempels stehen, von Feinden verfolgt. Sollte er den Sprung wagen in die grausige Tiefe im Vertrauen darauf, daß Gott verheißen hat, seine Engel würden seine Frommen auf Händen tragen? Aber die Schrift hatte solches Gottversuchen verboten. Freilich gab es einen Weg, der ihn auf einmal aller Not überhob, und auf dem er allen Gefahren Trotz bieten konnte. Er wußte ja, wie rings um ihn her nur ein heißer Wunsch alle Herzen erfüllte, daß einer aufstünde, der an der Spitze seines begeisterten Volkes alle Feinde niederschlüge und das Reich Davids aufrichtete in alter Herrlichkeit. Sollte er dieser Eine sein? Aber er wußte, daß ihm Gott andere Wege vorgeschrieben hatte, seinem Volk das Heil zu bringen, und mußte Gott dem Herrn allein dienen. Darum konnte es den tausend Stimmen gegenüber, die ihn auf jenen andern Weg locken wollten, nur heißen: Hebe dich weg, Satan!

Jesus hatte in der Versuchung gesiegt. Blieb er auf seines Gottes Wegen, wie er es ein für alle Mal erwählt, so konnte keine Not ihn zum Verzagen bringen, keine Gefahr ihn zwingen, den Wunderschutz Gottes trotzig herauszufordern. Engel Gottes geleiteten ihn auf all seinen Wegen, ihm darreichend, was er bedurfte zur Ausrichtung seines Werkes, ihn behütend vor aller Gefahr. Er hat es selbst gesagt: Der Traum des alten Erzvaters hatte sich über ihm erfüllt, Engel Gottes stiegen herab und herauf auf den Menschensohn.

---

2. Kapitel.

Der Amtsantritt Jesu.

Es versteht sich von selbst, daß die Pharisäer, die für die Musterfrommen in Israel sich hielten und auch als solche anerkannt wurden, keinerlei Anlaß zu haben glaubten, sich der Bußtaufe des Johannes zu unterziehen. Noch weniger fühlten die stolzen Hierarchen in Jerusalem das Bedürfnis, zu dem Propheten am Jordan hinauszupilgern. Aber als die Begeisterung des Volkes für ihn so hoch stieg, daß man zu erwägen begann, ob er nicht vielleicht von Gott erwählt sei zum künftigen Messias, da hielten sie es doch für ihre Pflicht, eine offizielle Gesandtschaft an den Täufer zu senden und ihn zu fragen, wer er zu sein beanspruche. Er aber gestand offen, daß er weder der Messias sein wolle noch einer seiner Vorläufer, wie man sie in dem wiederkommenden Elias oder einem Propheten wie Moses erwartete. Er sei nur die Stimme eines Predigers in der Wüste, der dem in seinem Messias kommenden Jehova den Weg bereite, wie von ihm Jesajas geweissagt. Als man ihn aber fragte, warum er denn taufe, erwiderte er: die Taufe, die er

vollziehe, sei ja nur eine Wassertaufe und nicht die Geistestaufe, die der Messias sich vorbehalten habe. Aber für jene, die ein durch völlige Umkehr geweihtes Volk seinem Gott entgegenführen solle, wenn er komme, es aller messianischen Segnungen teilhaftig zu machen, sei es die höchste Zeit. Der nach ihm Kommende, dem er nicht wert sei, den niedrigsten Sklavendienst zu verrichten, stehe bereits, obwohl ihnen unbekannt, mitten unter ihnen.

In der Tat erschien schon am nächsten Tage Jesus, aus der Wüste zurückkehrend, wieder am Jordan, und der Täufer wies vor seinen Jüngern, die sich um ihn geschart hatten, um ihm in seiner Tauftätigkeit die nötigen Dienste zu leisten, auf ihn hin. Jesus sei der nach ihm Kommende, von dem er tags zuvor gesprochen, und den er bei seiner Taufe auf Grund eines ihm von Gott selbst angegebenen Zeichens als den zum Messias erwählten Sohn Gottes erkannt habe. Er wußte, daß Jesus in die Wüste gegangen war, wie einst in seiner Jugend er selbst, um sich zu rüsten zu seinem Beruf; und der Prophet hatte zu tiefe Blicke getan in die Herzen seines Volkes, als daß ihm nicht klar sein mußte, wie schwere Kämpfe dem Erwählten Gottes einst der so vielfach gottentfremdete Sinn desselben bei der Ausrichtung seines Berufes bereiten werde. Aber, wie schwer der Messias auch tragen müsse an dieser Sünde seines Volkes: er werde, wie schon der Prophet Jesaias es geschildert, still und geduldig wie ein Lamm alles tragen, um doch einst sein Werk zum Siege hinauszuführen. Unter jenen Jüngern, zu denen der Täufer diese Worte gesprochen, befand sich einer, der noch im hohen Alter von diesen ihm unvergeßlichen Tagen erzählt hat. Das war der jüngere und darum leicht abkömmliche Sohn eines Fischers namens Zebedäus, der in

Kapernaum das Fischergewerbe im großen Stil mit Lohnknechten betrieb, und seiner Mutter, einer Schwester der Mutter Jesu. Als nun am nächsten Tage Jesus wieder in der Nähe des Täufers erschien, fühlte der Zebedäussohn den unwiderstehlichen Drang, sich durch ein Gespräch mit dem weit älteren Verwandten zu überzeugen, was er von den großen Hoffnungen zu halten habe, die sein bisheriger Meister auf Jesum gesetzt. Als er aber mit seinem Freunde und Genossen Andreas Jesu nachging, um ihn zu fragen, wo sie ihn in seiner Herberge aufsuchen könnten, forderte Jesus sie auf, ihm gleich zu folgen; und sie blieben noch die beiden letzten Stunden des Tages, der für den Juden mit 6 Uhr schloß, bei ihm.

Diese Stunden waren für sein Leben entscheidend geworden. Der Zebedäussohn, den auch Jesus schnell lieb gewann, hat wohl sofort die Schule des Täufers verlassen und sich von Jesu nie mehr getrennt. Aber auch Andreas hatte nun die feste Überzeugung gewonnen, daß Jesus der im Alten Testament Verheißene sei. Sein älterer Bruder, der ebenfalls am galiläischen See das Fischerhandwerk betrieb und in Kapernaum sein Haus hatte, wohin er aus seinem Geburtsort Bethsaida übergesiedelt war, konnte natürlich nicht Haus und Beruf im Stiche lassen und ein Johannesjünger werden; aber er war ebenfalls dem Ruf des Propheten zum Jordan gefolgt, um sich taufen zu lassen. Als Andreas ihn traf und ihm sein großes Erlebnis mitteilte, ließ auch er sich zu Jesu führen, und dieser empfing ihn, als der Bruder ihn als Simon, den Sohn des Johannes vorstellte, mit den Worten: Du wirst Kephas genannt werden, d. h. ein Fels. Der Orientale liebt es, in dem Namen die Charakteristik eines Menschen auszudrücken. Wie wir diesen Simon

aus dem Evangelium kennen, war er ja nichts weniger als ein Felsenmann; aber Jesus war der rechte Herzenskündiger, weil ihm nicht, wie bei uns allen, die Binde des Hochmuts vor den Augen lag, und seine warme Liebe zu den Mitmenschen überall das Beste in ihnen erkannte, auch wo es noch durch so manche Mängel und Schwächen verdeckt war. Jedenfalls hatte Jesus recht gesehen. Dieser Simon ist nicht nur später stets der Felsenmann genannt worden, er ist es auch geworden.

So hatte sich ungesucht durch Gottes Fügung der erste, engste Kreis von Anhängern und Bekennern um Jesum gesammelt. Er sollte bald wachsen. Denn als Jesus nach der Heimat aufbrach und einen Landsmann der beiden Brüder, Philippus, zur Mitreise aufforderte, da genügte ein kurzes Zusammensein, um auch ihn zum Glauben an Jesum als den verheißenen Heiland zu bringen. Wieder mußte Philippus einen Freund treffen, der ebenfalls zum Jordan pilgerte, woher er selber kam, und ihm die Botschaft zu bringen, daß sie in Jesu von Nazaret den Verheißenen gefunden hätten. Das schien dem Manne seltsam, da er den verheißenen König Israels ganz wo anders suchen zu müssen meinte, als in diesem nicht zum besten beleumundeten Landstädtchen. Aber er war ein ehrlicher Zweifler, der bereit war, seine Zweifel durch Tatsachen widerlegen zu lassen, und ließ sich zu Jesu führen. Dieser begrüßte ihn als einen Israeliten, der in Wahrheit ohne Falsch sei, und als Nathanael ihn verwundert fragte, woher Jesus ihn zu kennen glaube, da erinnerte dieser ihn an eine ihm bedeutsame Stunde. In ihr hatte Nathanael, vielleicht eben zur Abreise an den Jordan gerüstet, Gott unter seinem Feigenbaum im Gebet angefleht, endlich seinen Messias, dessen Nähe der Prophet verkündigte,

zu offenbaren. Gott hatte Jesu, um diese Nathanaelseele zu gewinnen, zu wissen gegeben, was kein Mensch wissen konnte, und der, welcher sich in dieser Stunde von Jesu ausgefunden sah, huldigte ihm als dem zukünftigen Könige Israels.

Fortan schloß sich Nathanael, der später im Apostelkreise nur nach seinem Vatersnamen Bartholomäus genannt wurde, der kleinen Karawane an, da Jesu Weg nach Kana ging, wo er selbst zu Hause war. Die Familie Jesu war nämlich, wahrscheinlich nach dem Tode Josephs, von Nazaret dorthin übergesiedelt, und nur die Schwestern Jesu, die in Nazaret verheiratet waren, dort zurückgeblieben (vgl. Mark. 6,3). Als man in Kana ankam, war dort gerade Hochzeit in einem der Mutter Jesu eng befreundeten Hause, und nach Sitte der orientalischen Gastlichkeit wurden auch Jesus und seine Reisegefährten sofort mit eingeladen. Die Mutter, die mit den Verhältnissen des Hochzeitshauses genau bekannt war, hatte bald bemerkt, daß die Weinvorräte desselben bei der unerwarteten Vermehrung der Gäste nicht ausreichten. Sie sagte es dem Sohne in der Hoffnung, daß er, der ihr schon in mancher häuslichen Not und Sorge mit Rat und Tat zur Seite gestanden und durch sein nie wankendes Gottvertrauen ihren Glauben gestärkt hatte, Mittel und Wege finden werde, auch hier zu helfen. Er mußte ja ihre Anregung zunächst zurückweisen, da er hier wie allezeit warten mußte, ob und wie ihm sein himmlischer Vater weisen werde, einzugreifen. Aber die Mutter zweifelte nicht, daß seine Stunde kommen werde, und befahl den Dienern, ihm behilflich zu sein bei dem, was er etwa vorhabe.

Auch Jesu Vertrauen, daß Gott ihm geben werde, der durch sein Kommen entstandenen und von der Mutter so

warm empfundenen Verlegenheit abzuhelfen, wankte nicht; und seine Stunde kam. Nur durch eine wunderbare göttliche Fügung konnte es ihm gelingen, den Wein herbeizuschaffen, mit dem die Diener die bereitstehenden Krüge füllen mußten, und von dem der Tafelmeister mit scherzhaftem Vorwurf zu dem Bräutigam sagte: Du hast den guten Wein zuletzt behalten. Selbst die Jünger wußten nicht, woher er kam, und sie fragten nicht, ob Gott sich etwa des Nathanael aus Kana bedient habe, um seinem Sohne zu verschaffen, was er bedurfte. Nicht umsonst hatte Jesus vor drei Tagen gesagt, sie würden die Engel Gottes herauf und herabsteigen sehen. Sie sahen in diesem Vorsehungswunder nur ein Zeichen, daß der, welchem Gott gegeben habe, häuslichen Mangel durch reiche Fülle zu ersetzen, einst aller Not seines Volkes abhelfen und über ihm allen verheißenen Segen ausschütten werde; und ihr Glaube an seine Zukunft wurde mächtig gestärkt. Auch die Hochzeitsgesellschaft erfuhr nicht, woher der Wein gekommen war. Aber später, als nach Jahrzehnten die Erinnerung an die Einzelheiten des Vorgangs längst erloschen und der Glanz des zu Gott erhöhten Herrn auf die Ereignisse seines Lebens zurückfiel, erzählte man, es sei das Wasser zu Wein geworden. Aber unsere schlichte Erzählung weiß nichts von dem ungeheuren Aufsehen, daß ein solches Allmachtswunder in der Hochzeitsgesellschaft, ja in der Stadt hätte erregen müssen. Jesus war nicht als Prediger und Wundertäter aufgetreten, sondern als einfacher Hochzeitsgast. Als Gast suchte er auch mit den Seinen und seinen neugewonnenen Anhängern Kapernaum auf, wo die Familie seines Lieblingsjüngers, jenes Zebedäussohnes mit Namen Johannes, wohnte, und wo das Haus des Petrus stand. Mit der ihm unvergeßlichen

Erinnerung an diesen Besuch schließt der Evangelist die Zeit, wo Jesus noch ganz dem Kreise seiner Anhänger lebte.

Aber dabei konnte es nicht bleiben. So lange Jesus als einfacher Rabbi im Lande umherzog, wie ihn seine Jünger für die Gegenwart noch nannten, konnte sein Volk nicht ahnen, welch hoher Beruf ihm in der Taufe geworden war. Der Täufer konnte die einzelnen zu sich rufen, um ihnen seelsorgerisch nahe zu treten. Jesus aber, der eine neue Zeit in seinem Volk heraufführen wollte, mußte dasselbe in seinem nationalen und religiösen Mittelpunkt aufsuchen, wo sein Leben am kräftigsten pulsierte, an einem der großen Wallfahrtsfeste, wo die religiöse Erregung der aus allen Landesteilen zusammengeströmten Menge es am ehesten für neue religiöse Antriebe empfänglich machte. Das Passahfest war nahe, und so war Jesu Besuch in Kana und Kapernaum zugleich sein Abschiedsbesuch gewesen; denn er zog nach Jerusalem hinauf, um das Amt, das ihm in der Taufe übertragen war, dort anzutreten.

Es ist schon das Vorrecht der wahrhaft Großen dieser Erde, in den entscheidenden Augenblicken nicht aus klugen Erwägungen heraus zu handeln, sondern aus ihrem innersten Triebe, weil sie nicht anders können. Wieviel weniger konnte Jesus, der in seiner beständigen Gemeinschaft mit Gott sich von ihm stets unmittelbar getrieben fühlte, erst nachgrübeln, welches die beste Gelegenheit sei, zum ersten Male öffentlich hervorzutreten. Sobald er die Tempelhallen betrat, sah er den Unfug, der sich seit Jahren dort eingenistet hatte. Im Weibervorhof, wo auch die Heiden, welche die Feste Israels mitfeierten, ihre Andacht verrichten durften, hatte sich ein förmlicher Markt etabliert, wo die Opfertiere feilgeboten und die Landesmünzen in die Silbersekel umge-

wechselt wurden, in denen die Tempelsteuer entrichtet werden mußte. Die Priesterschaft hatte den Unfug geduldet, weil alles, was dem Volk das Opfern und Steuern erleichterte, ihr zugute kam. In Jesu entbrannte der heilige Eifer um seines Vaters Haus. Aus den Stricken, die am Boden lagen, drehte er eine Geißel und begann das Vieh hinaus zu treiben, dem seine Händler erschreckt folgten. Mit flammenden Worten der alten Propheten herrschte er die Taubenverkäufer an, die noch wie betäubt bei ihren Käfigen saßen, sie sollten seines Vaters Haus nicht zu einer Marktbude machen. Die Wechslertische stieß er um, daß ihr Kleingeld auf dem Marmorgetäfel dahinrollte. Jetzt mußte es jedermann sehen, daß er gekommen war, den Schäden des gottesdienstlichen Lebens seines Volkes abzuhelfen. Aber was mochte durch die Seele Jesu gehen, als eins jener alten Prophetenworte, die er wählte, um die Tempelschändung zu strafen, ihn zugleich als einen Anwalt der Heiden erscheinen ließ (vgl. Mark. 11, 17), die durch ihn einst an das Herz seines Vaters geführt werden sollten?

Die Hohenpriester waren durch das Vorgehen Jesu in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Billigen konnten sie es nicht, weil sie sich damit selbst jahrelanger Versäumnisse beschuldigt hätten. Tadeln konnten sie es noch weniger, weil die Stimme des Volkes in seinem lautlosen Schweigen zu laut für die Berechtigung desselben gesprochen hatte. So versuchten sie das Vorgehen Jesu von der formellen Seite aus zu bemängeln und fragten, in welcher Vollmacht er gehandelt habe. Jesus hätte sich einfach darauf berufen können, daß in Israel von jeher Männer Gottes in Gottes Auftrage Priestern und Königen gegenüber dessen heiligen Willen in Vollzug gesetzt hätten, ohne dieselben um Er-

laubnis zu fragen. Aber er wollte mehr sagen. Er forderte sie auf, nur damit fortzufahren, durch die Duldung solcher Mißbräuche das religiöse Leben des Volkes in seiner Wurzel zu vergiften, weil sie den Schein erweckten, als käme es in demselben nur auf Opfern und Steuern an. So würden sie zuletzt die alte Theokratie, deren Mittelpunkt der Tempel war, zerstören. Er aber werde die Berechtigung zu seiner reformatorischen Handlung dadurch beweisen, daß er in kürzester Frist beginne einen neuen Tempel aufzurichten, in dem Gott wahrhaft gedient werde, das verheißene Gottesreich. Später, als sein Schicksal sich vollendet hatte, hat sein Lieblingsjünger in dem Wort eine Weissagung gesehen. Wenn die Obrigkeit seines Volkes in der Unempfänglichkeit, die sie der sonnenklaren Berechtigung Jesu gegenüber gezeigt, fortfahre, so werde sie zuletzt dahin kommen, seinen Leib, in dem Gott selbst Wohnung gemacht hatte, in seiner Ermordung zu zerstören. Dann aber werde er in seiner Auferstehung nach drei Tagen ihn wieder aufrichten.

Noch war es ja nicht so weit, und niemand hinderte ihn, als er nun in der Festversammlung zu predigen begann von dem Gottesreich, das alle Propheten zur Heilszeit verheißen. Daß aber diese Heilszeit anbreche, bewährte er dadurch, daß ihm Gott gab, wunderbare Krankenheilungen zu vollziehen, an denen jeder sehen konnte, wie die Gnade Gottes sich wieder zu seinem Volk herabneigte. Es fehlte ihm auch durchaus nicht an Bewunderung. Ja, viele gingen so weit wie die ersten Jünger, in ihm den Erwählten Gottes zu sehen, der einst das verheißene Gottesreich aufrichten werde in aller Herrlichkeit des alten Davidreiches, auf die man zur Heilszeit hoffte. Aber der große Menschenkenner merkte wohl, daß dieser Glaube sich nicht auf die Wirkung seines

Wortes, sondern auf den Eindruck seiner Wunder gründete. Dem, der solche Wunder tat, meinten sie auch zutrauen zu können, daß er alles irdische Glück, das man in jenem Davidsreich erhoffte, herbeiführen könne. Aber was er von der Umwandlung des gesamten Volkslebens redete, ohne die es zu der Vollendung des Gottesreiches nicht kommen könne, das hatten sie nur mit tauben Ohren gehört. Darum konnte er nicht tiefer auf das eingehen, was ihm am meisten am Herzen lag. Er ließ es bei den ersten Anregungen bewenden.

Wie recht er daran tat, zeigte eine Erfahrung, die er auf dem Fest machen mußte. Ein zur pharisäischen Partei gehöriges Mitglied der Schriftgelehrten im Hohen Rat, mit Namen Nikodemus, hatte auch durch seine Wunderheilungen den Eindruck bekommen, daß Jesus ein Gottgesandter sein müsse. Er hatte auch wohl gemerkt, daß Jesus sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und hätte gern von ihm gehört, welch neue Offenbarungen über das Kommen des Gottesreichs er zu verkündigen habe. Aber er wagte es nicht, vor seinen Amtsgenossen sehen zu lassen, daß er Beziehungen zu dem galiläischen Eiferer unterhielt, der in diesen Kreisen durch seinen Eingriff in die Tempelpolizei gründlich mißliebig geworden war, und kam daher bei der Nacht zu Jesu. Mit Worten freundlicher Anerkennung suchte er Jesum zu bewegen, etwas tiefer in seine letzten Ziele und Hoffnungen einzugehen. Aber Jesus trat ihm mit der Erklärung entgegen, es komme nicht darauf an, neue Belehrungen über das kommende Gottesreich zu empfangen, sondern dafür zu sorgen, daß man einst an demselben Anteil empfange. Dazu müsse man aber eine völlige innere Umwandlung erfahren, die sich nur mit einer Neugeburt vergleichen lasse. Das war

dem Pharisäer denn doch zu viel. Das konnte er wohl begreifen, daß Jesus von dem sündhaften Volk eine solche Umwandlung verlange, aber daß man auch von einem Manne, wie ihm, der zu den Musterfrommen seiner Zeit gehörte, das fordere, schien doch einfach sinnlos. Mit leiser Ironie den nur zu gut verstandenen Gedanken Jesu ablehnend, blieb er dabei stehen, eine Neugeburt sei doch wohl für einen alten Mann wie ihn eine Unmöglichkeit.

Da erwiderte Jesus, er solle sich nicht wundern, daß er bei allen Menschen und so auch bei ihm die Notwendigkeit einer solchen Neugeburt voraussetze. Die leibliche Geburt könne doch nur leibliches Leben erzeugen, zu dem neuen geistigen Leben, das für den Eintritt ins Gottesreich notwendig sei, bedürfe es einer Geisteswirkung, die ein völlig neues Leben erzeuge. Wie dieselbe zustande komme, das ließe sich so wenig beschreiben, wie man sagen könne, woher der Wind heute zu wehen beginne und morgen ebenso plötzlich aufhöre. Aber wie man das Vorhandensein des Windes an seinem Sausen merke, so lasse sich jene Geisteswirkung erfahren, wenn sie eingetreten sei. Als aber Nikodemus fragte, was man denn tun könne, um jene Geisteswirkung zu erfahren, da erwiderte Jesus, nun müsse er vielmehr sich wundern, daß jener als der Lehrer Israels das nicht wisse. Denn von solchen Geisteswirkungen in der verheißenen Heilszeit redet auch das Alte Testament; und jeder Schriftgelehrte mußte wissen, daß die Grundbedingung jeder Erfahrung der göttlichen Gnade in ihr der gläubige Gehorsam gegen die Gottgesandten sei, die sie verkündigten.

Damit war Jesus auf den Grund zurückgekommen, warum er auf den Wunsch des Nikodemus, neues zu hören über das verheißene Gottesreich, nicht eingegangen war.

Es gab ja wieder Gottgesandte in dem Täufer und in ihm, die da verkündigten, wovon sie aus eigenster Erfahrung wußten, daß es Gottes Rat und Wille sei. Aber der Bußtaufe des Johannes hatten die Pharisäer nicht zu bedürfen geglaubt, und Jesu Wort von der Neugeburt hatte Nikodemus namens seiner Parteigenossen als unverständlich abgelehnt. Wenn sie aber nicht glaubten, was er von irdischen Dingen rede, wie sollten sie glauben, was er von himmlischen Dingen rede, von den göttlichen Ratschlüssen in betreff des kommenden Gottesreichs. Und doch könne kein anderer etwas darüber sagen als er. Denn niemand sei ja in den Himmel hinaufgestiegen, um sie dort zu erfahren, aber dem einzigartigen Menschensohn habe sie Gott anvertraut, und wer an ihn glaube als an den, der gekommen sei, um jene Heilsratschlüsse hinauszuführen, der würde auch glauben, was er von denselben verkündigte.

Von diesem Glauben hatte Nikodemus noch nichts gezeigt, aber er hatte Jesum doch angehört, auch als derselbe ihm strafende Worte sagte. Darin sah Jesus einen Anknüpfungspunkt und eine Hoffnung auf beginnende Empfänglichkeit. Darum erinnerte er an Moses, der einst in der Wüste die eherne Schlange an hohem Stabe aufgerichtet, damit jeder im gläubigen Aufschauen zu ihr zu der Gewißheit komme, daß Gott sein Volk von der Todeskrankheit, die es sich durch seine Sünde zugezogen, erretten wolle. Gewiß werde die Zeit kommen, wo er von Gott vor aller Augen so erhöht werde, daß jeder glauben müsse, er sei der verheißene Heiland. Aber wann und wie, das hatte Gott in seinem Rate sich vorbehalten. Die herrschende Erwartung war, daß, wenn der Messias komme, er damit beginnen werde, das große Gottesgericht zu halten, das alle

des Gottesreichs Unwürdigen vernichtete. Noch der Täufer hatte dies Gericht unmittelbar bevorstehend geglaubt. Ja, wenn der Messias als Weltrichter erschiene, dann mußte wohl jeder glauben, daß er sei, was er sein wollte. Aber wer war denn in Gottes Augen würdig, die großen Verheißungen des Gottesreichs zu ererben? Darum hatte Gott es anders beschlossen, als noch seine Propheten es sich gedacht. Nicht mit dem Gericht sollte der Erwählte, wenn er käme, beginnen, sondern mit der Verkündigung der Heilsbotschaft, die das Volk aus seinem Sündenverderben errette, mit der Botschaft der göttlichen Liebe, welche selbst das Volk der Segnungen des Reiches Gottes würdig mache. Nur wer diese Botschaft nicht im Glauben annehme, verfalle dem Gericht, aber er ziehe dies Gericht sich selbst zu, weil er nicht glaube an ihn als an den, welchen Gott mit seiner Heilsbotschaft betraut hat.

Das war das ernste Warnungswort, mit dem Jesus den Nikodemus entließ. Wie er dasselbe aufnahm, ist uns nicht berichtet. Aber unsere Geschichte wird zeigen, daß dieses Nachtgespräch an ihm nicht verloren war.

---

3. Kapitel.

Die Rückkehr zur Heimat.

Es war eine erste Enttäuschung Jesu, der mit seiner Heilsbotschaft den Siegeslauf durch sein Volk von der Hauptstadt aus anzutreten dachte, daß er auf dem Fest die Erfahrung machen mußte, wie sein Volk für dieselbe noch nicht reif sei. Der Täufer hatte sein Werk noch nicht vollendet; Jesus mußte sein eigener Wegbereiter werden. Gern zog der Täufer mit seiner Tauftätigkeit weiter in den Norden hinauf, eine Stätte suchend, wo er den Jordan wasserreich genug fand, um darin zu taufen, und überließ Jesu seine bisherige Taufstätte. Leicht fanden sich aus den ersten Gläubigen Jünger, die bereit waren, Jesu in seiner Taufwirksamkeit zu dienen; denn unmöglich konnte der, den sein Vorläufer im Gegensatz zu sich selber als den Geistestäufer bezeichnet hatte, beginnen, persönlich mit Wasser zu taufen, als verzichte er darauf, jener nach dem Täufer Kommende zu sein. Er ließ also die Taufe durch seine Jünger vollziehen und behielt sich selber nur die Bußpredigt und die seelsorgerlichen Gespräche mit den Einzelnen vor. Daß die-

selben andere waren, als die des Täufers, haben wir aus dem Gespräch mit Nikodemus gesehen. Er drohte nicht mit den Schrecken des nahenden Gerichts; er lockte mit der Erfüllung aller verheißenen Segnungen, indem er ermahnte, sich derselben durch völlige Umkehr wert zu machen.

Daß dieser zeitweilige Rückgang Jesu auf die Berufstätigkeit seines Vorläufers die Einzigartigkeit seines Berufs nicht ausschließe, sollte der Täufer bald selbst zu bezeugen Gelegenheit finden. Als vom Süden her die Nachricht von dem immer wachsenden, den des Täufers bald weit übertreffenden Zulauf des Volkes zu der Taufe Jesu kam, erwachte unter den Jüngern des Täufers der Neid auf die Erfolge des Mannes, den doch ihr Meister selbst zuerst in die Welt eingeführt hatte. Aber Johannes wies die unverhohlenen Äußerungen desselben zurück. Er habe dem Messias nur die Braut geworben, und wenn er in dem Zulauf des Volkes zu Jesu die Vereinigung des Bräutigams mit der Braut sich vollziehen sehe, so könne das ihn nur mit höchster Freude erfüllen. Es liege in dem Verhältnis ihrer gottgegebenen Berufe zu einander, daß er abnehmen müsse in dem Maß, in dem jener zunehme. Denn Jesus sei doch der Gottgesandte schlechthin, der den Geist ohne Maß habe, und dessen Worte daher alle Gottes Worte seien. Dem habe Gott die Ausführung all seiner Heilsratschlüsse anvertraut, und darum müsse man seinem Ruf gehorchen, wenn man nicht dem Zorn Gottes in dem nahenden Endgericht verfallen, sondern zum Heil und Leben gelangen wolle. Noch einmal hören wir in diesen Täuferworten die Donner des Gerichts rollen, wie in den ersten. Es war sein Schwanengesang. Nicht lange darauf wurde er von dem Tetrarchen Herodes Antipas, der über den Norden Pa-

lästinas herrschte, eingekerkert. Freimütig hatte Johannes die Ehe desselben mit seiner Schwägerin, die er entführt und um derer willen er die Tochter des arabischen Königs Aretas verstoßen hatte, als doppelten Ehebruch gebrandmarkt.

Monate waren verstrichen. Da erkannte Jesus, daß seine Wartezeit vorüber sei. Ihm wurde bekannt, daß die Pharisäerpartei, deren ganze Macht in ihrer geistigen Beherschung des Volkes lag, eifersüchtig zu werden begann auf den Einfluß, den Jesus auf große Massen des Volkes gewann. Er wußte im voraus, daß er mit dieser Partei einst einen schweren Kampf durchzuringen haben werde, und durfte nicht vor der Zeit, ehe er für seine eigentliche messianische Wirksamkeit festen Boden im Volke gewonnen hatte, ihre Gegnerschaft heraufbeschwören. Darin sah er den Wink Gottes, in seine Heimat zurückzukehren, wo er ihrem eifersüchtigen Nachspüren zunächst entrückt war. Der gerade Weg nach Galiläa führte aber durch Samarien. Wohl vermieden die Festkarawanen diesen Weg und wählten lieber den weiten Umweg durch Peräa jenseits des Jordan, um den ewigen Reibungen zwischen den beiden stammverwandten Völkerschaften zu entgehen. Die Bevölkerung Samariens war durch die Verpflanzung heidnischer Kolonisten in der Assyrerzeit dorthin zu einem Mischvolk geworden, das, obwohl es noch an dem Ursprung von den Vätern Israels festhielt, doch als höchst zweifelhaften Bluts und noch zweifelhafteren Glaubens galt. Die Samariter verwarfen die gesamte Prophetie Israels und hatten sich auf dem Berge Garizim einen eigenen Tempel erbaut, nach dessen Zerstörung durch die Juden der Berg immer noch ihre Anbetungsstätte blieb. Daher der tiefgewurzelte Haß zwischen den bei-

den Völkerschaften, der Jesum natürlich nicht abhielt, den geraden Weg zu wählen, der ihn zur Heimat führte.

Auf diesem Wege angesichts der Berge Ebal und Garizim lag der sogenannte Jakobsbrunnen, den der Erzvater noch selbst gegraben haben sollte. Müde und durstig von der Wegwanderung hatte sich Jesus am Brunnen niedergelassen. Diejenigen seiner Jünger, welche das Schöpfgerät bei sich führten, waren von ihm zur Stadt gesandt, um Speise zu kaufen. Als daher ein samaritisches Weib aus einem der nahegelegenen Gehöfte kam, um Wasser zu schöpfen, bat er sie um einen Trunk. Das Weib sprach neckend seine Verwunderung aus, daß der jüdische Mann sich herablasse, ein samaritisches Weib mit einer Bitte anzugehen. Jesus aber erwiderte: wenn sie ihn kennte und die Gabe Gottes, die er zu bieten habe, würde sie vielmehr ihn um einen Trunk frischen Quellwassers bitten. Er redete, an die Situation anknüpfend, im Bilde von seiner Heilsbotschaft. Sie aber verstand ihn natürlich nicht, und verwunderte sich darüber, wo er solches hernehmen wolle, und wie er dasselbe für ein besseres halten könne als das, welches der Erzvater ihnen gegeben und welches ihm und den Seinen allezeit genügt habe. Vergeblich suchte Jesus sie auf den bildlichen Sinn seines Wortes hinzuleiten, indem er erklärte, daß das Wasser, von dem er rede, allen Durst auf ewig stille, wenn es innerlich angeeignet sei. Denn niemand versteht etwas von der Stillung geistlichen Durstes, der nicht das geistliche Bedürfnis der Seele schmerzlich gefühlt hat. Dieses Bedürfnis kann aber erst geweckt werden, wenn das Schuldbewußtsein erregt ist. Da gab Gott Jesu, daß auf einmal die ganze Geschichte des Weibes vor seinen Augen stand, dessen fünffache Ehe von manchen schweren Verschul-

dungen erzählte, und das gegenwärtig noch in einem buhlerischen Verhältnis lebte; und er wußte einen Anlaß zu finden, um dem Weibe den Spiegel seiner Geschichte vorzuhalten.

Jesus hatte seinen Zweck erreicht. Das Weib wagte nicht zu leugnen; und in dem Bewußtsein, daß sie einen Propheten vor sich habe, erwachte in dem leichtfertigen Weibe die erste religiöse Regung, die sich an den Streit der beiden Völkerschaften darüber knüpfte, ob die rechte Stätte der Anbetung in Jerusalem oder auf dem Berge Garizim sei. Da wies Jesus auf eine Zukunft hin, wo der Gegenstand dieses Streites überhaupt wegfällig werde. In der Gegenwart aber wüßten die Juden allein von einem Heilsgott, und sein Heil beginne sich bereits zu verwirklichen, wo man Gott nicht mehr in irgend welchen äußerlichen Formen anbete, sondern in Geist und Wahrheit. Das sei aber die Wahrheit, daß Gott solche Anbeter verlange, die ihn in kindlichem Vertrauen als ihren Vater anrufen.

Zum ersten Mal war es über seine Lippen gegangen, was er in Jerusalem noch nicht sagen gekonnt, auch einem Nikodemus nicht, daß er gekommen sei, ein schuldbeladenes Volk zu Gotteskindern zu machen, denen der Vater alle seine Verheißungen erfüllen könne. Das Weib war von seinen Worten gefaßt, aber es konnte sie noch nicht ganz fassen. Auch die Samariter erwarteten einen Messias, wenn sie ihn auch nur für einen großen Propheten wie Moses hielten; und das Weib berief sich darauf, daß all diese Dinge ihnen der Messias, wenn er komme, näher erklären werde. Da konnte Jesus, an sein erstes Wort anknüpfend, sagen, wer er sei, der mit ihr rede, der Messias, der in seiner Verkündigung Heil bringe für Zeit und Ewigkeit.

Darüber waren die Jünger aus der Stadt zurückgekehrt und verwunderten sich, Jesus im Gespräch mit einem Weibe zu finden, was für einen Rabbinen als sehr unschicklich galt. Als sie ihm von der Speise, die sie mitgebracht, anboten, lehnte er sie ab. Seine Seele war gesättigt von dem Bewußtsein, eine verlorene Menschenseele auf den Weg zum Heil geleitet zu haben, und er fühlte nicht Hunger noch Durst mehr. Er erklärte, daß seine Speise die Erfüllung des göttlichen Willens sei. Das war das Geheimnis seiner Sündlosigkeit. Wem es eine Lust ist, Gottes Willen zu tun, ja, das unentbehrlichste Bedürfnis seiner Seele, wie es Speise und Trank für den Leib ist, der kann gar nicht sündigen. Er würde dadurch sich dessen berauben, was ihm für sein geistiges Leben unentbehrlich ist, die Erfüllung des göttlichen Willens. Daß er aber durch das Gespräch mit dem Weibe begonnen habe, das ihm vom Vater aufgetragene Werk zu vollenden, sollte sich bald zeigen. Das Weib hatte seinen Krug stehen lassen und war zur Stadt geeilt, um überall hin, wenn auch noch wie zweifelnd, die unerhörte Botschaft zu verbreiten, daß der Messias gekommen sei. Als aber Jesus die Städter, von dem Weibe angelockt, durch die grünen Saatfelder herankommen sah, erkannte er, daß hier ein wirkliches Bedürfnis nach einem Messias für das religiöse Leben, wie die Samariter ihn erwarteten, vorhanden war. Er erinnerte die Jünger daran, daß man ja gewöhnlich annehme, es dauere vier Monate von der Saat bis zur Ernte. Hier aber könnten sie ein Feld sehen, das kaum besät, bereits zur Ernte reif sei. Freilich gelte von diesem Erntefelde, daß ein anderer säe und ein anderer schneide. Seine Aufgabe sei nur zu säen, sie erst würden dereinst ernten und die Samariter ins Reich Gottes

einführen. Aber daß die Samariter bereits reif seien für sein Werk, wie er leider sein eigenes Volk bisher nicht gefunden, hatte Jesus mit Recht erkannt. Denn als er auf die Bitte der Städter zwei Tage bei ihnen blieb,, kamen sie sofort zum Glauben an seine Heilsbotschaft und bekannten sich zu ihm als dem von ihnen erwarteten Heiland.

Wieder führte der Weg in die Heimat Jesum zunächst nach Kana, wo seine Familie wohnte. Sofort mußte er erfahren, in welchem Sinne er dort inzwischen ein berühmter Mann geworden sei. Die Festpilger aus Galiläa hatten bei ihrer Rückkehr dorthin die Kunde verbreitet von seinen Wunderheilungen auf dem Passahfest, und jedermann wollte den Wundermann sehen. Das war nun doch nicht die Bewunderung, in der Jesus die rechte Empfänglichkeit für seine Heilsbotschaft sah.

In Kapernaum war ein königlicher Beamter des Tetrarchen Herodes stationiert, der sein Heer nach römischem Muster organisiert hatte und römische Offiziere im Solde hielt. Dieser Hauptmann war, wie soviele Heiden damals, besonders unter den Gebildeten, von seiner Volksreligion unbefriedigt und daher ein Freund des Judentums geworden. Wir wissen nicht, wie weit derselbe den Gott Israels verehren gelernt hatte; aber er hatte seine Freundschaft für das Volk bereits dadurch bewiesen, daß er der Stadt eine Synagoge gebaut. Als ihn nun die Kunde erreichte, daß Jesus in Kana sei, machte er sich sofort auf in der Hoffnung, daß der Wundermann auch seinem auf dem Tode liegenden Sohne noch helfen könne. Er hatte die Stadtältesten mitgenommen, die sofort seine Bitte mit einer warmen Fürsprache unterstützten.

Jesus aber empfing sie mit dem unmutigen Wort, sie

vertrauten auf seine Hilfe nur, weil sie die Wunder gesehen hätten, die er getan habe. Da trat der Hauptmann selbst heran und gestand, daß er sich viel zu unwürdig fühle, um Jesum selbst zu bitten, er möge unter sein Dach kommen. In seiner treuherzigen Weise verwies er darauf, daß ihm aus seinen amtlichen und häuslichen Verhältnissen gut genug bekannt sei, was befehlen und gehorchen heiße. Er dachte sich in seiner abergläubischen Weise die Wundermacht Jesu dadurch vermittelt, daß höhere Mächte unter seinem Befehl stünden, denen er nur durch ein Befehlswort zu gebieten brauche, seinen Sohn gesund zu machen. Da sprach Jesus: Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden. Dort glaubte man wohl an Wunderkräfte, mit denen Gott seinen Gesandten ausgerüstet habe. Aber wie sollten die in Tätigkeit treten, wenn er dem Hauptmann nicht an das Krankenlager des Sohnes folgte? Dieser Heide war doch in seinem Aberglauben von dem Richtigen nicht so fern. Nicht höhere Mächte waren es freilich, denen Jesus zu gebieten hatte; aber er wußte, daß sein Vater im Himmel ihm allezeit gab, was er als für sein Berufswirken erforderlich erbat. In dieser Gewißheit sprach er zu dem Hauptmann: Gehe hin, dein Sohn lebt.

Jesus hatte sich auch in diesem Falle nicht getäuscht. Als der Hauptmann sofort aufbrach und gegen Abend, mit dem für den Juden schon der folgende Tag beginnt, seinem Wohnort sich nahte, kam man ihm von dorther mit der Freudenbotschaft entgegen, daß sein Sohn genesen sei. Als er aber nach der Stunde forschte, in welcher die heilbringende Krisis eingetreten, erfuhr er, daß gerade in der ersten Nachmittagsstunde, in welcher Jesus jenes Wort gesprochen, das gefahrdrohende Fieber gewichen sei. So unglaublich jenes

Wort schien, da Jesus ja nichts tat und nichts befahl, um diesen Erfolg herbeizuführen, — der Hauptmann hatte ihm vertraut, und es hatte sich bewährt. Gott hatte dem Vertrauen des Vaters entsprochen und seinem Sohn das Leben wieder geschenkt. Fortan glaubte er mit seinem ganzen Hause; aber das war kein Glaube wie jener jüdische Wunderglaube, über den sich Jesus so unmutig ausgelassen hatte. Weil sich jenes Wort Jesu so wunderbar bewährt, war er entschlossen, ihm auch fernerhin zu glauben in allem, was er auf Gottes Befehl verkündigte. So war Jesu zum zweiten Mal, wie einst auf der Hochzeit zu Kana bei seiner Rückkehr in die Heimat ein Zeichen gegeben, daß Gott ihm alles geben werde, was ihm zu seinem Berufswirken not tat.

Freilich der Mann, an dem ihm Gott diesen segensreichen Erfolg verlieh, war ein Heide, wie jene Samariter, die er infolge des Gesprächs mit dem Weibe am Jakobsbrunnen zum Glauben geführt, die Glieder eines halbheidnischen Volksstammes. Das waren Ausnahmefälle; aber seine Berufsaufgabe ging an sein Volk, dem gegenüber er eben noch den Heiden hatte loben müssen. Durfte er hoffen, für seine eigentliche Wirksamkeit dasselbe mehr reif zu finden, als die Bevölkerung Jerusalems? Hat er doch später einmal selbst gesagt, der Prophet gelte nichts in seinem Vaterlande. Die natürlichen Bande, die ihn mit der Bevölkerung Galiläas verknüpften, waren für seine Aufnahme als das, was er sein wollte und sollte, eher hinderlich als förderlich. Es ist ja schwer, den, welchen man wie jeden andern unter sich aufwachsen sah, nun auf einmal als seinen Heiland anzuerkennen. Sollte er etwa wieder, wie in Judäa, damit beginnen, eine wegbereitende Tätigkeit, wie die des Täufers fortzusetzen? Und doch hatte Gott selbst

ihn durch deutliche Zeichen hierhergeführt. Er sollte auch jetzt durch ein unzweideutiges Zeichen seinen Willen kundtun. Kaum hatte Jesus die Heimat betreten, so lief durch dieselbe die Schreckenskunde, daß der große Prophet am Jordan von seinem Landesherrn verhaftet und auf der unnahbaren Felsenfeste Machärus eingekerkert sei. Was ihm diese Kunde sagte, war klar. Die Zeit der Vorbereitung war vorüber, jetzt mußte er mit seiner eigentlichen messianischen Wirksamkeit beginnen, die er noch in Jerusalem zurückgehalten hatte. Er mußte sie hier in seiner galiläischen Heimat beginnen, so hart auch die Säemannsarbeit, die vor ihm lag, sein mochte.

Was aber Jesu eigentliche messianische Berufsaufgabe war, das hat er selbst oft genug ausgesprochen, die Verkündigung der Freudenbotschaft von dem nahenden Gottesreiche. Was das sagen wollte, wußte jeder fromme Israelit ganz genau. Das war ja von jeher der Ruhm dieses Volkes gewesen, ein Volk zu sein, in dem Gott allein durch sein offenbartes Gesetz herrschte und das Volksleben nach all seinen Seiten hin gestaltete. Aber ebenso gewiß hatten alle Propheten verkündigt, daß dieses Ideal noch nicht verwirklicht sei; sie hatten aber auf eine Zeit hingewiesen, da Gott selbst im Messias zu seinem Volk kommen werde, um das Gottesreich in Israel aufzurichten. Und nun kam Jesus und verkündigte, daß die Zeit, welche Gott in seinem Heilsratschluß zur Vorbereitung auf diese seine höchste Offenbarung bestimmt habe, verflossen und das Gottesreich nahe herbeigekommen sei. Aber die Gottesherrschaft ist keine Zwingherrschaft. Das Gottesreich konnte nicht verwirklicht werden, wenn nicht das Volk aus freiem Willen sich von all seinem Weltsinn und Sündendienst aufrichtig bekehrte zu sei-

nem Gott. Dann erst konnte derselbe, wie es alle Propheten zur Heilszeit verheißen, alle ihre Segnungen auch über das äußere Leben des Volkes ausbreiten. Denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, nur die Sünde ist der Leute Verderben.

Darum mußte auch alle messianische Wirksamkeit Jesu beginnen mit der altprophetischen Mahnung: Tut Buße und ändert euren Sinn. Aber er konnte ein Neues hinzufügen: und glaubet an das Evangelium. In dem Vertrauen, daß Gott selbst in seinem Messias komme, die Heilszeit herbeizuführen, sollten sie die Kraft finden zu der Sinnesänderung, welche alle Propheten vergeblich durch ihre Bußpredigt erstrebt hatten. Aber war denn er es, der dieses Gotteswerk hinausführen sollte? Die Propheten hatten den Messias am liebsten als einen König auf Davids Thron gedacht, der die Gerechtigkeit aufrichten werde im Volk, und in dieser Vorstellung lebte und webte die Volkserwartung. Hätte sich Jesus als den Messias bezeichnet, so würde das Volk es nur in diesem Sinne genommen und er die messianische Revolution entfesselt haben, die seit den Tagen des letzten Aufstandes wider die Römerherrschaft im Volke gährte. Aber der einzigartige Menschensohn wollte er sein, den alle Propheten verheißen. Was er darum von dem Messias, der das Gottesreich herbeiführen werde, dem Volk zu sagen hatte, das sagte er von dem Menschensohn aus. Damit war dem Volk die Probe gestellt, ob es in ihm, dem schlichten Menschensohn, jenen einzigartigen erkennen werde, auch wenn er nichts von dem tat, was das Volk von der Vorstellung des Messiaskönigs aus von ihm verlangte. Solcher Glaube war freilich nicht jedermanns Ding.

4. Kapitel.

Die Saatzeit.

Um die neue Epoche seiner Wirksamkeit zu charakterisieren, begann Jesus sich mit einem Kreise ständiger Begleiter auf seinen Wanderungen zu umgeben, an dem man sehen konnte, daß er ein Neues um sich her zu schaffen gesonnen sei.

Als er am galiläischen See vorüberging, bemerkte er die beiden Fischerbrüder, mit denen er am Jordan Bekanntschaft gemacht hatte, in ihrem Gewerbe tätig. Ihm lag besonders daran, den Simon zu gewinnen, von dem er sich am meisten für seine Sache versprach; und er forderte ihn auf, sein Jünger zu werden, indem er ihm einen höheren Beruf in Aussicht stellte, zu dem er ihn tüchtig machen wolle. Menschenfischer sollte er fortan werden, indem er die Menschen in das von ihm zu gründende Gottesreich sammle. Wirklich war derselbe sofort entschlossen, Haus und Beruf zu verlassen und Jesu nachzufolgen. Daß der jüngere Bruder, der dem Simon bisher in seinem Fischerhandwerk gedient hatte, auch an seinem neuen Beruf teilnehmen werde, verstand sich von selbst. Nicht weit davon sah Jesus die ihm

so nahe verwandten Zebedäussöhne im Schiff mit ihren Netzen beschäftigt. Hier bedurfte es keiner durch ein besonderes Versprechen begründeten Aufforderung. Der jüngere, Johannes, den er so besonders lieb gewonnen, war schon bisher kaum von seiner Seite gewichen; und es war längst mit ihm und dem älteren Bruder Jakobus verabredet, daß der Augenblick kommen werde, wo sie in Jesu ständigen Dienst treten sollten. So rief er sie, und sie kamen; da der Vater mit Soldknechten sein Gewerbe trieb, waren sie ihm entbehrlich.

Mit seinen vier Begleitern begab sich Jesus nach ihrem nahen Wohnort Kapernaum. Sobald der Sabbat anbrach, ging er in die Synagoge, wo jeder, der sich dazu fähig und berufen fühlte, öffentlich reden durfte. Er meldete sich zum Wort, und es wurde ihm die Schriftrolle gereicht. Er verlas den für den Sabbat bestimmten Text und knüpfte daran seine Verkündigung. Jesus hatte in der Schrift gelebt von Jugend auf, und er las in ihr überall die große Gottesverheißung, zu deren Erfüllung er gekommen war. Er begann davon zu reden, wie die Zeit zu dieser Erfüllung jetzt da sei, und jedermann fühlte, daß er nicht mühsam einstudierte Weisheit vortrug wie die Schriftgelehrten, die sonst hier aufzutreten pflegten, sondern in höherer Vollmacht redete.

Es sollte sich bald zeigen, wie recht man damit hatte. In Israel wußte man, daß seine am tiefsten gesunkenen Volksgenossen unter dem Einfluß gottwidriger Mächte standen, die sie knechteten. Man nannte sie die Besessenen, und wenn, wie so oft, sie durch ihr Sündenleben sich leibliche oder seelische Krankheit zugezogen hatten, erwachte auch in diesen Unglücklichen selbst das Bewußtsein ihrer sittlichen Gebundenheit. In dem unheimlichen Doppelleben, das sie fortan führten.

rang ihr zum Bewußtsein erwachtes besseres Ich machtlos gegen die sie beherrschende Macht, die sie zwang, zu reden und zu tun, was sie in ihrem Namen reden und tun sollten.

Auf einen solchen Besessenen, der in der Synagoge anwesend war, hatte die Predigt Jesu einen tiefen Eindruck gemacht. Was Jesus von der kommenden Heilszeit geredet, hatte in ihm die Ahnung erweckt, daß es auch für ihn noch eine Rettung gebe. Aber der böse Geist zwang ihn, sich gegen Jesum aufzubäumen: Was hast du mit uns zu schaffen? Wir wissen, daß du der Heilige Gottes bist, der gekommen ist, uns zu verderben! Aber Jesus bedrohte ihn mit der Gottesmacht seines Wortes und gebot ihm zu schweigen. Es trat eine furchtbare Krisis ein, die sich in einem heftigen Krampfanfall äußerte; aber fortan war die Macht des bösen Geistes über den Besessenen gebrochen und der Unglückliche von demselben befreit. Da staunte die Synagogenversammlung noch mehr. Nur in göttlicher Vollmacht konnte Jesus so den unsauberen Geistern gebieten, daß sie ihm gehorchen und ausfahren mußten.

Als Jesus die Synagoge verließ, lud er sich bei Simon zu Gast. Das setzte den Mann in eine gewisse Verlegenheit. Seine Schwiegermutter, die nach dem Tode seines Weibes ihm den Haushalt führte, lag am Fieber krank darnieder. Es lag diesen Jüngern doch nichts ferner, als die Wundermacht ihres neuen Meisters für ihre kleinen häuslichen Sorgen auszunützen. Man entschuldigte sich nur, daß er es ungastlich im Hause finden werde, wo die Wirtin fehlte. Da ließ sich Jesus an ihr Krankenbett führen und ergriff sie bei der Hand. Sofort richtete sie sich auf, und das Fieber verließ sie. Das war eines der Mittel, durch welche Gott seinen Gesandten für seinen Beruf ausgerüstet hatte, daß er, den

keine Sünde und keine Krankheit anrührte, durch bloße Berührung Genesungskräfte auf Kranke übertragen konnte.

Aber der Ruf, daß der große Wundermann da sei und sich eben noch als solchen in der Synagoge erwiesen, hatte sich rasch in der Stadt verbreitet, und sobald mit 6 Uhr der Sabbat vergangen war, wurde das Haus, in dem die geheilte Schwiegermutter des Petrus eben noch ihre Gäste bewirtete, von einer Menge umringt, die ihre Kranken zu Jesu brachten, und von Besessenen, die sich nach Erlösung sehnten, wie der in der Synagoge. Die Tagesstunden reichten lange nicht dazu aus, daß Jesus sich mit jedem einzelnen beschäftigen konnte, um zu seheu, ob und wie er ihm helfen könne.

Am folgenden Morgen stand Jesus noch vor Tage auf und begab sich an eine einsame Stätte, um, wie er pflegte, durch Gebet sich auf seine Tagesarbeit vorzubereiten. Als die Jünger, die eifrig nach ihm gesucht hatten, ihn fanden und ihm meldeten, daß schon wieder die ganze Menge da sei mit denen, die noch keine Heilung und keine Rettung aus ihrer Not gefunden hatten, weigerte er sich, zurückzukehren. So gewiß die ihm von Gott verliehenen Wunderheilungen ein Zeichen sein sollten, daß in ihm die Gnade Gottes erschienen sei, welche die verheißene Heilszeit herbeiführen wollte, so gewiß war er doch nicht gekommen, um ein Arzt der leiblich Kranken zu sein, sondern um die Heilsbotschaft zu verkündigen. Eben darum hatte er so früh die Stadt verlassen, in der sofort neue Ansprüche an seine Heiltätigkeit gemacht werden mußten, um seine eigentliche Berufstätigkeit auch andern zuzuwenden. Und so durchwandelte denn Jesus mit seinen vier Begleitern die überreich bevölkerte Gegend am Westufer des Genezarethsees, auf die er zunächst seine Wirksamkeit beschränken wollte, in ihren Sy-

nagogen predigend und seine Heilsbotschaft durch Wunderheilungen bekräftigend.

Aber wie begeistert auch zeitgenössische Schriftsteller den Reichtum und die Pracht der Vegetation an jenem Westufer schildern, — eine düstere Wolke lagerte doch über ihr, wie über dem ganzen Norden Galiläas, wo die Bevölkerung schon stark mit Heiden gemischt war. Darum gab es dort so viele, die im Verkehr mit ihnen sich der strengeren Sitte ihres Volkes entwöhnt hatten, und die darum das tugendstolze Israel als die Sünder schlechthin bezeichnete. Freilich waren auch arge Sünder unter ihnen, die von den heidnischen Grundsünden der Unzucht und Habgier leicht genug angesteckt wurden. Feile Dirnen trieben in den Städten öffentlich ihr unzüchtiges Gewerbe, und die ohnehin schon gründlich verhaßten Zollplackereien zogen den Volksgenossen, die sich aus Habsucht in den Dienst derselben stellten und die die staatlichen Forderungen zu ihrem eigenen Nutzen und Gewinn steigerten, die gründlichste Verachtung zu. Jesus schloß auch sie in seine Bußpredigt ein, welche freilich die Stimme ihres Gewissens und das Urteil des Volkes über sie nur verschärfte. Aber nicht anders als dem ganzen Volke galt ihnen die Bußpredigt; nicht anders wie diesem galt auch ihnen die Verheißung der göttlichen Gnade, welche allen, die reumütig und im Vertrauen auf sie zu Jesu kamen, die Vergebung ihrer Sünde anbot und die Aufnahme ins Gottesreich, von dem sie in ihrem Sündenelend sich für immer ausgeschlossen wähnten. In diesen Kreisen ging das Gleichnis vom verlorenen Sohne um, das Jesus einst gesprochen und dessen erster Teil in erschütternder Weise die Geschichte aller Sünde darstellte, die mit falschem Freiheitsdrang und dem Verlangen nach ungebundenem Genuß be-

ginnt und mit schimpflicher Knechtschaft und tiefstem Elend endet. Im zweiten Teil aber hatte es die unergründliche Liebe des Vaters geschildert, der den reumütig zurückkehrenden Sohn nicht nur annimmt und ihn in alle seine Kindesrechte wieder einsetzt, sondern ihn auch mit seinen Liebes- und Freudenbezeugungen überhäuft.

Das hatte das Herz dieser Kreise getroffen, darin sahen sie das Palladium, an dem sich ihre gesunkene Selbstachtung, ihre Hoffnungslosigkeit zu einem schönen Vertrauen aufrichtete, in dem sie ein neues Leben begannen. Aber nicht umsonst hatte Jesus noch einen dritten Teil hinzugefügt, in dem er den häßlichen Neid und Tugendstolz des älteren Bruders mit dem mildesten Mahnwort des Vaters zurückweisen ließ. Er wußte ja, daß die erbarmende Sünderliebe Gottes, wie er sie in diesem Gleichnis schilderte, für den Sinn des natürlichen Menschen immer unbegreiflich blieb. Darum nahmen die Musterfrommen im Volk solchen Anstoß an diesem seinem Verkehr mit den Zöllnern und Sündern.

Er hatte den Zöllner Levi, einen Sohn des Alphäus, der nachmals im Apostelkreise den Namen Matthäus führte, von seiner Zollbude weg in seine dauernde Nachfolge berufen. Als dieser ihn nun bei sich zu Gaste lud, waren es Schriftgelehrte der Pharisäerpartei, welche seine Jünger darauf aufmerksam machten, daß ihr Meister, wenn er an Levi's Tisch mit den dort verkehrenden Zöllnern und Sündern zusammenspeiste, sich doch durch den Verkehr mit so anrüchigen Leuten verunreinige. Damals hatte Jesus nur einfach im Gleichnis darauf hingewiesen, daß, wie der Arzt doch gerade zu den Kranken gehe und nicht zu den Gesunden, so auch er geflissentlich Sünder zu sich rufe und nicht Gerechte, weil jene vor allem seiner Hilfe bedürften. Kein Wort hatte er davon

gesagt, daß, wenn sie sich etwa für Gerechte hielten, wie es solche in seinen Augen überhaupt nicht gab, sie es sich selbst zuzuschreiben hätten, wenn er ihnen nichts zu bringen habe. Erst in viel späterer Zeit hat er im Gleichnis den Pharisäer, der Gott im Dankgebet seine guten Werke vorzählt, und den Zöllner, der demütig an seine Brust schlägt, abgemalt, um zu zeigen, wie nicht der tugendstolze Hochmut die Gnade Gottes erlangt, sondern die bußfertige Demut. Noch hatte es keinen Zusammenstoß zwischen ihm und der pharisäischen Partei gegeben. Ja, es kam nicht selten vor, daß man den volksbeliebten Rabbi zu Tische lud, um mit dem neu aufgegangenen Stern seine Tafelrunde zu schmücken.

So geschah es, daß, als er einmal bei einem Pharisäer zu Tische lag, nach orientalischer Sitte die Arme aufgestützt und die Füße nach hinten gestreckt, eine stadtbekannte Sünderin sich in den Speisesaal drängte und nicht abließ, seine Füße zu küssen und zu salben. Da meinte sein Wirt, Jesus könne doch kein Prophet sein, da er sonst wissen müßte, was das für ein Weib sei, und ihre Berührung nicht dulden dürfte. Jesus aber wollte zeigen, daß er das Weib besser kenne als der Pharisäer, und erzählte ihm ein Gleichnis von zwei Schuldnern, von denen dem einen eine große Schuld erlassen war, dem andern wenig. Er ließ den Pharisäer selbst urteilen, welcher von beiden den Gläubiger mehr lieben werde. Dann wies er hin auf den kühlen Empfang, den er bei seinem Wirt gefunden, und auf die dankbare Liebe, die ihm das Weib erwiesen. Daraus könne man ersehen, daß ihr viele Sünden vergeben seien, daß sie also nicht nur eine große Sünderin sei, sondern eine durch bußfertige Umkehr für ewig gerettete, und er bestätigte dem Weibe die Sündenvergebung, die es bisher nur auf Grund seiner

Predigt sich angeeignet hatte. Klar genug hatte er angedeutet, daß der kühle Empfang des Pharisäers eben zeige, wie dieser das höchste von ihm noch nicht empfangen habe, was er biete, die Sündenvergebung.

Freilich, daß er diese als *seine* Gabe bezeichnete, mußte unter den Schriftgelehrten und Pharisäern den größten Anstoß erregen. Jesus war wieder einmal nach Kapernaum gekommen, das er zum eigentlichen Mittelpunkt seiner Wanderungen erkor. Wieder war das Haus, in dem er vor dem Kreise seiner Anhänger lehrend saß, von Hilfesuchenden umdrängt, so daß vier Männer, die einen Gelähmten auf seiner Bahre zu ihm bringen wollten, unmöglich mit ihrem Kranken zu ihm gelangen konnten. Sie stiegen darum auf der Treppe, die von der Straße aus auf das flache Dach führte, mit ihrer Bahre hinauf und ließen dieselbe, indem sie gewaltsam das Dach durchbrachen, in das Oberzimmer hinab, in dem Jesus lehrte. Als Jesus ihren Glauben, daß er helfen werde, sah, empfing er den Gelähmten mit dem Wort: Dir sind deine Sünden vergeben! Der große Herzenskündiger hatte erkannt, daß den Kranken mehr noch als seine Krankheit die Reue quälte über sein Sündenleben, durch das er sich dieselbe zugezogen. Das schien nun freilich ein unerhörter Eingriff in die Majestätsrechte Gottes, der sich vorbehalten hatte, selbst die Sünde zu vergeben auf Grund der in seinem Gesetz angeordneten Opfer; und die Pharisäer nannten es unter sich eine Gotteslästerung.

Jesus aber, der ihre Gedanken durchschaute, tadelte sie nicht, da sie von ihrem Standpunkt aus, solange sie die Bedeutung seiner Sendung noch nicht erkannt hatten, im Rechte waren. Aber er fragte sie, was wohl leichter sei, zu

dem Gelähmten zu sagen: dir sind deine Sünden vergeben! oder: stehe auf, nimm dein Bette auf und gehe heim! Die Antwort verstand sich von selbst. Beides war ja leicht zu sagen; nur daß man bei dem einen aus dem Erfolg sehen konnte, ob es in göttlicher Vollmacht gesprochen war oder in eitler Selbstüberhebung. Er wußte aber, daß Gott, um ihn als den gesandten Heiland zu bestätigen, dem Kranken die volle Gesundheit wiedergegeben habe. Darum wartete er keine Antwort ab, sondern befahl dem Gelähmten sein Bette zu nehmen und nach Hause zu tragen. Als man aber sah, daß derselbe sofort aufstand und Jesu Befehl folgte, erkannte man, daß Gott Jesu die Vollmacht gegeben habe, die Menschen von der Sünde und ihren Folgen zu erlösen, und pries Gott, daß einer unter ihnen aufgetreten sei, der das vermochte.

Es fehlte ja in dieser Zeit nie an Zeichen, daß mit Jesu die göttliche Gnade sich seinem Volke zugewendet, die gebende und die vergebende. Als ein Synagogenvorsteher, Jairus, ihn fußfällig bat, in sein Haus zu kommen, weil sein Töchterlein im Sterben liege, folgte er ihm sofort. Unterwegs nahte sich ihm in der Menge, die ihn begleitete, ein Weib, das zwölf Jahre lang am Blutfluß gelitten und vergeblich die kostspieligsten Kuren durchgemacht hatte. Sie hatte die abergläubische Vorstellung, daß, wenn sie nur das Gewand des großen Wundermannes anrühre, sie genesen werde. Daraus, daß Jesus die Berührung merkte, glaubte man annehmen zu müssen, daß eine Kraft von ihm ausgegangen sei, die sie geheilt habe, und suchte später oft auf diese Weise Jesu wunderbare Heilungen gleichsam abzulocken. Aber Jesus erklärte, als das Weib sich genesen fühlte: Dein Glaube hat dich gerettet. Gott sieht auch heute nicht die

oft sehr wunderlichen Vorstellungen an, durch die wir glauben, seine Hilfe erlangen zu können; er hilft eben nur, weil wir fest auf seine Gnade vertrauten. Als daher beim Weitergehen Boten aus dem Hause des Jair die Nachricht brachten, man solle den Meister nicht mehr bemühen, das Mägdlein sei schon gestorben, sagte Jesus zu dem bestürzten Vater: Fürchte dich nicht, glaube nur! Er wußte wohl, daß Gott, der in dem Vater den Glauben erweckt, daß Jesus ihm helfen werde, ihm auch helfen könne, wenn der Tod eingetreten und alle Menschenhilfe unmöglich sei. Als Jesus sich dem Hause näherte und die Klageweiber zu den Trauerflöten jammern hörte, trieb er die Menge hinaus mit den Worten: Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft! Mit Absicht bediente er sich des doppeldeutigen Wortes; denn die Menge sollte nicht meinen, daß er gesandt sei, ihre Toten zu erwecken, wie ihre Kranken zu heilen. Er aber folgte mit Petrus und den Zebedäussöhnen allein den Eltern ins Sterbegemach, und weil er wußte, daß Gott dem Glauben derselben das höchste gewährt, sprach er zu dem wunderbar ins Leben gerufenen Kinde: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf! So gab er dasselbe den Eltern wieder, das sie fortan als gesund betrachten sollten, ohne aber jemand zu erzählen, daß es wirklich vom Tode erstanden sei.

Aber nicht nur einen Glauben, wie ihn das blutflüssige Weib und der Synagogenvorsteher bewiesen, war er zu säen gekommen, er verlangte den Glauben daran, daß er wirken könne, was dem Volke geistlich not täte. Diesen Glauben bedurften nicht nur Zöllner und Sünder, sondern auch die ehrbaren Leute, die unter der Lust und Sorge des Weltlebens keine Zeit hatten, sich um ihr geistliches Heil zu kümmern. Sonderlich die Reichen galten nach altem

Väterglauben als die von Gott Gesegneten, die doch sicher keiner Umkehr erst bedürften. Aber Jesus fand, daß, was hoch ist vor Menschen, oft ein Greuel vor Gott sei, der die Herzen kennt. Darum erzählte er das Gleichnis von einem reichen Manne, der, wie es ihm sein Reichtum gestattete, alle Tage herrlich und in Freuden lebte. Nichts Böses wird ihm nachgesagt. Nicht einmal, daß er sich des schmerzgequälten Bettlers vor seiner Tür nicht annahm. Denn er duldete ihn doch an dem Platz, wo ihm der Abfall von der Tafel des Reichen zufiel und er von dessen Gästen, für die er sicher kein erfreulicher Anblick war, manch reichliches Almosen empfing. Ergreifend schildert nun Jesus, wie der Tod das Schicksal beider notwendig umkehrte; der Reiche, der von allem, was ihm auf Erden eine Lust gewesen, getrennt war, empfand fortan nur einen quälenden Durst nach all jenen Gütern, während der Arme sich für immer von aller Not und allem Leid des Lebens erlöst und getröstet fühlte. Und als der Reiche durch Vermittelung des Armen, dem er einst so manche Wohltat erwiesen, um die leiseste Erquickung bat, erhielt er den Bescheid, daß diese Umkehrung ihres Schicksals eine selbstverständliche und unabänderliche sei. Da erst kam der Reiche zu der Erkenntnis, daß, wenn er einst auf Erden Buße getan hätte, wie sie alle Propheten forderten, und nach höheren Gütern getrachtet, er nicht an diesen Ort der Qual gekommen wäre. Darum bat er, daß seinen fünf Brüdern, die ebenso weltgesinnt hinlebten wie er einst, Botschaft geschickt werde, damit sie nicht demselben Schicksal verfielen wie er. Doch es wurde ihm bedeutet, sie hätten Moses und die Propheten, und wenn sie die nicht hörten, würden sie auch eine Botschaft aus dem Jenseits nicht hören. Jesus war ein solcher Bote aus

dem Jenseits, aber er war nicht gekommen, um durch seine Säemannsarbeit die ersten Keime des religiös-sittlichen Lebens hervorzulocken. Die ganze alttestamentliche Offenbarung hatte ihm ja vorgearbeitet.

Das hat Jesus selbst klar ausgesprochen, als ein reicher Mann, der auf ein tadelloses Leben zurückblickte, kam und ihn fußfällig bat, der gute Meister möge ihm den Weg zum Leben weisen. Die Worte waren ganz ernst gemeint. Er hatte wirklich in Jesu das höchste Tugendideal erblickt und meinte, daß der allein ihm all die Leistungen nennen könne, durch die man sich sicher die Seligkeit verdiene. Aber Jesus machte ihn darauf aufmerksam, daß Gott allein der Gute schlechthin sei, daß der Mensch nur gut *werden* könne, weil sich immer neue Aufgaben ihm stellten, an denen er sein Gutsein erst erproben müsse. Er solle daher einfach die ihm bekannten Gebote Gottes halten, der allein zu sagen habe, was gut sei. Es war keine eitle Selbstgerechtigkeit, wenn der Mann erklärte, er habe sich vor allem, was das Gesetz verbiete, gehütet von Jugend an. Darum gewann ihn Jesus lieb, und er hätte ihn gern in seine ständige Nachfolge gerufen. Die Frage wie die Antwort des Reichen zeigten, daß er sich zutraute, alles leisten zu können, was man von ihm verlange. Darum mußte Jesus erproben, ob es ihm wirklich voller Ernst sei mit der Bereitschaft zu allem, was von ihm gefordert werde; und so forderte er ihn auf, seine Güter den Armen zugut zu verkaufen und in seine Nachfolge einzutreten. Da ward der reiche Mann traurig; denn er gedachte seiner schönen Besitztümer und ging davon. Jesus aber sagte: Wie schwer haben es doch die Reichen, ins Reich Gottes zu kommen, da ihr Reichtum sie so an sich fesselt, daß sie für ein höheres Streben keinen Sinn haben. Und

als die Jünger das für einen zu harten Ausspruch hielten, fügte er im sprichwörtlichen Ausdruck hinzu, es sei sogar so unmöglich, wie daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe. Aber was bei Menschen unmöglich sei, das sei bei Gott möglich. Der allein könne den Bann brechen, mit dem das irdische Gut uns gebunden hält. Diesen Gnadenbeistand Gottes zu bringen, dazu war er ja gekommen, das war das Gut aller Güter, das er bringen wollte.

Darüber sich prinzipiell auszusprechen, war längst sein Bestreben. Als wieder einmal die Volksmassen am See ihn umdrängten, bestieg er die Berghöhe am Westufer, wo auf weitem Plane sich Tausende um ihn lagern konnten, und hielt eine große Rede, die uns in ihren Grundzügen von der Überlieferung aufbehalten ist, und die man durch immer neue Aussprüche Jesu vermehrte, um daraus eine vollständige Gesetzgebung für das Gottesreich zu machen. Aber daß sie das nicht war, zeigen die Seligpreisungen, mit denen er begann. Er pries die selig, welche schon hier durch ihn ins Gottesreich gelangten, weil man in ihm das höchste Gut erlange, das er bringen wolle. Um das würdigen zu können, müsse man freilich arm sein an diesem Gut und trauern über diese seine Bedürftigkeit, müsse man nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten wie nach dem unentbehrlichsten leiblichen Gut. Was er meinte, verstand jeder Israelit; denn die Gerechtigkeit nennt das Alte Testament die Erfüllung aller göttlichen Gebote, durch die man das Wohlgefallen Gottes erwirbt. Freilich verstand er darunter nicht irgend welche über den Willen Gottes, wie ihn das Gesetz und die Propheten verkündigten, hinausgehende Leistungen; er sei nicht gekommen, das Gottesgesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen, und es besser und tiefer erfüllen zu lehren als ihre

Schriftgelehrten, die lediglich bei dem Wortlaut des Gesetzes stehen blieben. Sie bedachten eben nicht, daß das Gottesgesetz des alten Bundes zugleich das Rechtsgesetz für ein Volksleben sei, das der Natur der Sache nach nur die böse Tat verbieten und mit Strafe bedrohen konnte, aber nicht die Gesinnung, aus der jene Tat hervorging, und um derentwillen sie verboten war.

Wenn Gott den Mord und den Ehebruch verbiete, so gelte sein Gebot doch eigentlich der Zorngesinnung und der unreinen Lust. Wenn sein Gesetz die Ehescheidung regele, so erkläre es dieselbe darum nicht für gut. Jede Wiederverheiratung eines Geschiedenen sei Ehebruch, weil doch in Gottes Augen die einmal geschlossene Ehe fortbestehe. Wenn Gott den Meineid und Treubruch verbiete, so wolle er damit nicht sagen, daß der Eid etwas ihm Wohlgefälliges sei. Er sei nur notwendig, solange die Sünde der Unwahrhaftigkeit und darum das Mißtrauen unter den Menschen herrsche, bei denen doch die einfachste Versicherung unverbrüchlich sein müsse wie jeder Eid. Wenn Gott für die bürgerliche Gesetzgebung die gerechte Wiedervergeltung fordere, so wolle er dieselbe damit nicht für das Privatleben zur Pflicht machen. Das Alte Testament fordert immer wieder die Sanftmut, die sich durch kein Unrecht zum Zorn reizen läßt, und empfiehlt sie durch die schönsten Beispiele. Darum solle man durch die Bereitschaft, das Äußerste zu dulden und mehr zu leisten, als der Feind verlange, allem Streit vorbeugen und so den Feind überwinden. Die Schriftgelehrsamkeit jener Zeit pflegte sogar dem Liebesgebot, das man auf den Volksgenossen beschränkte, hinzuzufügen, den Volksfeind aber solle man hassen. Jesus dagegen verstand dasselbe dahin, daß man vollkommen in der Liebe sein solle,

wie unser himmlischer Vater vollkommen sei. Das sei aber nicht die Liebe gegen unsere Brüder, die uns wiederlieben, sondern die Liebe Gottes, der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Diesem himmlischen Vater könne man als sein Kind nur ähnlich werden, wenn man seine Feinde liebe und für sie bete; denn alles kann für seine Feinde tun, wer für sie beten kann. Er sagt nicht, daß man so ein Kind Gottes werden solle, sondern er zeigt nur den Weg, wie man es im vollsten Sinne werden könne, wenn man in seiner Nachfolge ein Glied des Gottesreiches geworden ist.

Mit der falschen Schriftauslegung der Schriftgelehrten ging Hand in Hand die falsche Erfüllung des Gesetzes durch die Pharisäer. Sie hatten einige äußere Übungen der Frömmigkeit, wie das Almosengeben, Beten und Fasten, für besonders verdienstlich erklärt. Darum prunkte man mit denselben, indem man sich von der Gebetsstunde auf offener Straße überraschen ließ, indem man die Armen öffentlich um sich zusammenrief und durch trübselige Mienen und über das Gesicht gestreute Asche zeigte, daß man Bußtag halte. Was um der Menschen willen geschehe, könne Gott nicht vergelten, als geschehe es ihm, wie das Gebet im Kämmerlein oder das Almosen, von dem die Linke nicht weiß, was die Rechte tut. Die Kehrseite solcher Scheinfrömmigkeit sei das tugendstolze Richten über alle, die man nicht für so fromm halte wie sich selbst. Wenn man die andern damit bessern wolle, so vergesse man, daß man zuerst den Balken aus dem eigenen Auge ziehen müsse, ehe man den Splitter aus des Nächsten Auge ziehe, da wir gerade die Fehler, die wir am stärksten rügen, am wenigsten bei uns selbst sehen. Was unsere Pflicht gegen den Nächsten

sei, das erkenne man am besten an dem, was man von dem andern erwarte. Das ganze Gesetz und die Propheten komme ja darauf hinaus, zu fordern, daß die Liebe, die wir am meisten verlangen, zuerst von uns an andern geübt werde. Es gelte daher, sich einen anderen Lehrer zu suchen, dessen Gesetzeslehre eine andere Frucht der Erfüllung bringe als die faulen Früchte, welche die herkömmliche zeitigte. Ein solcher Lehrer war er, der nur eine Gesetzeserfüllung lehrte, wie er selbst sie übte. Aber freilich kam es nicht darauf an, seine Worte zu hören, sondern sie auch zu tun und so den Willen seines Vaters im Himmel zu erfüllen.

Allerdings hatte die Gesetzeserfüllung, wie Jesus sie forderte, die Last des Gesetzes nicht erleichtert, sondern erschwert; denn einzelne Frömmigkeitsübungen kann man sich abzwingen, aber seine Gesinnung von Grund aus ändern kann der Mensch nicht. Darum hat Jesus einst alle Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen, um ihnen in dem fruchtlosen Ringen nach eigener Gerechtigkeit die Erquickung der Seele zu bieten, die uns allein dauernde Ruhe finden läßt. Sie brauchten ja nur ihm nachzufolgen, der in seiner Sanftmut und Demut ihnen mit der vollen Gesetzeserfüllung voranging. Freilich auch das höchste Vorbild kann uns nicht die Kraft geben, es nachzuahmen. Jesus aber konnte es. Durch seine Predigt vom Gottesreich gab er ihnen den höchsten Antrieb dazu. Wenn er ihnen verhieß, im Gottesreich sie zu Gotteskindern zu machen, die der Liebe ihres himmlischen Vaters allezeit gewiß seien, so mußten sie selbst ihm ähnlich zu werden trachten, wie er sie gelehrt hatte. So empfingen sie im Gottesreich die Sättigung mit Gerechtigkeit, die er in den Seligpreisungen der Bergpredigt verheißen hatte.

5. Kapitel.

Böse Anzeichen.

Der Täufer wartete im Gefängnis gespannt auf die Kunde davon, was der nach ihm Aufgetretene unternehmen werde. Wenn jener das große Gottesgericht herbeiführte, das man zu seiner Zeit zunächst von dem Messias erwartete, dann mußten ja auch die Tore seines Kerkers sich auftun. Aber nichts hörte er von Jesu, als daß derselbe lehrend und heilend im Lande umherzog. Da erwachte in ihm der bange Zweifel, ob er wirklich die Gottesstimme, die er bei der Taufe Jesu gehört hatte, richtig gedeutet habe. Aber er vergrub sich nicht in seine trüben Zweifel, sondern sandte zu Jesu selbst und ließ ihn fragen, ob er der Kommende der Verheißung sei oder nur einer seiner Vorläufer, wie Johannes selbst es war. Jesus verwies ihn in seiner Antwort an die Boten auf eine Jesaiasstelle, wo die große Errettung, die zur Heilszeit kommen werde, unter Bildern dargestellt war, die sich in seinen Krankenheilungen buchstäblich erfüllten, und die Predigt des Messias als eine Freudenbotschaft genau so wie die seine charakterisiert war.

Jesus warnte ihn darum davor, Anstoß daran zu nehmen, wenn die Art seines Wirkens nicht der herrschenden Erwartung entspreche.

Welchen Eindruck diese Botschaft auf den Täufer gemacht hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß er nicht lange mehr Zeit hatte, die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Wohl war sein Landesherr, der nur leichtsinnig aber nicht böswillig war, nicht unempfänglich für die ernsten Worte, die der Täufer redete, wenn er ihn im Gefängnis aufsuchte. Aber umso größer wurde die Furcht der Herodias, die, von dem Ehrgeiz nach einer Fürstenkrone geblendet, sich ihrem ersten Gemahl hatte entführen lassen, daß Herodes auf das Dringen des Propheten die doppelt gesetzwidrige Ehe mit ihr lösen werde. Es war auf einem Hoffest zu Ehren des fürstlichen Geburtstages, wo sie ihre Tochter nach den Tafelfreuden einen Tanz aufführen ließ, der den Fürsten so begeisterte, daß er ihn zu dem tollen Versprechen verleitete, der Tänzerin alles zu gewähren, um was sie bäte. Als diese nun auf Anstiften der Mutter um das Haupt Johannes des Täufers bat, blieb ihm keine Wahl, wenn er nicht um des Gewissens willen vor allen seinen hohen Gästen sein beschworenes Versprechen zurücknehmen wollte, und das Haupt des Johannes fiel.

Jesus hat später auch darin ein böses Vorzeichen gesehen; aber war nicht schon das ein solches, daß der Prophet, der ihn in die Welt als Messias eingeführt, an ihm irre zu werden begann? Jesus ist an ihm nicht irre geworden. Er hat, sobald die Boten des Täufers weggingen, vor allem Volk erklärt, man solle Johannes nicht für einen wankelmütigen Menschen halten, der wie das Schilf am Jordanufer von jedem Winde bewegt werde, auch nicht für einen

Weichling, den nur die harte Kerkerhaft so ungeduldig die höchste Offenbarung des Messias herbeisehnen lasse. Er bleibe doch der Prophet, für den sie ihn gehalten, ja mehr als das. Sei er doch **der** Prophet, in dem die Weissagung Erfüllung zu werden beginne, weil er als der Vorläufer des Messias selbst geweissagt sei. Darum gebe es keinen größeren als ihn im alten Bunde, aber freilich, der noch soviel kleinere als er, wenn er im Gottesreich sei, sei doch größer als er. Denn nur der ist im Gottesreich, der nicht mehr zweifelnd fragt, ob Jesus der Verheißene sei, sondern der überzeugt ist, daß mit Jesu Kommen die Heilszeit angebrochen. Aber eben weil mit dem geweissagten Elias dieselbe bereits tatsächlich gekommen sei, wollte man nun auch in ungebärdiger Hast die Vollendung des Gottesreiches sofort herbeizwingen und vergaß, daß dasselbe nicht kommen könne, wenn das Volk die Bedingungen nicht erfüllte, an welche sein Kommen geknüpft war.

Damals hatte Jesus das Gleichnis erzählt von den beiden ungleichen Brüdern, von denen der eine, als der Vater ihn in seinen Weinberg sandte, sofort zu kommen versprach, und es doch nicht tat, während der andere, der es trotzig verweigert hatte, nachher reumütig doch hinging. So hätten die Schriftgelehrten und Pharisäer, die immer sich rühmten, den Willen Gottes am besten zu kennen und zu erfüllen, als Gott durch Johannes die Bußtaufe zur Vorbedingung für das Gottesreich einsetzte, sich derselben nicht unterzogen, während die Zöllner und Sünder es taten. Die große Masse des Volkes aber sei wie die eigensinnigen Kinder, die bei ihrem Spiel auf dem Markte immer verlangten, daß alle nach ihrer Pfeife tanzen sollen. Der Täufer sei ihnen zu streng gewesen, Jesus, der mit den Zöllnern und Sündern

esse, zu lax. Er wollte damit andeuten, daß ihnen die Art, wie Jesus durch eine rein geistige Wirksamkeit das Kommen des Gottesreiches vorbereite, nicht recht war, weil sie glänzende Machttaten erwarteten, durch die er es herbeizwingen werde. Nur die Kinder der Weisheit, welche seiner Predigt Ohren und Herz öffneten, hätten den Rat Gottes, wie er ihn zu verwirklichen strebte, als den allein richtigen erkannt.

Auch das waren böse Vorzeichen; aber Jesus wollte ihnen nicht tatenlos zusehen. Er beschloß einmal dem Volke deutlich zu machen, warum er nicht anders als er es tat, die Gründung des Gottesreiches herbeiführe. Als wieder einmal die Menge am schmalen Ufersaum ihn umdrängte, bestieg er ein Boot, das er durch seine Jünger hatte bereit halten lassen, und lehrte von dort aus die am Ufer sich lagernde Menge in Gleichnissen. Das erste war das Gleichnis vom vielerlei Acker. Auch unsere Evangelisten haben sich vor allem an der wundervollen Art ergötzt, wie Jesus die verschiedenen Erfolge seiner Wirksamkeit mit dem verschiedenen Erfolg der Säemannsarbeit verglich. Wie bei ihr vieles über die Ackergrenze hinausfällt und auf dem Wege zertreten oder von den Vögeln weggefressen wird, so predige er bei den für alles Geistliche Stumpfsinnigen tauben Ohren. Wie die Saat, die auf das Felsgestein fällt, das nur von einer dünnen Ackerkrume bedeckt ist, zwar rasch aufgeht, aber bei der ersten Sonnenhitze verdorrt, weil es keine tiefen Wurzeln hat, welche die Feuchtigkeit aus der Erde aufsaugen können, so werde der Leichtsinn zwar schnell von seiner Rede ergriffen, aber der Eindruck derselben von jedem neuen Eindruck ebenso schnell wieder verlöscht. Wie bei der Saat, die auf Ackerboden fällt, in welchem Unkrautsamen liegt, das

Unkraut mit dem Weizen aufgeht und diesen allmählich erstickt, so beginnt sein Wort wohl in dem Weltsinn zu wirken, aber die unbezwungene Lust und Sorge der Welt wirken neben ihm und ersticken zuletzt die guten Triebe, die sein Wort erzeugt hat. Nur die Saat, die auf gutes Land fiel, konnte wirklich dauernde Frucht bringen.

Aber was die Evangelien ein Gleichnis nennen, ist kein allegorisches Bilderspiel, sondern eine Lehrweise, in der an den ewigen Gesetzen, die Gott in das Natur-, wie in das Menschenleben, gelegt hat, erwiesen wird, daß dieselben auch für das Gottesreich gültig sein müssen. Auch dieses kann nicht begründet werden durch eine Machttat Gottes, weil er über frei geborene Menschenseelen herrschen will, sondern nur durch eine geistige Wirksamkeit, deren Erfolg von der Beschaffenheit der Menschenherzen abhängt. Das zeigte sofort das zweite Gleichnispaar. Kein verständiger Landwirt, in dessen Felde Unkraut neben dem Weizen aufwächst, läßt während der Zeit des Wachstums das Unkraut ausjäten, damit nicht der Weizen mit ausgerauft werde; ja, wie es einfach unmöglich ist, zu verhindern, daß beim Fischfang faule Fische neben den guten ins Netz gehen, so darf auch beim Sammeln der Menschen ins Gottesreich nicht gefragt werden, ob die, welche hinein wollen, auch im rechten Sinne kommen, geschweige denn während der Entwicklung des Gottesreichs geschieden werden zwischen echten und schlechten Gliedern. Nicht nur, weil wir Menschen keine Herzenskündiger sind, sondern auch, weil im Lauf der Entwicklung die schlechten Glieder noch rechte werden können und umgekehrt. Wie dort aber, wenn die Arbeit des Säemanns und des Fischers vollendet ist, der Tag kommt, wo zwischen Unkraut und Weizen, zwischen guten und faulen Fischen geschieden wird, so kommt auch am

Schluß der Entwicklung des Gottesreichs der Tag des Gerichts, das zwischen den rechten und den schlechten Gliedern desselben scheidet. Es war die neue Botschaft, die Jesus schon dem Nikodemus kund getan hatte, daß die Gnade Gottes das Gericht, das man als die erste Machttat des Messias erwartete, aufgeschoben habe bis zur Vollendung seines Werkes.

Noch ein Gleichnispaar hat Jesus damals gesprochen. Ein Mann fand in einem Acker einen Schatz und kaufte darum den Acker; ein Perlenhändler fand nach langem Suchen eine kostbare Perle, für die er mehr gewinnen konnte als für alle, die er bisher gefunden. Aber keiner von beiden säumte, alles, was er hatte, hinzugeben, um den Acker, der den Schatz barg, und die kostbare Perle zu gewinnen. Das Gesetz, das Jesus an beiden Gleichnissen verdeutlichen wollte, ist klar. Mag man nach dem Gottesreich lange gesucht oder es unerwartet in der Verkündigung Jesu gefunden haben; mag man es sofort im Glauben sich angeeignet oder in der Nachfolge Jesu zu erlangen gestrebt haben, — es bleibt dabei: das Gottesreich fällt dem Menschen nicht ohne sein Zutun in den Schoß, wie die große Menge erwartete, wenn sie von der Seligkeit des Gottesreichs träumte. Das Gottesreich will erworben sein durch das Opfer alles dessen, was man bisher für sein höchstes Gut hielt, weil man das höchste geistige Gut, welches dasselbe bringen will, nur als solches erkennen und sich aneignen kann, wenn man erkennt, daß alles irdische Gut dasselbe nicht erwerben sondern uns an der Erkenntnis und dem Erwerb desselben nur hindern kann.

Als Jesus später mit seinen Jüngern und einem Kreise empfänglicher Zuhörer allein war, fragten sie ihn nach dem Sinn dieser Gleichnisse. Sie hatten es wohl erkannt, daß in ihnen das Geheimnis der Art liege, wie Jesus das

Gottesreich begründen wolle, im Gegensatz zu der Volkserwartung; und er versprach ihnen auch, daß er sie dasselbe verstehen lehren wolle. Aber die große Menge könne es nur in diesen Bilderreden empfangen. Sie sollten der Prüfstein sein, ob ihre Unempfänglichkeit für alle höhere geistige Wahrheit nicht zu wecken sei durch den Reiz dieser Bilderreden. Daß darin ein höherer geistiger Sinn liege, müsse jeder erkennen; und wer nach demselben Verlangen trage, brauche ja nur zu kommen und zu fragen, wie sie getan. Wer das nicht tue, an dem vollziehe sich eben das Gottesgericht, das schon der Prophet des alten Bundes geweissagt, daß, wer die Wahrheit nicht hören wolle, zuletzt dahin komme, daß er sie nicht mehr hören könne und nicht mehr hören solle. Jeder, der wie er im Gottesreich das Wesen desselben zu verstehen gelernt hat, tut, wie Jesus sagt, wie ein Hausvater, der seinen Gästen nicht nur neu erworbenes Prunkgerät vorsetzt, sondern auch altes kostbares Erbgut. Jesus legt an den sich jedem so leicht aufdrängenden Ordnungen, die Gott in die Natur und das Menschenleben gelegt, die Gesetze des Gottesreichs dar. Wer jene nicht anerkennen oder verstehen lernen wolle, der werde auch diese nie verstehen.

Dies Gespräch fand aber nicht an diesem Abend statt; denn die Evangelien haben die genaue Erinnerung erhalten, daß an ihm Jesus befohlen habe, das Boot zu rüsten, um nach dem Ostufer hinüberzufahren. Dort lag das sogenannte Gebiet der zehn Städte, die hauptsächlich von Heiden bewohnt waren. In täglichem Verkehr mit ihnen hatte auch die jüdische Bevölkerung immer mehr der väterlichen Sitte sich entfremdet und an heidnisches Sündenleben gewöhnt. Diese elendesten seines Volkes wollte Jesus aufsuchen, um

auch ihnen die Heilsbotschaft zu verkündigen. Damals bat ihn ein Schriftgelehrter, ob er sich dem Kreise der ihn dauernd begleitenden Jünger anschließen dürfe. Jesus machte ihn darauf aufmerksam, daß der Beruf des einzigartigen Menschensohnes es mit sich bringe, ein unstetes Leben zu führen, das dem an sein behagliches Heim gewöhnten Manne schwerlich zusagen werde. In der Tat war selbst einem aus jenem Jüngerkreise diese Fahrt ans Ostufer, wo man schwerlich freundlichen Empfang erwarten konnte, so unbehaglich, daß er Jesum um Urlaub bat, um seinem eben verstorbenen Vater die letzte Ehre zu erweisen. Aber Jesus machte ihn darauf aufmerksam, daß er diese äußere Liebespflicht billig denen überlassen könne, die noch keine höheren Pflichten kennen gelernt hätten. Er wußte nur zu gut, wie leicht jenen seine noch geistlich tote Familie wieder von dem Entschluß, den er gefaßt hatte, in der Nachfolge Jesu sein höchstes Heil zu suchen, abbringen konnte. Er befahl daher, da er ja bereits im Boote war und nicht erst vom Volk sich loszumachen brauchte, sofort in See zu stechen.

Die Menge wollte es sich nicht nehmen lassen, ihn wenigstens noch ein Stück zu begleiten, und zahlreiche Kähne umschwärmten das Boot der Abfahrenden, bis dasselbe, von den Ruderschlägen der seetüchtigen Fischer getrieben, ihren Blicken entschwand. Als sie auf hoher See waren, brach ein Unwetter los, wie es auf diesen kleinen Gebirgsseen mit ihren plötzlich hereinbrechenden Sturmschauern den Fischern so oft gefährlich wird. Die Wellen gingen so hoch, daß das Fahrzeug sich schnell mit Wasser füllte, und selbst diese seegewohnten Männer sahen den unmittelbaren Untergang vor Augen. Jesus aber lag auf das Kopfpolster des Steuermanns gestreckt und schlief, von der Tagesarbeit er-

müdet. Als die Jünger ihn weckten, weil sie von ihm allein noch Hilfe erwarteten, schalt er sie wegen ihres Kleinglaubens. Sie hätten doch wissen müssen, daß das Boot, das den Gottgesandten trug, nicht im Seesturm zu Grunde gehen könne. Und um sein unwandelbares Gottvertrauen zu rechtfertigen, ließ Gott plötzlich die Stürme schweigen und die wogende See sich beruhigen. Die Leute aber sagten: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind? (Matth. 8, 27). Wenn man später diese Geschichte erzählte, als der Glanz des zur göttlichen Herrlichkeit Erhöhten auf sein Erdenleben fiel, da konnte man es nicht schön genug ausmalen, wie Jesus sich erhoben und mit seinem Wort dem Wind und den Wellen geboten habe. Allein Wind und Wellen hören nicht auf die Stimme eines Menschen, wie es Jesus in seinen Erdentagen war, sondern allein auf das Gebot des allmächtigen Gottes, dessen Zwecken auch die Natur untertan ist.

Als sie in der Nähe eines Städtchens Gersa landeten und die Berghöhe erstiegen, begegnete ihnen ein Mensch, der von dem Wahn umgetrieben wurde, daß ein ganzes Heer von bösen Geistern in ihm Wohnung gemacht habe. Man hatte ihn oft zu fesseln gesucht; aber mit den übermenschlichen Kräften des Rasenden hatte er Ketten und Bande zerrissen und tobte nackt in den Felshöhlen umher, die Menschen anfallend und sich selbst in wildem Menschenhaß mit Steinen zerschlagend. Wir sehen hier wieder klar das unheimliche Doppelleben dieser Besessenen. Er ahnte in dem Nahenden den Heiligen Gottes, der gekommen war, der unheiligen Macht, die ihn knechtete, ein Ende zu machen. Sein besseres Selbst zog ihn unaufhaltsam zu dem hin, der ihn noch retten konnte, allein die Macht des Bösen in ihm wehrte Jesum mit

wildem Geschrei ab, sobald er nahte. Als der Besessene in der Nähe eine Herde von Schweinen erblickte, die den Juden als unreine Tiere galten, erfaßte ihn der Gedanke, er könne von den bösen Geistern errettet werden, wenn Jesus gestattete, daß dieselben in diese unreinen Tiere führen. Jesus ließ sich darauf natürlich nicht ein, sondern gebot den Geistern zu weichen. Da stürzte der Besessene in einem krampfhaften Wutanfall sich in die Schweineherde, und die scheuen Tiere, dadurch in Verwirrung gesetzt, stürmten den Abhang hinab und ertranken in den Wassern. Die Leute sagten natürlich, die bösen Geister seien wirklich auf Jesu Geheiß in die Schweine gefahren und hätten sie in ihr Unglück getrieben. In der Furcht aber, daß der unheimliche Wundermann, der schon den Verlust ihrer Herde verschuldet, sie noch weiter schädigen könne, baten sie ihn, ihr Gebiet zu verlassen.

Das war der erste völlige Fehlschlag Jesu. Statt sich zu freuen, daß sie den Mann angekleidet und sichtlich genesen bei Jesu sitzend fanden, hatten sie nur an ihre geschädigten Interessen gedacht. Aufzwingen wollte er sich nicht, und als der Genesene ihn bat, in seine ständige Begleitung einzutreten, versagte er es ihm und hieß ihn nur als Zeugen seiner Wundermacht in jener Gegend zurückbleiben. Als bald darauf ein anderer, den Jesus in dieser Zeit aufforderte, in seine Nachfolge einzutreten, ihn bat, vorher noch mit seinen früheren Genossen eine Abschiedsfeier halten zu dürfen, da mußte ihn Jesus aufmerksam machen, daß keiner, der die Hand an den Pflug legt und rückwärts schaut, für das Gottesreich geschickt sei. Es war Zeit, daß er es offen aussprach, wie der Zweck, zu dem er diesen Kreis dauernder Genossen um sich sammelte, sei, sie einst an seiner Arbeit zu beteiligen. Das geschah aber am

deutlichsten dadurch, daß er jenen Kreis auf die Zwölfzahl abschloß. Wie er zu dem Zwölfstämmevolk gesandt war, so sollten auch sie einst seine Wirksamkeit an demselben teilen. Nachdem er sich die Nacht über im Gebet darauf vorbereitet, ließ er diejenigen, welche er dazu auserkoren, zu sich rufen und schloß damit den Kreis der Zwölfe ab.

Den Grundstock bildeten natürlich die beiden erstberufenen Brüderpaare und der Zöllner Levi, der später vielleicht von Jesu selbst Matthäus, d. h. Gottesgabe genannt war, weil er besser als seine Genossen den Griffel zu führen verstand und darum der Gemeinde die ältesten Aufzeichnungen über die Reden und Taten des Herrn geschenkt hat. Dieser wird ausdrücklich ein Sohn des Alphäus oder Klopas genannt, dessen Frau Maria in den Evangelien die Mutter des Jakobus und Joses heißt. Auch ihr Sohn Jakobus war also ein Sohn des Alphäus (vgl. Matth. 10, 3), und da einer von den Jüngern stehend der Zwilling (Thomas, d. i. Theom) genannt wurde, so wird es eben jener Joses gewesen sein; und somit hat eine der treuesten Anhängerinnen Jesu, von der wir in den Evangelien hören, Jesu ihre drei Söhne zugeführt. Daß auch Philippus und sein Freund Nathanael (Bartholomäus), die schon am Jordan mit Jesu bekannt geworden waren, in die Zwölfzahl berufen wurden, begreift sich leicht. Noch ein Simon gehörte zu ihr, der früher ein Glied der Zelotenpartei gewesen war und jetzt im Frieden bei Jesu zu finden wußte, was er einst im Feuer der Jugend mit Gewalt erstrebt hatte, und zwei Jünger mit Namen Judas. Man unterschied sie dadurch, daß man den einen nach seinem Vater den Jakobsohn oder nach seinem Kosenamen Thaddäus nannte; den anderen, den man aus begreiflichen Gründen später immer zuletzt nannte, den Mann

von Karioth. Schon dessen Vater war aus dem judäischen Städtchen Karioth nach Galiläa übergesiedelt und deshalb dort der Ischarioth genannt worden. Was Jesus bewog, gerade ihn zu berufen, war offenbar, daß er aus seinem bisherigen Beruf ein besonderes Geschick zur Kassenführung mitbrachte. Denn so lange Jesus mit vier oder fünf Jüngern im Lande umherzog, konnte er nach der Weise orientalischer Gastlichkeit, die wir auf der Hochzeit zu Kana kennen lernten, leicht, wo es not tat, überall Aufnahme finden. Aber als nun die kleine Karawane aus dreizehn Mann bestand, mußte sie für ihre Verpflegung und ihre Unterkunft selber sorgen. Die Mittel dazu gewährten die Beiträge seiner treuen Anhänger und Anhängerinnen leicht, auch waren manche der Zwölf selbst sicher nicht unvermögend. Aber die Verwendung der Gaben erforderte eine geordnete Kassenführung, zu der Jesus den Judas für besonders geeignet hielt.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten hatten Jesu die Bergpredigt nicht vergessen und spürten eifrig nach, ob sie ihm etwas vorwerfen könnten. Das Alte Testament kannte keine Fastenordnung, nur am großen Versöhnungsfeste wurde zum Ausdruck der Bußtrauer gefastet. Aber seit alter Zeit betrachtete man, wie wir schon sahen, häufige Fastenübungen als ein Zeichen besonderer Frömmigkeit, durch das man die Gottwohlgefälligkeit erwerbe, und hatte bestimmte Fasttage festgesetzt. An einem derartigen Tage beschwerten sich die Musterfrommen, daß Jesus seine Jünger nicht fasten lasse, während selbst die Johannesjünger mit Zustimmung ihres Meisters die altheilige Sitte beibehielten. Da wies Jesus ausdrücklich auf die alttestamentliche Auffassung des Fastens zurück, indem er erklärte, daß seine

Jünger in seiner Gemeinschaft Freudenzeit hätten wie die Freunde des Bräutigams am Hochzeitsfest, und also eine Sitte nicht mitmachen könnten, die für sie eine Unwahrheit wäre. Die Johannesjünger aber, die nicht solche Freudenzeit hätten, weil sie noch nicht in ihm den Messias gefunden, könnten die neue Lebensweise seiner Jünger nicht mitmachen. Sie würden, wie er im Gleichnis sagte, so töricht handeln wie ein Mann, der einen Flicken von ungewalktem neuem Tuch auf ein mürbes altes Gewand setzt, das dadurch unfehlbar zerrissen wird, oder der jungen, gährenden Most in alte Schläuche gießt, die dadurch zersprengt werden, so daß der Wein verschüttet wird. Gegen das Gesetz des Alten Testaments konnte Jesus garnicht verstoßen, da er es ja direkt für göttlichen Ursprungs hielt. Wie sorgsam er die Satzungen desselben wahrte, zeigt die Geschichte eines Aussätzigen, der in der Hoffnung auf Heilung seines Leidens die Schranken übertrat, die das Gesetz weislich solchen im Verkehr mit den Gesunden zog. Jesus rührte ihn an und wußte, daß er sofort geheilt sei, wenn auch der jedermann mit Ansteckung bedrohende Ausschlag erst allmählich abheilen konnte. Daher trieb er den Geheilten mit ernster Bedrohung hinaus und verbot ihm aufs strengste, sich durch Wort oder Tat als geheilt zu gerieren, ehe er nicht nach dem Gesetze sich dem Priester vorgestellt hatte und durch die Zulassung zum Dankopfer für rein erklärt war.

Aber in einem Punkt widersprach doch seine Auffassung des Gesetzes zu grell der zu seiner Zeit herrschenden, welche das Verbot, auch nur das geringste am Sabbat zu tun, oft in der sinnlosesten Weise nach seinem Buchstaben anwandte. Wenn Jesus am Sabbat durch Berührung heilte, so hatte er an das Prophetenwort erinnert: Barmherzigkeit ist besser

als Opfer. Wie sinnlos es aber sei, jedes Tun, auch das notwendigste, am Sabbat zu unterlassen, hatte er dadurch bewiesen, daß doch die Priester selbst nach dem Gesetze ihre Hauptverrichtungen am Sabbat vornehmen müßten. Er hatte gezeigt, wie das in der Not des Lebens jeder unbesehens tue, wenn sein einziges Schaf am Sabbat in eine Grube gefallen sei, und er zugreife, um es herauszuziehen; und ein Mensch sei doch wertvoller als ein Tier. Sogar auf einem Pharisäergastmahl, wo sich ein Wassersüchtiger eingedrängt hatte, wies er darauf hin, wie man seinen Ochsen oder seinen Sohn, wenn er am Sabbat in einen Brunnen gefallen sei, sofort herausziehen werde trotz des Sabbatgesetzes. Als seine Jünger mit Jesu am Sabbat durch Ährenfelder gegangen waren und, was das Gesetz ausdrücklich erlaubte, Ähren abrupften, um ihren Hunger zu stillen, wollte man sie des Sabbatbruchs beschuldigen. Er aber verwies auf das Beispiel Davids und seiner Genossen, die unter Gutheißung des Hohenpriesters die Stiftshütte betraten und von den Schaubroten aßen, die gesetzlich nur die Priester essen durften. Jesus hatte die Gelegenheit wahrgenommen, sich ganz prinzipiell darüber auszusprechen, wie man das Gesetz nach seinem Sinne erfüllen müsse. Der Mensch sei doch nicht da, um durch strenges Halten des Sabbatverbots Gott zu dienen, sondern Gott habe den Sabbat eingesetzt zum Wohl der Menschen. Darum könne der einzigartige Menschensohn, der gekommen sei, das höchste Heil des Volkes herbeizuführen, auch allein darüber urteilen, wie man nach dem Sinn und Willen Gottes das Sabbatgebot recht erfüllen müsse.

Sogar der Obrigkeit gegenüber nahm er dies Recht in Anspruch. Jesus hatte in einer Synagoge ein Weib am

Sabbat geheilt, das an allen Gliedern gelähmt zusammengekrümmt umherging und sich nicht aufrichten konnte. Der Synagogenvorsteher wagte nicht, direkt ihn deswegen zu tadeln, aber belehrte das Volk, die Wochentage seien dazu da, sich heilen zu lassen, aber nicht der Sabbat. Da nahm Jesus das Wort und sagte, niemand nähme doch Anstand am Sabbat, seinen Ochsen oder Esel loszubinden, um ihn zur Tränke zu führen. Was habe er denn getan? Eine Tochter Abrahams, zu dessen Nachkommen er als ihr Heiland gesandt sei, habe er losgebunden von der Fessel, mit der Satan sie infolge ihres Sündenlebens schon achtzehn Jahre lang gebunden habe. So hatte er nicht nur seine Heilstat, welche die Menge bejubelte, gerechtfertigt, sondern wie schon so oft die tief beschämt, die ihn dafür zur Rechenschaft ziehen wollten.

Die Pharisäer freilich, die ihn durchaus nicht für den Messias hielten, ließen sich durch solche Worte nicht belehren, und man begann geradezu ihm aufzulauern, ob er nicht irgend einen flagranten Sabbatbruch begehen werde, um deswillen man ihn gerichtlich belangen könne. Aber auch sie zogen sich nur neue Beschämung zu. Als einmal, vielleicht auf ihren Antrieb, ein Mann, dessen Hand verdorrt herabhing, anwesend war, hieß Jesus ihn in aller Mitte treten und fragte, ob es erlaubt sei, am Sabbat Gutes oder Böses zu tun, ein Leben zu erhalten oder zu töten. Gewiß war das Leiden des an der Hand gelähmten Mannes nicht tödlich, aber man kann nicht wissen, unter welchen Verhältnissen die Unmöglichkeit, die Hand zur Abwehr zu gebrauchen, zum Tode führen kann. Dann aber hat man durch Versagung oder auch nur durch Aufschub der Heilung seinen Tod herbeigeführt, und so ist gerade der Fall eingetreten, daß man

durch Unterlassung der Hilfe Böses am Sabbat getan hat anstatt des Guten. Da mußten freilich die Gegner beschämt schweigen. Jesus aber gebot dem Gelähmten, die Hand auszustrecken, weil er wußte, daß Gott dieselbe gesund gemacht habe. Und der Leidende streckte sie aus, und sie war geheilt.

So einfach war es übrigens nicht, Jesum wegen Sabbatbruchs zu belangen. Denn unter den Schulen der Gesetzesgelehrten wurde selbst über die rechte Auffassung des Sabbatgebots endlos gestritten, und dem Hohen Rat lag sehr wenig an den Übertretungen der Gesetze, über welche die Pharisäer sich als die Hüter gebärdeten. Darum hielten die Pharisäer mit der Partei der Herodianer Rücksprache, ob nicht mittelst des Landesherrn, dessen Herrschaft ihnen selbst sonst gründlich verhaßt war, Jesu beizukommen sei. Aber Herodes Antipas hatte gerade genug an den Gewissensbissen, die ihm die Ermordung eines Propheten geschaffen hatte, um noch mit einem zweiten anzubinden. Immerhin war die offene Feindschaft der Pharisäer, die Jesus sich im Sabbatkonflikt zugezogen hatte, ein böses Zeichen mehr, daß die erste schöne Zeit, wo er unter der begeistert ihm zujauchzenden Volksmenge wirkte, vorüber war.

6. Kapitel.

Die Jüngermission.

Jesus hatte bisher nur in einem verhältnismäßig engen Kreise am Ufer des Genezaretsees gewirkt. Wieviele auch sicher aus entlegenen Gegenden dort herbeigeströmt waren, die Frage, welchen Erfolg er in seiner Heimatprovinz gehabt habe, konnte erst zur Entscheidung kommen, wenn überall hin die Kunde verbreitet war, daß er gekommen sei, das Gottesreich der Verheißung herbeizuführen. Das aber konnte er nicht selbst tun, da die steigende Feindschaft der Pharisäerpartei und die steigende Erregung im Volk, welchem das Kommen des Gottesreichs ohne eine gewaltsame Revolution nicht denkbar war, ihm die größte Zurückhaltung auferlegte. So forderte der Herr seine Jünger auf, Gott zu bitten, daß er neue Arbeiter in seine Ernte sende. Er hatte doch sie einst ausdrücklich dazu erwählt und erzogen, nachmals seine Mitarbeiter zu werden, und so galt es, zu bitten, daß Gott sie selbst zu rechten Arbeitern mache. Nach einem beliebten alttestamentlichen Bilde bezeichnet Jesus sie als die Herdenführer, die Widder, welche die Herde des

Volks zu ihm führen sollten, da ihre gegenwärtigen Führer, von Ehrgeiz verblendet, sie doch nur von Jesu ab und ins Verderben führten. Ausdrücklich betonte Jesus, daß er sie nicht in die Heidenländer draußen und nicht zu den halbheidnischen Samaritern sende, sondern nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel, dessen Errettung ihm befohlen war.

Je zwei sollten sie mit einander ausziehen, um zeitig zu lernen, wie durch die brüderliche Gemeinschaft der Segen der Einzelarbeit sich vervielfältigen lasse. Ohne große Zurüstungen sollten sie ausziehen, wie schlichte Wanderer mit dem Stab in der Hand. Die dankbare Liebe derer, denen sie zu dienen kamen, werde ihnen geben, was sie bedürften; denn der Arbeiter sei seines Lohnes wert, und mehr sollten sie nicht verlangen. Jesus wußte wohl, daß seine schlichten Jünger noch nicht imstande seien wie er, auf der Berghöhe oder am Seeufer die Volksmassen um sich zu versammeln und in den Synagogen als Volkslehrer aufzutreten. So blieb nur die Hausmission übrig. In das erste beste Haus sollten sie einkehren und als ihren Friedensgruß die Heilsbotschaft von dem nahenden Gottesreich bringen. Als Bestätigung derselben sollten sie die Kranken mit Öl salben und über sie beten; er wußte sicher, daß Gott ihr Gebet erhören werde zum Zeugnis, daß die Heilszeit angebrochen sei, in der die Gnade Gottes sich zu seinem Volk herabneige. Fände sich nur *ein* Empfänglicher in dem Hause, das sie betraten, so werde das von ihnen verheißene Heil über ihn kommen. Wo nicht, so werde das von ihnen angebotene Heil auf sie zurückkehren in dem Segen, den jede treue Berufsarbeit dem Arbeiter bringt. Aber es gelte geduldig auf den Erfolg ihrer Predigt zu warten und die ihnen ge-

botene Gastlichkeit in Anspruch zu nehmen. Sie sollten nicht das Quartier wechseln in der Hoffnung, es anderswo besser und reichlicher zu finden. Immerhin konnte das Wort ihrer Heilsbotschaft von dem ersten Hause, in das sie eingekehrt, aus sich im Orte weiterhin verbreiten und seine Frucht schaffen.

Aber auch an die Möglichkeit dachte Jesus, daß die Jünger an einem Orte, wo seine Gegner bereits die Feindseligkeit gegen den, in dessen Namen sie kamen, geschürt hätten, überhaupt keine Aufnahme fänden. Dann sollten sie sich nicht mit langen Bekehrungsversuchen aufhalten, sondern die Verweigerung der Gastfreundschaft als ein Zeichen der Unempfänglichkeit für ihre Botschaft ansehen. Sie sollten den Leuten sagen, daß sie den Staub von ihren Füßen schüttelten zum Zeichen, daß sie nichts mit ihnen zu tun haben wollten, und weiter ziehen. Es werde über die, welche sich dem höchsten Heile gegenüber so unempfänglich erwiesen hätten, ein ärgeres Gericht ergehen als über die Sündengreuel Sodoms und Gomorrhas. Damals hatte Jesus das Wehe gerufen über die Städte, in denen er die meisten seiner Wunder getan, und insbesondere über das von ihm so hoch bevorzugte Kapernaum, die doch im großen und ganzen nicht Buße getan hatten. Es würde den ihrer Sünden wegen verrufenen Heidenstädten Tyrus und Sidon im Gericht erträglicher ergehen als jenen Stätten seiner Wirksamkeit, weil jene den Antrieb zur Buße nicht gehabt hätten wie diese. Dieser Drohung fügte er aber eine Verheißung an die Jünger hinzu. Schon wer einen Propheten oder Frommen aufnehme um deswillen, was er sei, und damit seine Hochschätzung vor seinem Wort oder seiner Frömmigkeit zeige, werde denselben Lohn empfangen wie diese. Sie freilich

seien weder Propheten noch große Heilige, sondern kleine schlichte Leute vor der Welt, aber sie seien von ihm gesandt, der selbst von Gott gesandt sei; und wer ihnen nur die kleinste Gabe der Gastlichkeit böte, weil sie in seinem Namen kämen, der solle angesehen werden als habe er Gott in seinem Abgesandten aufgenommen. Er werde seinen Lohn nicht verlieren.

Während die Jünger so auszogen, reiste Jesus nach Jerusalem. Das Fest, zu dem er dort eintraf, ist uns nicht genannt, aber es war sicher nicht eins der großen Wallfahrtsfeste, zu deren Zeit ja die Jünger die Besten des Volkes nicht daheim gefunden hätten. Es war auch sicher nicht seine Absicht, Feste zu feiern, weshalb er hinaufzog. Er benutzte nur die Gelegenheit eines solchen, um dort unauffällig zu erscheinen. In Wahrheit wollte er nur erkunden, wie sich die Volkshäupter jetzt, wo er seine eigentliche Wirksamkeit begonnen hatte, zu ihm stellen würden. Die Gelegenheit dazu ergab sich bald genug. Es gab in Jerusalem einen Teich, in dem zu bestimmten Zeiten eine Heilquelle sprudelte. Aber nur der erste, der hineinkam, konnte die volle Wirkung der Quelle erfahren, da sich der Sprudel sofort wieder mit dem Wasser des Teiches vermischte, wodurch seine Heilkraft schwächer und schwächer wurde. Darum hatten mildtätige Hände fünf Hallen um den Teich umher aufgeführt, unter denen die mannigfachen Kranken, die den Sprudel benutzen wollten, vor der Witterung geschützt, lagern konnten, bis sich ihnen die Gelegenheit zum Hineinsteigen darbot. In dies „Haus der Barmherzigkeit“, nach dem der Teich seinen Namen Bethesda führte, begab sich Jesus, der so gern die Stätten des Elends aufsuchte. Er fand dort einen Kranken, der schon 38 Jahre

an allen Gliedern gelähmt darnieder lag, und, weil er niemanden hatte, der ihn in den Teich trug, nie zur rechten Zeit gekommen war, um den Sprudel benutzen zu können, so lange er auch schon dort lagerte. Jesus regte in ihm durch die Frage, ob er gesund werden wolle, die Hoffnung an, daß er einen vor sich habe, der ihm noch helfen könne. Als Jesus aber in Gottes Namen ihm befahl aufzustehen und sein Bett selbst fortzutragen, zeigte sich, daß Gottes Wundermacht ihn gesund gemacht habe, wie einst den Gelähmten in Kapernaum. Bald darauf traf Jesus den Geheilten im Tempel, wo er wohl hingegangen war, um Gott für seine Genesung zu danken, und fügte seiner leiblichen Wohltat die geistliche hinzu in der Mahnung, er möge hinfort nicht mehr sündigen, damit ihm nicht ärgeres widerfahre.

Es war aber ein Sabbat, an welchem Jesus den Geheilten aufgefordert hatte, sein Bett zu tragen, was allerdings wie alles Lasttragen im Gesetz verboten war. Als man den Geheilten darüber zur Rede stellte, berief er sich auf den, der es ihm befohlen, und der, weil er mit dem Befehl zugleich die Kraft empfangen habe, ihm zu folgen, dazu berechtigt sein mußte. Jesus hatte also im Sinne der Hierarchie, indem er den andern zu einer Sabbatverletzung veranlaßte, das Gesetz geradezu für ungültig erklärt. So kam es zwischen den Hierarchen und Jesu zu einer Verhandlung über seine Auffassung des Sabbatgesetzes. Wenn er aber in Galiläa mit den Pharisäern über dieselbe disputierte, so mußte er hier, wo er seiner rechtmäßigen Obrigkeit gegenüber stand, den tiefsten Grund seiner von der gangbaren abweichenden Auffassung aufdecken. Er leugnete durchaus nicht, daß, wie die Schrift sagt, Gott das Ruhen des

Volkes am siebenten Tage verordnet habe, weil er nach dem vollendeten Schöpfungswerk am siebenten Tage geruht. Aber Jesus hatte es eben noch erfahren, wie Gott wundermächtig dem Geheilten die Kraft, aufzustehen und sein Bett zu tragen, wieder hergestellt hatte, wie es also für Gott ein Wirken gebe, das die Sabbatruhe nicht ausschließe. Jesus kannte ja gut genug ein solches Wirken, das ihm, wie seine Berufserfüllung (vgl. Joh. 4, 34), nicht Mühe sondern Erquickung war, und ein solches war es, wenn Gott aus dem tiefsten Antrieb seiner barmherzigen Liebe einem Gelähmten die Gesundheit wiedergab. Auch er hatte ja nur in diesem Sinne dem Gelähmten befohlen, sein Bett fortzutragen, weil er wußte, daß ihm das nicht eine Werktagsarbeit wie die der Lastträger sei, sondern ein Aufjubeln im Gefühl der neu geschenkten Gesundheit.

Freilich hatte er dabei sich als den Sohn bezeichnet, der alles tun dürfe und tun müsse, was sein himmlischer Vater tue, und damit hatte er im Sinne der Hierarchie nur der Sünde der Verführung zum Sabbatbruch noch die viel größere der Gotteslästerung hinzugefügt, indem er sich dies einzigartige Sohnesrecht zuschrieb. Er aber berief sich darauf, daß doch jeder rechte Sohn das Tun des Vaters nachahmen müsse, und daß nur einem Sohne, der in diesem Sinne ein rechter Sohn sei, der Vater auch seine größten Werke zu tun zeigen könne, weil er wisse, daß der Sohn sie nach seinem Willen nachtun werde. Nun seien aber nach der Schrift die höchsten Werke Gottes die Auferweckung der Toten und das Weltgericht. Habe Gott diese ihm zu tun gezeigt, so sei er eben jener einzigartige Sohn der Verheißung, der in der kommenden Heilszeit diese höchsten Werke seines himmlischen Vaters auszuführen beginne. Denn schon schaffe er durch

das Wort seiner Heilsverkündigung ein neues Leben, und schon führe er durch dasselbe das Gericht herbei, nicht obwohl, sondern gerade weil er ein schlichtes Menschenkind sei, das jedermann dieselbe nahe genug bringe, um ihn allein dessen schuldig zu machen, wenn er der Heilsbotschaft den Glauben verweigere und damit dem Gericht des Unglaubens verfalle. Damit sei aber erwiesen, daß er es sei, der auch in der Heilsvollendung die Toten erwecken und das Weltgericht halten werde, daß er also der Sohn sei, der dieselbe herbeiführe.

Diese Selbstrechtfertigung konnte freilich den Hierarchen durchaus nicht genügen, weil sie ja seine Heilsverkündigung nicht gläubig angenommen und ihre lebenschaffende Wirkung nicht erfahren hatten. Sie stellten sich darum ihm gegenüber auf den rein rechtlichen Standpunkt und fragten, wer ihm die Vollmacht gegeben habe, sich für den Sohn der Verheißung in jenem einzigartigen Sinne, d. h. für den Messias auszugeben. Jesus entgegnete, er könne diese Frage nicht beantworten, ehe sie ihm nicht die Gegenfrage beantwortet hätten, was sie von der Johannestaufe hielten, ob sie seinem Vorläufer vom Himmel her als einem Propheten Gottes aufgetragen, oder ob sie ein Menschenwerk gewesen sei. Diese Frage konnten sie nun freilich nicht beantworten. Denn sie konnten weder zugeben, daß Johannes ein Prophet gewesen sei, da sie ja seiner Aufforderung zur Bußtaufe nicht gefolgt waren, noch es leugnen, da ja alles Volk den Johannes für einen Propheten hielt; und mit der Volksstimmung, auf der ihre ganze Machtbefugnis beruhte, durften sie sich nicht in Widerspruch setzen. Daher antworteten sie, sie wüßten es nicht. Dann aber konnte Jesus sich nicht auf den Propheten berufen, der ihn im Namen Gottes für

den Messias erklärt hatte; und darum verweigerte auch er die Antwort auf ihre Frage. Er blieb dabei stehen, daß sie ja selbst einst zu Johannes geschickt und sein wahrheitsgemäßes Zeugnis über den nach ihm Kommenden vernommen hätten. Dies Zeugnis hätte sie zum Heil führen können, wenn sie daran geglaubt; denn Johannes sei die Leuchte gewesen, die den Weg zu ihm wies. Sie aber hätten wohl eine Zeitlang Freude an seiner auf das Kommen der Heilszeit deutenden Wirksamkeit gehabt, aber den von ihm gewiesenen Weg der Buße nicht gehen wollen.

Er bedürfe aber das Zeugnis eines Menschen, auch eines Propheten, für seinen Messiasberuf überhaupt nicht. Er habe einen höheren Zeugen, das sei Gott selbst, der in der Schrift von ihm zeuge. Sie lebten ja, solange sie den Täufer nicht als Propheten anerkennen wollten, noch in der offenbarungslosen Zeit, da Gott zu keinem von ihnen geredet, wie zu den Propheten, und sich ihnen nicht im Gesicht zu schauen gegeben habe. Sie besäßen die früheren Offenbarungen Gottes nur noch in den heiligen Schriften. Er erkenne den Eifer ihrer Schriftforschung gerne an, aber sie meinten im Besitz der Schrift bereits alles Heil zu haben und wollten sich durch dieselbe nicht zu ihm weisen lassen, von dem sie doch zeuge. Es fehle ihnen eben an der rechten Liebe zu Gott, die sie ihn als den im Namen Gottes Gekommenen erkennen lassen würde, wenn sie sich die Schrift wahrhaft innerlich angeeignet. Auch ihr weltlicher Ehrgeiz hindere sie, ihn als solchen anzuerkennen, weil er nicht, wie die falschen Propheten, ihnen eine Mehrung ihrer Macht verspreche, vielmehr zu seinem Werke ihrer garnicht bedürfe. Nicht er klage sie ihrer falschen Stellung zur Schrift wegen an, sondern Moses tue es, dessen Schriften sie nicht

geglaubt hätten. So hatte er sich als den gottgesandten Richter erwiesen, indem er die tiefsten Quellen ihres Unglaubens, ihren Weltsinn und Ehrgeiz, schonungslos aufdeckte und seine Ankläger selbst auf die Anklagebank setzte. Das war der Bruch Jesu mit der Hierarchie, der verhängnisvolle und unheilbare. Mit diesem galiläischen Messias galt es fortan einen Kampf auf Tod und Leben.

Jesus hatte dies Resultat vorausgesehen und war eben darum allein nach Jerusalem gegangen. Es war doch etwas anderes, den Jüngern von den dortigen Verhandlungen erläuternd und verständigend zu erzählen, als sie selbst zu Zeugen dieser für das Schicksal Jesu und seines Werkes so verhängnisvollen Tatsache zu machen. Man hatte an einem Ort des Seeufers die Zusammenkunft bei der beiderseitigen Rückkehr verabredet, und die Jünger kehrten voll Freude über ihre Erfolge zurück. Sie hatten nicht nur erfahren, daß Gott die Kranken, die sie unter seiner Anrufung mit dem schlichtesten Heilmittel behandelt hatten, wundermächtig geheilt habe; sie hatten es sogar versucht, den bösen Geistern zu gebieten, daß sie ausfahren sollten; und es war ihnen gelungen. Jesus erkannte die Bedeutung ihrer Erfolge vollkommen an; er sah darin einen Sturz des Satan von der Höhe seiner Macht, da sie durch die Heilsbotschaft, die er ihnen aufgetragen, dem Gottesreiche Bahn gemacht und damit der Teufelsherrschaft eine Niederlage bereitet hätten. Hatte doch ihre erfolgreiche Wirksamkeit gezeigt, daß der Teufel weder durch äußere Hindernisse noch durch Verführung seiner Jünger zu Zweifeln und Fehltritten sein durch sie beabsichtigtes Werk habe hindern können. Nicht ihrer Erfolge sollten sie sich freuen, sondern nur darüber, daß, weil sie von ihm gegen alle Versuchung gefestigt, ihre

Namen im Himmel angeschrieben und damit ihnen die Heilsvollendung gesichert sei.

Es war eine Stunde des Hochgefühls, die Jesus mit seinen zurückgekehrten Jüngern erlebte. Da pries sie Jesus selig, weil ihre Augen gesehen und ihre Ohren gehört hätten, was zu sehen und zu hören so viele Propheten und die Frömmsten des alten Bundes vergeblich verlangt. Freilich auch die Tausende seines Volkes, die noch in ihrem alten Weltsinn und Sündenleben einhergingen, hatten dasselbe gehört und gesehen und doch die seligmachende Erkenntnis nicht erlangt. Was war es denn, was alle, die durch seine und seiner Jünger Heilsverkündigung für das Gottesreich gewonnen waren, so hoch bevorzugte? Sicher nicht ihr Verdienst, sondern die göttliche Gnadenwirkung, die ihnen das Auge und das Ohr geöffnet hatte für das, was sie sahen und hörten. Da erhob sich die Seele Jesu in heißem Dankgebet für die heilige Ordnung, an die sein Vater, der Herr Himmels und der Erde, dies sein Gnadenwirken geknüpft hatte. Den Hochgebildeten der Nation, den Weisen und Klugen, war es verborgen geblieben; den schlichten Leuten aus dem Volk, den Einfältigen und Unmündigen war es offenbart. So war das Heil jedem zugänglich geworden, weil auch die Weisen und Klugen nur zu der Erkenntnis kommen durften, daß sie durch sich selbst das Heil nicht erlangen konnten. Ihm aber, dem einzigartigen Sohne, als den er sich eben noch vergeblich den Volkshäuptern erwiesen hatte, war es vorbehalten, jenen Gnadenratschluß Gottes hinauszuführen. Er allein hatte ja den Vater erkannt als den, der in ihm dem Volke das Heil brachte, und der Vater ihn als den Sohn, der in allem, was er tat und redete, nur den Willen seines Vaters aus-

führen wollte und darum die heilbringende Erkenntnis denen offenbaren durfte, denen er es wollte. Er war zu den Zöllnern und Sündern gegangen und nicht zu den Pharisäern und Schriftgelehrten; er hatte aus den Kreisen der Stillen im Lande sich seine Jünger erwählt, die nun in der ersten Probe ihrer Wirksamkeit sich bewährt hatten.

Als seine Jünger ihn beten hörten, ergriff sie der Gedanke: Ja, wer so beten könnte! Bisher hatte er in ihrem Kreise selber mit ihnen und für sie gebetet. Als sie zum ersten Mal auf ihre selbständige Wirksamkeit ausgesandt waren, hatten sie die Erfahrung gemacht, daß auch das Beten gelernt sein wolle. Diejenigen unter ihnen, die einst Jünger des Täufers gewesen waren, erinnerten sich, wie der sie Gebetsworte gelehrt, die sie ihm nachsprechen sollten. Darum baten sie Jesum: Herr, lehre uns beten, wie Johannes seine Jünger lehrte. Jesus aber erwiderte, es komme nicht darauf an, viele Worte zu machen wie die Heiden, die all ihre Wünsche aufzählten und die Götter gleichsam durch immer neue Anrufungen zu ihrer Erfüllung zwingen wollten. Der himmlische Vater wisse, was sie bedürften; und es komme nur darauf an, kurz zusammenzufassen, was ihnen not tue. Darum gab er ihnen jenes Mustergebet, das sie an den richten sollten, der als liebender Vater sie hören wolle und als der im Himmel herrschende ihnen geben könne, was sie bedürften. Das Hauptanliegen des Jüngers Jesu sei das Kommen des Gottesreichs, wobei sie nicht vergessen dürften, daß die trauliche Vateranrufung nicht die Ehrfurcht vor dem Namen Gottes ausschließe, den schon das Alte Testament sie heiligen gelehrt hatte. Was aber auch für sie sich noch von irdischen Hoffnungen an das Kommen des Gottesreiches knüpfte, so müßte doch die Erfüllung des göttlichen Willens

nach der Weise der Engel Gottes ihr höchstes Ziel bleiben. Freilich auch ihre irdischen Wünsche dürften sie vor Gott bringen, aber doch nur das für den Tag notwendige und unentbehrliche, wie das tägliche Brot, sollten sie erbitten. Alle Zugabe müßte der Weisheit Gottes anheim gestellt bleiben. Was aber alle Tage jeder für sein persönliches Leben bedürfe, sei die Vergebung der Sünde, die man freilich nicht erbitten dürfe, wenn man sich nicht durch das eigene Vergeben der bereits empfangenen Vergebung würdig zeige. Wohl müsse man auch im Gefühl seiner Schwachheit um Bewahrung vor jeder Versuchung bitten; aber da Gott dieselbe nicht erhören könne, wenn er zu unserer Bewährung die Versuchung für notwendig halte, so müsse man die Bitte hinzufügen, uns von der Macht des Bösen zu erlösen, die uns in der Versuchung zu Fall zu bringen trachte. Schon in der Zeit, in der die Evangelien geschrieben wurden, hatte man angefangen, das Vaterunser als Gebetsformel zu benutzen und, um dieselbe leichter behaltbar zu machen, die dritte und siebente Bitte, die eigentlich in der vorigen schon enthalten waren, fortzulassen. So gewiß das vollkommen berechtigt war für den, der sein Gebet noch nicht in eigene Worte zu kleiden wußte, so war doch die nächste Absicht Jesu nur, ein Mustergebet zu geben, an dem man selbständig zu beten lernen sollte.

Jesu kam es vor allem darauf an, die Jünger zu stärken in der Gewißheit der Gebetserhörung. Er drückte dieselbe so stark und schrankenlos aus wie möglich; aber er gab doch zu bedenken, daß mit der Verheißung, jeder Bittende werde empfangen, durchaus nicht gesagt sei, er werde genau das empfangen, was er erbeten habe. Kein verständiger Vater wird dem Kinde alles gewähren, um was es bittet, da doch

das Kind oft etwas sehr Unnötiges, ja geradezu Schädliches verlangt. In den Gleichnissen vom Brot und Stein, vom Fisch und von der Schlange stellte er dar, wie der himmlische Vater doch sicher nicht etwas Unnötiges statt etwas Notwendigem geben werde, oder gar etwas Schädliches statt etwas Nützlichem. Wenn aber der schwache irdische Vater schon verstehe, dem Sohne gute Gaben zu geben, wie sollte es der himmlische in seiner Weisheit nicht vermögen! Mit Vorliebe hat er an dem Gleichnis vom ungefälligen Freunde, der endlich doch dem Freunde wegen seines „unverschämten Geilens" den Willen tat, und von dem ungerechten Richter, der einer immer vergeblich ihr Recht suchenden Witwe doch zuletzt ihre Bitte gewährte, aus Furcht, daß sie schließlich zu Tätlichkeiten greife, gezeigt, wieviel gewisser Gott den nur ausdauernd Bittenden erhören werde.

Kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Jesus wieder da sei, so strömte auch wieder die Menge der Hilfesuchenden oder um Rat Fragenden zusammen. In der damaligen Schriftgelehrsamkeit wurde man nicht müde, alle alttestamentlichen Gebote zu zählen und zu wägen, und so kam auch ein Schriftgelehrter in wohlmeinender Absicht und frug nach einem Merkmal, an welchem man erkennen könne, welches Gebot das vornehmste im Gesetz sei. Jesus aber verwies ihn einfach auf das Gebot, mit dem das Alte Testament selbst die Reihe seiner Gebote eröffnet, und wußte dasselbe nicht besser auszudrücken als in den herzandringenden Worten, mit denen schon Moses die Liebe zu Gott gefordert hatte. Er fügte nur noch eins als gleichwertig hinzu, das wie verloren im Alten Testament zwischen unzähligen andern steht: liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Er wollte damit andeuten, daß man die Liebe zu Gott tatkräftig nur be-

weisen könne, indem man seine Forderung der Nächstenliebe erfülle. Der Schriftgelehrte konnte nur rühmend dieser Antwort seinen Beifall zollen und sie selbständig aus dem Alten Testament begründen. Aber wie um sich zu entschuldigen, daß er nach etwas so Selbstverständlichem gefragt habe, fügte er hinzu, daß doch noch die Frage übrig bleibe, wer denn unser Nächster sei, den man lieben solle wie sich selbst. Da erzählte Jesus das köstliche Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Der Priester und der Levit gingen mitleidlos an dem unter die Räuber Gefallenen, von ihnen völlig Ausgeraubten und Gemißhandelten vorüber; der Samariter aber, obwohl er ein Volksfremder war, nahm sich seiner aufopfernd an und sorgte für seine Zukunft. Jesus ließ den Frager selbst die Deutung aus dem Gleichnis herauslesen, daß man nicht fragen dürfe, wer unser Nächster sei, sondern sich selbst den Namen des Nächsten verdienen, indem man jedem, der unserer Hilfe bedarf, wer er auch sei, dieselbe leiste.

Inzwischen war die Menge immer mehr angeschwollen, und Jesus wollte doch noch so viel erfragen und den Jüngern sagen, um die Erfahrungen der Jüngermission für sie fruchtbar zu machen. Darum bestieg er mit seinen Jüngern ein Boot, um ans Ostufer hinüberzufahren und dort einen einsamen Ort aufzusuchen, wo er hoffen konnte, mit seinen Jüngern allein zu bleiben und seine seelsorgerischen Gespräche mit ihnen fortzusetzen. Aber anders war es in Gottes Rat beschlossen. Jesus wußte nicht, daß er sturmbewegten Tagen entgegenfuhr.

---

7. Kapitel.

Die Volksspeisung.

Die Volksmenge am Westufer hatte sich die Richtung wohl gemerkt, in der das Boot Jesu mit seinen Jüngern abfuhr, und scheute den Weg um die nahe Nordspitze des Sees nicht, um Jesum am jenseitigen Ufer wieder aufzufinden. Inzwischen hatte sich die Menge nur immer mehr vergrößert. Durch die Jüngermission war der Name Jesu in alle Gegenden der Provinz verbreitet und das Verlangen erweckt, den Wundermann zu sehen. Selbst am Hofe des Tetrarchen wurde viel über ihn gesprochen. Die wunderlichsten Gerüchte gingen um. Elias oder Jeremias oder sonst einer der alten Propheten sollte in ihm wieder auferstanden sein. Als Herodes davon hörte, ergriff ihn Gewissensangst. Ebenso gut konnte auch der Täufer, den er hatte enthaupten lassen, wieder auferstanden sein. Auch diese Vorstellung wurde leicht aufgegriffen. Johannes hatte zwar keine Wunder getan, aber, nachdem er selbst in Jesu wunderbar zum Leben erweckt, konnte ihm die Macht dazu nicht fehlen. Was Wunder, daß jeder Jesum sehen wollte, auch Herodes, der frei-

lich warten mußte, bis sich ihm eine Gelegenheit dazu ergab. Das Passahfest war nahe, und überall sammelten sich schon die Festkarawanen, um durch Peräa nach Jerusalem zu pilgern. Es bedurfte für viele nur eines kleinen Umweges, um Jesum am Ostufer des Sees aufzusuchen, vielleicht gar mit dem gefeierten Mann die Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten. So kam es, daß man die Menge nur noch nach Tausenden zählte, die sich dort am Ostufer versammelte.

Sobald Jesus die Menge kommen sah, wußte er, daß sein Wunsch, mit den Jüngern allein zu sein, vereitelt war. Er hätte sich ja mit ihnen tiefer ins Gebirge zurückziehen können, wohin die Menge ihm nicht folgen konnte. Nicht umsonst aber hatte Gott hier auf einer der wiesigen Almen die Tausende um ihn zusammengeführt. Er sollte ihnen wieder eine Bergpredigt halten wie damals am Westufer. Der Anlaß dazu ergab sich leicht. Viele hatten ihre Kranken mitgebracht, und er heilte sie, aber auch mit andern Anliegen kam man zu ihm. Einer aus dem Volke bat ihn, einen Erbstreit mit seinem Bruder zu schlichten. Das Ansehen Jesu war bereits so hoch gestiegen, daß der Bittsteller voraussetzte, sein Bruder werde sich dem Schiedsspruch Jesu ohne weiteres fügen. Aber Jesus vermied es aufs sorgfältigste, in die äußeren Verhältnisse einzugreifen. War doch von da aus nur noch ein Schritt, ihn zum König auszurufen und ihm die Rolle des Messias im Sinne der Volkserwartung aufzudrängen. Darum wies er den Bittsteller mit scharfem Wort zurück; denn statt sein Wort zu hören und ihm zu seinem Heile zu folgen, wollte der Mann die Autorität des großen Volksmannes ausnützen, um seine irdischen Zwecke zu erreichen. Es war die Sucht nach Besitz und Genuß, die ihm das Ohr für Jesu Heilspredigt verschloß, wie den vielen Tausenden, die schließ-

lich doch von Jesu nur die Erfüllung ihrer irdischen Wünsche verlangten. Daher erzählte er der Volksmenge das Gleichnis von dem törichten Kornbauer, der eine so reiche Ernte gehabt hatte, daß er seine Speicher umbauen mußte, um den Segen des Feldes zu bergen. Als er nun glücklich alles eingebracht, da glaubte er genug zu haben für viele Jahre und nun sein Leben genießen zu können. Aber er hatte sich verrechnet; denn in dieser Nacht noch starb er und konnte nicht einmal mehr über seine hinterlassenen Reichtümer Verfügung treffen. Dieselbe Enttäuschung, sagte Jesus, werde jeder erfahren, der nur Schätze sammelt, um seine Habgier oder Genußsucht zu befriedigen; denn der Besitz oder Genuß befriedigt nie, weil er immer das Verlangen nach mehr reizt. Nur wer seinen Reichtum benutzt, um ihn nach Gottes Willen zu verwenden, kann desselben wirklich froh werden. Darum warnte er so dringlich vor der Habsucht, die doch, auch wenn sie noch soviel erwirbt, nicht imstande ist, wie das Gleichnis zeigte, uns eine längere Dauer des Lebens zu gewährleisten, als sie Gott uns bestimmt hat.

Aber Jesus wußte, wie schwer auch seine Anhänger, die doch durch ihn längst ein höheres Ziel gefunden hatten, noch täglich ringen mußten, daß ihr neues geistliches Leben nicht erstickt würde durch die irdische Sorge um Nahrung und Kleidung. Darum malte er ihnen in wundervollen Bildern vor, wie Gott die Vögel des Himmels nährt und die Blumen des Feldes kleidet, die doch jeder Glutwind verdorren macht. Wie sollte er denen, die durch ihn Gottes Kinder geworden seien, nicht geben, was sie für Leib und Leben bedurften? Konnten sie doch durch all ihr Sorgen ihrem Leben auch nicht eine Elle zusetzen! Aber nicht alle Sorge wollte Jesus ihnen abnehmen, sondern nur ihren

Sinn richten auf das Eine, was not tut, auf das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Nicht irdische Schätze sollten sie erwerben, die doch so leicht verloren gehen, sondern den einen himmlischen Schatz, auf den das Herz immer gerichtet sein soll. Denn das war das schlechthin Neue, das Jesus verkündigte. Die ganze alte Welt war eine Welt des Diesseits. Darüber hatte auch die Offenbarung des Alten Testaments noch nicht hinausgeführt; denn das trübe Hadesleben, in dem selbst die Frömmsten nur im Frieden Gottes zu ruhen hofften, war doch kein wahres Leben. Jesus aber verhieß ein ewiges Leben im Jenseits. Wohl träumten auch die Pharisäer von einem ewigen Leben im Diesseits, zu dem einst in der Vollendung des Gottesreiches alle Frommen der Vorzeit erweckt werden würden. Die Sadduzäer verspotteten diese Hoffnung, indem sie den Fall setzten, daß ein Weib nach dem Gesetz sieben Männer gehabt habe, um dem verstorbenen Bruder Nachkommen zu erwecken, und sie in der Auferstehung doch nur einem angehören könne. Aber Jesus hatte ihnen gezeigt, daß sie beide in dem gleichen Irrtum befangen seien, weil sie der Allmacht Gottes nicht zutrauten, daß er noch eine andere Lebensform schaffen könne als die irdische, in der man nicht mehr freie und sich freien lasse, sondern fortlebe als ein engelgleiches Geschlecht. Ein solches müßten auch die Erzväter werden in der Auferstehung, wenn sich doch Gott, der nicht ein Gott Toter sondern Lebendiger sei, in der Schrift lange nach ihrem Tode ihren Gott nenne.

Wenn Jesus verbot, irdische Schätze zu sammeln, welche die Motten und der Rost fressen, nach welchen die Diebe graben, um sie zu stehlen, so tat er es nicht aus Geringschätzung des irdischen Gutes. Schon zur Zeit, als die

Evangelien geschrieben wurden, mißdeutete man die Worte Jesu dahin, daß man die höchste Übung der Frömmigkeit in der Selbstentäußerung von allem fand, was uns Gott gegeben. Ausdrücklich hat Jesus seine Jünger unterwiesen, wie sie das irdische Gut recht benutzen sollten. Absichtlich entlehnt er sein Gleichnis von einem ungerechten Haushalter, weil, wie er sagte, die skrupellosen Weltkinder besser wissen, das irdische Gut auszunutzen, als die Kinder des Lichts. So hatte jener Haushalter, als ihm sein Herr wegen verschwenderischer Wirtschaft den Dienst aufkündigte, die kurze Zeit, in der ihm noch die Kasse seines Herrn zur Verfügung stand, nicht benutzt, um einige Tage herrlich und in Freuden zu leben, sondern um sich seine Zukunft zu sichern. Er hatte die Schuldbriefe der Schuldner seines Herrn, die er der gleichen Schurkerei für fähig hielt, gefälscht, um sie sich zu Freunden zu machen, damit sie ihn, wenn er stellenlos geworden, aufnähmen. So sollten auch seine Jünger das irdische Gut benutzen, um sich fähig zu machen, Gott zu dienen in seinem Reich, und dadurch sich ihre Teilnahme an der Vollendung desselben zu sichern.

Ja, die Mehrung dieses Gutes hatte er sogar von ihnen verlangt in dem Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. Dem trägen Knecht, der sein Pfund im Schweißtuch vergraben und genug getan zu haben meinte, wenn er es dem Besitzer unverkürzt wiedergab, wurde dasselbe genommen und denen gegeben, die damit treu gewuchert und seinen Ertrag vervielfältigt hatten. Jede unbenutzte Gabe verfällt, und jede treu benutzte erhöht sich. Ja, mehr noch. Wer im geringsten treu gewesen, wird es auch im großen sein, und wer das irdische Gut treu benutzt, dem können auch die höheren geistlichen Güter anvertraut werden. Nur soll man

nicht meinen, sein Herz teilen zu können zwischen Gott und dem irdischen Gut. Der Reichtum, den man nur nach eigenem Belieben benutzen will, wird zum Götzen, der zuletzt all unser Sinnen und Trachten in Anspruch nimmt. Er läßt nicht zu, daß man mit ihm Gott dient, der doch ebenso unser ganzes Herz und unsern ganzen Dienst beansprucht; man kann nicht Gott dienen und dem Mammon.

In dem Eifer, es noch einmal dieser Volksmenge recht dringend ans Herz zu legen, all ihre irdischen Sorgen und Wünsche zu lassen, damit er sie höheren Zielen zuführen könne, hatte Jesus Zeit und Stunde vergessen. Seine Jünger mußten ihn mahnen, daß es höchste Zeit sei, das Volk zu entlassen, damit es in den umliegenden Ortschaften Speise und Unterkunft fände. Als aber Philippus ihn im Namen aller darum bat, erwiderte Jesus, es sei nicht nötig, daß das Volk fortgehe, sie sollten ihm zu essen geben. Später, als die entscheidende Wendung, welche die Volksspeisung im Leben Jesu herbeiführte, klar geworden war, konnte man es sich nicht anders denken, als daß Jesus dieselbe absichtlich herbeigeführt und den Philippus nur habe versuchen wollen, ob er ihm dieses Wunder zutrauen werde. In Wahrheit zeigen seine Worte, daß er sie aufgefordert hatte, nachzusehen, ob unter den Händlern, die sich überall einfinden, wo große Volksmassen zusammenströmen, noch zu haben sei, was sie dazu brauchten. Bald aber kam Andreas mit der Botschaft, sie hätten nur noch ein Bürschchen aufgefunden, das fünf Gerstenbrote und zwei geröstete Fische zu verkaufen habe, und was sei das für so viele?

Aber Jesus ließ sich dadurch nicht abschrecken. Es war wie damals auf der Hochzeit zu Kana. Er hatte selbst die Notlage des Volkes herbeigeführt, und er zweifelte keinen

Augenblick, daß der himmlische Vater ihm geben werde, was er bedurfte, um derselben abzuhelfen. Er befahl den Jüngern, daß sie das Volk auffordern sollten, sich zum Mahle zu lagern und zwar in geordneten Abteilungen zu je fünfzig und hundert Mann, weil so allein eine schnelle Versorgung derselben durch die Jünger möglich war. So kam es auch, daß man später die Menge ungefähr abschätzen konnte, obwohl die Berechnungen zwischen vier- und fünftausend schwankten. Da nun auch sonst die Geschichte mit allerlei Abweichungen in den Details erzählt wurde, so ist es gekommen, daß man später annahm, es seien einmal viertausend und einmal fünftausend Mann gespeist worden. Jesus aber nahm den geringen Vorrat, den die Jünger käuflich an sich gebracht hatten, sprach, wie der Hausvater, das Dankgebet und begann ihn durch seine Jünger austeilen zu lassen. Sein Glaube hatte ihn nicht getäuscht. Durch ein Wunder göttlicher Vorsehung wurde ihm immer wieder von Seiten derer, die bereits zur Pilgerfahrt verproviantiert waren, soviel dargereicht, daß die Menge nicht nur gesättigt wurde, sondern, als Jesus befahl, die übriggebliebenen Brocken zu sammeln, noch jeder der Jünger seinen Reisekorb damit füllen konnte. Sicher hat man später, wie bei der Hochzeit zu Kana, dies Vorsehungswunder für ein göttliches Allmachtswunder gehalten; aber keiner unserer Evangelisten hat auch nur gewagt, es anschaulich zu machen, wie die Brote unter den Händen Jesu gewachsen seien oder sich gemehrt hätten.

Jesus, der voraussah, was die Folge dieser Volksspeisung sein werde, forderte die Jünger auf, sofort zum Seeufer hinabzusteigen und, falls er bis zum Einbruch der Nacht nicht gekommen sei, nach Bethsaida vorauszufahren.

Die Jünger ahnten, worüber er noch mit dem Volk verhandeln wollte, und wären gern dabei gewesen, um ihre Bitten mit denen des Volkes zu vereinigen. Aber das gerade wollte Jesus nicht; und darum zwang er sie, sich sofort zu entfernen. Er hatte wohl gemerkt, was in der Volksmenge während der Speisung vorging. Hatte schon bisher immer die große Masse die Hoffnung zu ihm geführt, daß er es offen heraussagen werde, er wolle ihr Messias im Sinne der Volkserwartung werden, heute hatte er ja nicht nur gepredigt und geheilt; er hatte ihnen auch, wahrhaftig wie der neue Landesvater, ein Mahl bereitet, das, wie bescheiden es immer unter den gegebenen Verhältnissen war, doch zeigte, daß er sich auch ihrer irdischen Bedürfnisse annehmen wolle. Sie aber meinten nur das eine große Bedürfnis zu haben, wieder unter einem angestammten Könige das alte Davidsreich aufgerichtet zu sehen, in dem sich alle Verheißungen der Propheten erfüllen mußten. Vergeblich suchte Jesus auch jetzt noch ihnen klar zu machen, daß das der Zweck seiner göttlichen Sendung nicht sei. Man war entschlossen, nötigenfalls ihn mit sanfter Gewalt zu zwingen, daß er zum nationalen Freiheitsfest mit ihnen nach Jerusalem ziehe, und ihn dort zum Könige auszurufen, damit sie unter seiner Führung den großen Freiheitskampf beginnen könnten. Ihm, der soviel Wunder getan, konnte ja der göttliche Beistand auch bei diesem Werke nicht fehlen.

Als Jesus das merkte, entwich er in das höhere Gebirge hinauf, wohin die Menge ihm nicht folgen konnte. Sobald er sich dort allein sah, fiel er auf seine Kniee und betete, wie die Evangelisten ausdrücklich erzählen. Er stand vor einem entscheidenden Wendepunkt seines öffentlichen Lebens. Es war ihm nicht gelungen, seine heimatliche Bevölke-

rung für die Art, wie er das Gottesreich gründen wollte, zu gewinnen. Der geplante Aufstandsversuch, dem er sich nur durch schleunige Flucht entziehen konnte, zeigte, daß sie dabei verharrten, ihr Messias könne er nur sein, wenn er sich zum Könige ausrufen ließ. Er, der immer wieder gesagt hatte, daß er der Verheißene sei, hatte ihnen eine schwere Enttäuschung bereiten müssen. Es konnte noch eine Zeitlang währen, bis ihnen klar wurde, daß er definitiv entschlossen sei, sich ihren Hoffnungen zu versagen. Aber sobald das eintrat, war das Volk mit ihm fertig. Von einem Messias, der nicht tun wollte, was sie von dem Messias erwarteten, wollten sie nichts wissen; und sobald das Volk ihn aufgab, gewannen seine Feinde Macht wider ihn. Der Abfall des Volkes war sein irdischer Untergang. Wir begreifen, warum er an das Herz seines Vaters flüchtete in dieser schweren Stunde.

Die Jünger hatten vergeblich am Seeufer auf Jesu Rückkehr gewartet. Die Dunkelheit war angebrochen, und der See begann unruhig zu werden. Endlich mußten sie sich entschließen, ohne ihn abzufahren. Es war eine schwere Fahrt. Ein heftiger Gegenwind nötigte sie, alle Kräfte einzusetzen, um vor dem Ausbruch eines gefahrdrohenden Wetters das jenseitige Ufer zu erreichen. Aber schwerer noch war der Sturm, der ihre Gemüter bewegte. Zum ersten Mal seit ihrem Zusammenleben hatte Jesus sie allein gelassen. Was hatte er dort auf der Berghöhe mit dem Volk verhandelt? Aber was er auch plante, zum ersten Mal bedurfte er ihrer zu seinem Vorhaben nicht. Schon meinten sie, mitten auf dem See zu sein; aber im Dunkel der Nacht, und da der Gegenwind sie von ihrem Kurs abtrieb, hatten sie sich getäuscht. Da sehen sie plötzlich eine Gestalt auf sich

zukommen, und sie erschrecken; denn sie meinen ein Gespenst zu sehen. Aber sie hören die Stimme Jesu, der sich ihnen zu erkennen gibt. Später glaubte man nicht anders, als Jesus sei wirklich über den See zu ihnen gekommen, und das war in der Erinnerung an jene unvergeßliche Nacht unauslöschlich geblieben. In Wahrheit waren sie, ohne es zu ahnen, dem jenseitigen Ufer bereits ganz nahe, freilich nicht bei Bethsaida. Der Gegenwind hatte sie bis in die Nähe der Nordspitze des Sees verschlagen, und Jesus, der aus dem Gebirge gekommen, um den See entlang um die Nordspitze des Sees herum das Westufer zu erreichen, war ihnen bereits ganz nahe; denn als sie den vermeintlich über den See Gekommenen ins Schiff aufnehmen wollten, waren sie bereits am Ufer und mit Jesu wieder vereinigt (vgl. Joh. 6, 21).

Als Jesus sie verlassen, hatten sich natürlich Tausende aus der Volksmenge zerstreut, namentlich die Festpilger unter ihnen; aber ein großer Teil verweilte immer noch bei denen, die den Plan, Jesum zum Könige auszurufen, gefaßt hatten und ihn keineswegs so schnell aufgeben wollten. Jesus mußte doch aus den Bergen zurückkehren und ein Boot finden, das ihn ans Westufer zurückbrachte. Darum warteten sie die Nacht über am Ostufer auf ihn. Erst als der Morgen anbrach und sie sich überzeugten, daß kein Schiff ihn erwartete, und auch unter den landenden Schiffen keins war, das er benutzen konnte, fuhren sie selbst hinüber und suchten ihn in Kapernaum, wo Jesus am häufigsten verkehrte. Aber eben darum war Jesus nach der Wiedervereinigung mit seinen Jüngern nicht dorthin gegangen, auch nicht nach Bethsaida, wohin er ursprünglich gewollt hatte, sondern wanderte mit seinen Jüngern am Westufer umher, im-

mer wieder den Ort wechselnd. Endlich fand man ihn doch, und die Führer deuteten durch die Frage, wann er hergekommen sei, klar genug an, daß sie die ganze Nacht drüben gewartet und den ganzen Morgen über ihn gesucht hätten, um aufs neue ihm ihre Bitten vorzutragen. Aber Jesus antwortete, sie suchten ihn nicht, weil sie in der Volksspeisung das Zeichen gesehen hätten, daß Gott ihn als den Spender des wahren Lebensbrotes beglaubigt habe, sondern weil sie in ihr ein Unterpfand für die Erfüllung ihrer irdischen Wünsche gefunden. Aber nicht um sie, die doch nur eine vorübergehende Befriedigung schaffen könnte, sollten sie sich soviel Mühe machen, sondern sich die unvergängliche Speise verschaffen, die er als der einzigartige Menschensohn zu bieten habe. Als sie aber fragten, was sie denn tun müßten, um die sich zu verschaffen, erwiderte er, daß Gott nur das Eine von ihnen verlange, an ihn als seinen Gesandten zu glauben, auch wenn er ihre Wünsche und Erwartungen nicht erfülle.

Aber konnte Jesus denn nicht seine guten Gründe haben, den letzten Schritt zu dem, was nach ihrer Ansicht ihn erst ganz zum Messias qualifizierte, noch hinauszuschieben? Aufgeschoben war doch nicht aufgehoben. Nun gut, aber dann mußte er ihnen wenigstens ein Zeichen geben, das sie dessen versicherte, es werde in dem von ihm zu begründenden Gottesreich doch einst zu der Erfüllung aller Verheißungen kommen. Als er das nächste Mal in der Synagoge zu Kapernaum auftrat, hielten die dortigen Schriftgelehrten ihm vor, Moses, der doch der vorbildliche Erlöser des Volkes gewesen sei, habe sich dadurch beglaubigt, daß Gott ihm gegeben habe, Manna vom Himmel regnen zu lassen. Solch ein Zeichen möge auch er ihnen geben zur Beglaubigung

seiner Ansprüche. Jesus erwiderte, das Manna sei noch lange nicht das wahre Himmelsbrot gewesen. Das gebe ihnen Gott erst in seiner Person, da man im Glauben an ihn eine Befriedigung finde, die nie mehr aufhöre. Man hatte erwidert, er hindere ja selbst sie daran, im Glauben zu ihm zu kommen, da er durch Verweigerung ihrer billigen Wünsche, wie nach der Volksspeisung, sie zurückstoße. Jesus aber erklärte, es sei nicht seine Sache, die Art zu bestimmen, wie er seine Sendung auszurichten habe. Er sei nur gekommen, Gottes Willen zu erfüllen; und der verlange von ihm, daß er in denen, die Gott ihm als Gläubige zuführe, ein neues Leben wecke, damit sie nicht verloren gingen. Darin zeige sich eben, daß er mehr zu geben vermöge als das Manna. Die Väter, welche das Manna gegessen, seien doch alle gestorben, das Leben aber, das er in den Gläubigen wecke, sei ein unvergängliches, dem der leibliche Tod nichts anhaben könne. Aber freilich gehöre dazu nicht ein Glaube an ihn als den Messias, wie sie ihn sich wünschten, sondern der Glaube, daß dieser schlichte Mensch von Fleisch und Blut doch der einzigartige Menschensohn sei, der alle Verheißung erfülle. In seiner Selbstdarstellung in Wort und Werk würden sie finden, daß Gott, wie er verheißen, zu seinem Volke gekommen sei; und in dem neuen Leben, das er schaffe, würden sie bereits die Kräfte eines durch den Tod nicht mehr zerstörbaren Lebens schmecken.

Natürlich beharrten sie auf ihrer Forderung, die bald das allgemeine Losungswort wurde. Überall umdrängte ihn das Volk mit der Forderung eines Himmelszeichens, wenn sie an ihn als den letzten Gottgesandten glauben sollten. Da erklärte ihnen Jesus, einem bösen und abtrünnigen Geschlecht

könne kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jonas. Seit dem Tage der Volksspeisung wußte er, daß sein irdisches Leben enden werde mit dem Tode durch Feindeshand. Aber wie Jonas wunderbar errettet wurde nach der Erzählung des Alten Testaments, so werde auch er wunderbar errettet werden aus dem Tode, um sein Heilswerk zu vollenden, das er auszuführen gesandt sei. Doch für jetzt würde ihnen kein Zeichen helfen. Die Königin von Saba sei von den Enden der Erde gekommen, um die Weisheit Salomos zu hören. Sie aber hätten den unter sich, der mehr sei als Salomo, und sie glaubten seinen Worten nicht. Die Niniviten hätten Buße getan, als der wunderbar errettete Prophet unter ihnen predigte; aber er sei mehr als Jonas, und sie hätten auf seine Forderung nicht Buße getan. Wohl hätten sie einst bessere Tage gesehen, als durch die Predigt des Täufers und durch die seine in der ersten schönen galiläischen Zeit eine Erweckung im ganzen Volke begonnen hätte. Aber es werde ihnen ergehen wie den geheilten Besessenen, die wieder in die alten Sünden verfielen, und dann nur noch in höherem Grade von den Mächten der Finsternis gebunden würden. Hatte jene erste Erweckung sie nicht zu dauerndem Glauben und völliger Sinnesänderung geführt, so werde das letzte bei ihnen ärger werden als das erste. Er wußte, daß das abtrünnige Volk nur mit seiner Ermordung endigen könne.

Es bedürfe auch des von ihnen geforderten Zeichens durchaus nicht. Wie niemand ein Licht, das er angezündet, unter das Scheffelmaß stelle oder sonst so, daß man es nicht sehen könne, so habe Gott schon dafür gesorgt, daß, wenn er seinen Messias gesandt, man auch durch seine Selbstbezeugung in Wort und Werk erkennen könne, daß er es sei.

Aber freilich gehörten gesunde Augen des Geistes dazu, um das zu erkennen, wie auch dem leiblichen Auge, wenn es erkrankt sei, der hellste Sonnenstrahl nicht helfe. Sie aber wüßten doch so gut aus den Zeichen am Abendhimmel herauszulesen, welches Wetter am folgenden Tage sein werde. Warum prüften sie nicht selbst die Zeichen der Zeit, statt sich von ihren Verführern gängeln zu lassen? Wie es für den Schuldner, wenn der Gläubiger ihn zum Richter führe, die höchste Zeit sei, sich gütlich mit demselben abzufinden, wenn er nicht der strengen Gerechtigkeit verfallen wolle, so sei es mit ihnen. Gott biete ihnen noch einmal in seinem letzten und höchsten Gesandten die Hand, das Heil zu erlangen, und wenn sie das nicht annähmen, so müßten sie dem nahenden Gericht verfallen, das schon der Täufer verkündigt, und das er vergeblich abzuwenden gestrebt hatte.

Aber auch Jesu Hauptgegner, die Pharisäer, wußten die Situation auszunutzen, um ihn beim Volke zu diskreditieren. Sie boten ihm ihre Anerkennung seiner Messianität an, wenn er ihnen das verlangte Himmelszeichen gäbe. Sie wußten wohl, daß er das ablehnen werde, und wollten ihn vor allem Volk seiner Ohnmacht dazu verdächtigen. Aber er gab ihnen nur eine kurze abschlägige Antwort und ließ sie stehen, indem er mit seinen Jüngern das Boot bestieg, um von dem Orte fortzufahren, wo sie ihm aufgelauert hatten. Etwas anderes lag ihm am Herzen. Er wußte nur zu gut, wie auch seine Jünger sich verwunderten, weshalb er nicht, um eine große mächtige Partei für sich zu gewinnen, ihre Forderung erfülle. Er warnte sie darum vor dem Sauerteig der Pharisäer. Seine Jünger aber, die ja nicht daran denken konnten, daß er überall im alltäglichen Leben in Bildern rede, dachten daran, daß sie nicht ge-

nügend Proviant bei sich hätten, und er sie warnen wolle, von den Pharisäern Sauerteig zu kaufen, um Brot zu backen, da diese ihnen vergifteten Sauerteig in die Hände spielen konnten, um sich so am einfachsten von ihrem Todfeinde zu befreien. Jesus hat ihnen dies Mißverständnis gründlich verdacht, und er meinte, ihr Verständnis sei auch nicht besser als das des Volkes, dem Gottes Gericht Augen und Ohren verschlossen habe (vgl. Mark. 8, 15 f.). Er hatte sie an die Volksspeisung erinnert, wo er doch gezeigt, daß er um leibliches Brot nicht zu sorgen habe. Er hatte natürlich von der Heuchelei der Pharisäer geredet, die in jenem Anerbieten lag.

8. Kapitel.

Die große Reise.

Es war anders geworden zwischen Jesu und seinem Volk seit den Tagen der Volksspeisung. Das Volk hatte seine Heilsbotschaft mißdeutet, und die Wunderheilungen, durch die er bestätigen wollte, daß die Gnade Gottes in ihm erschienen sei, waren der großen Menge nur Anlaß zu ausschweifenden Hoffnungen geworden. Es mußte ein Ende gemacht werden. Jesus beschloß, seine Heiltätigkeit aufzugeben. Ließ er sich einmal aus Erbarmen mit einer Not, die ihn anrief, zu einer Heiltat bewegen, so traf er Vorsorge, daß weitere Ansprüche an seine Heiltätigkeit verhütet wurden. So, als er wieder einmal in jene Gegend kam, wo man ihn einst gebeten hatte, das Land zu verlassen. Jetzt war die Stimmung daselbst völlig umgeschlagen. Man mochte über seinen Messiasanspruch denken, wie man wollte, er blieb immer der große Wohltäter des Volkes, von dem man sagte: Er hat alles wohlgemacht. Aber nun war es zu spät. Als er einen Taubstummen durch Berührung seiner Ohren heilte, gebot er aufs strengste, von der Heilung nichts

zu erzählen. Ebenso dem Blinden bei Bethsaida, dem Gott auf sein Gebet das Augenlicht wiedergegeben, und dem er wiederholt die Hände auflegte, um allmählich die neugeschenkte Sehkraft an den Anblick der sonnigen Umgebung zu gewöhnen. Er nahm ihn ausdrücklich vor allem Volk besonders und verbot ihm, auch nur in die Stadt zu gehen und sich dort als geheilt zu zeigen.

Es war klar geworden, daß zunächst nur in einer kleinen Schar von Anhängern Jesus seine eigentlichen Ziele verwirklichen konnte. Aber er sprach: Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist meines Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben. Freilich sollte damit keineswegs die Hoffnung, daß einst das Gottesreich im ganzen Volk verwirklicht werde, aufgegeben sein. Ausdrücklich erzählte er in dieser Zeit das Gleichnis vom Senfkorn, welches das kleinste unter den Samenkörnern sei und aus dem doch ein Baum erwachse, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten; und das von der Handvoll Sauerteig, den das Weib beim Brotbacken in drei Scheffel Mehl mengt und der doch den ganzen Teig durchsäuert. Er mußte es Gott überlassen, die Wege zu finden, auf denen er jene kleine Schar mehren und endlich seine Verheißung im vollen Umfang erfüllen könne. Jesus konnte nur jede Gelegenheit ergreifen, um immer wieder das Volk zur Buße zu ermahnen. Wenn auch für jetzt nicht das Volk als solches, es konnten doch noch viele einzelne für ihr wahres Heil gewonnen werden. Aus Jerusalem kam die Schreckenskunde, daß Pilatus bei einem Aufstandsversuch die Galiläer, die eben noch beim Opfer Gottes Beistand zu ihrem Vorhaben erflehten, hatte niederhauen lassen. Vielleicht waren es jene Unglücklichen, deren Drängen sich Jesus auf der Berghöhe am Ostufer versagt

hatte, und die nun durch ihr eigenmächtiges Vorgehen Jesum zwingen wollten, sich ihrer anzunehmen. Jesus fragte, ob denn jene Galiläer schlimmere Sünder gewesen seien als alle anderen. Er erinnerte selbst an einen Unfall, wo beim Bau eines Turmes in Jerusalem derselbe zusammenstürzte und achtzehn Menschen begrub, und wiederholte seine Frage mit Bezug auf die übrigen Bewohner Jerusalems. Aber wenn sie nicht Buße täten, so würden sie alle ebenso umkommen. Wie furchtbar sollte sich diese Drohung erfüllen, als später das Volk, das den wahren Messias verwarf, unter der Führung falscher Messiasse sein Ziel zu erreichen suchte und in dem großen Revolutionskriege elend zu Grunde ging!

Jesus erzählte das Gleichnis von dem unfruchtbaren Feigenbaum, den sein Besitzer, nachdem er drei Jahre lang vergeblich an ihm Frucht gesucht, umhauen lassen wollte. Aber der Weingärtner bat, ihn noch ein Jahr stehen zu lassen, damit er alle Mittel anwenden könne, um ihn zum Fruchtbringen zu vermögen. So war auch seiner Heimatprovinz noch eine Bußfrist geschenkt. Jesus wußte selbst nicht, wie lange sie noch dauern werde. Er konnte nur immer aufs neue ermahnen, durch die enge Pforte der Buße ins Gottesreich einzugehen und nicht der großen Masse auf dem breiten Wege zu folgen, der ins Verderben führe. Einst, wenn die Vollendung des Gottesreichs komme, würden sie sich vergeblich darauf berufen, daß sie zu dem Volk gehörten, dem Gott seinen Messias gesandt habe. Dann würden sie mit Heulen und Zähneknirschen sehen, wie die frommen Erzväter an dem Freudenmahl des Gottesreichs teilnähmen, sie aber ausgeschlossen blieben. Gott werde schon wissen, aus Norden und aus Süden solche herbeizuführen, die ihre Stelle im Gottesreich einnähmen.

Das war freilich keine Predigt, welche das Volk anlocken konnte, wie einst die Bergpredigt in der ersten schönen galiläischen Zeit. Immer hoffnungsloser wurde seine Wirksamkeit in der Heimatprovinz. Dazu kam, daß überall die Pharisäer ihm nachschlichen, um irgend ein Wort von ihm zu erhaschen, um deswillen man ihn verklagen konnte. Selbst aus Jerusalem waren die Schriftgelehrten gekommen, um irgend welche Gesetzwidrigkeiten in dem Tun Jesu und seiner Jünger aufzuspüren. Man hatte, als einmal Jesus bei einem Pharisäer zu Tisch war, und bei den Jüngern auf ihrer Missionsreise wahrgenommen, wie sie die peinlichen Reinigkeitsgebräuche nicht übten, ehe sie ihr Mahl hielten. Gerade darin fand die Schriftgelehrsamkeit jener Zeit ihren Stolz, das Reinigkeitsgesetz des alten Bundes auf alle Einzelheiten des täglichen Lebens anzuwenden und mit immer neuen Vorschriften auszubauen. Als man sich über seine und seiner Jünger freiere Sitte ihm gegenüber beschwerte, wies Jesus auf eine Prophetenstelle hin, welche ausdrücklich sagte, daß man mit solchen Menschensatzungen Gott nicht wahrhaft dienen könne. Daß ihr angeblicher Eifer für die Erfüllung des Gottesgesetzes eitel Heuchelei sei, zeige sich darin, daß sie mit mancher ihrer Satzungen das Gottesgesetz einfach aufhöben. Sie lehrten, daß wenn ein Sohn sein Eigentum dem Tempel vermacht habe, die alten Eltern nichts mehr von ihm zu verlangen hätten. Gott aber gebiete, Vater und Mutter zu ehren, und habe jede Verunehrung derselben mit seinem Fluch bedroht. Allem Volk gegenüber sprach er es aus, daß das einfache ursprüngliche Reinigkeitsgesetz, welches sage, daß nicht das von außen Kommende den Menschen verunreinige, sondern nur was vom Menschen ausgehe, unantastbar bleibe. Und seinen Jüngern,

die das noch nicht recht verstehen zu können meinten, machte er klar, wie dasselbe doch nur darauf hinweise, daß alles böse Tun nur böse sei, weil es aus böser Gesinnung hervorgehe.

Man wußte wohl, daß Jesus in der Bergrede erklärt hatte, wie selbst eine geschiedene Ehe in Gottes Augen noch fortbestehe. Nun kam man und fragte, wie es denn zu verstehen sei, wenn das Gesetz unter gewissen Bedingungen, über welche die Schriftgelehrten selbst endlos stritten, befohlen habe, dem Weibe einen Scheidebrief zu geben und es zu entlassen. Man hoffte, er werde ein recht kräftiges Wort wider dieses Mosesgesetz sprechen, auf das hin sie ihn verklagen könnten. Jesus aber wies auf die Schöpfungsgeschichte desselben Moses hin, nach der Gott die Menschen zweigeschlechtlich erschaffen habe, damit sie in der ehelichen Gemeinschaft wieder ein Fleisch würden. Was darum Gott zusammengefügt habe, dürfe der Mensch nicht scheiden. Nur um ihrer Herzenshärtigkeit willen, von der er wußte, daß dieselbe immer zu Ehescheidungen führen werde, habe er geboten, diese wenigstens gerichtlich zu konstatieren. Und als seine Jünger meinten, wenn die Ehe unauflöslich sei, dann sei es eine bedenkliche Sache um das Heiraten, sagte er, man dürfe wohl der Ehe entsagen, um sich ganz dem Dienste des Gottesreiches zu widmen, wie er und der Täufer getan, aber nicht, um sich der allerdings oft schweren sittlichen Pflichten, welche die Ehe mit sich bringe, zu entziehen.

Aber die Pharisäer gingen noch weiter. Da sie wußten, daß nichts einen so gewaltigen Eindruck auf das Volk machte als die Machtworte, durch die er die Besessenen von der Macht des Bösen, die sie gebunden hielt, befreite,

sprengten sie die Verleumdung aus, er stehe mit dem Teufel selbst im Bunde und treibe in seiner Macht die bösen Geister aus. Jesus wies ihnen den Widersinn dieser Beschuldigung nach, da doch der Teufel unmöglich sein eigenes Reich zerstören könne. Die Teufelbanner unter ihnen, welche meinten, durch allerlei geheimnisvolle Mittel die bösen Geister austreiben zu können, würden sie selbst der Verleumdung beschuldigen, wenn sie behaupteten, daß man nur durch übermenschliche, also teuflische Macht die Teufel austreiben könne. In Wahrheit könne nur er selbst es, der, wie einst in der Wüste, so allezeit die Versuchungen des Teufels überwunden habe, weil man dem Starken seinen Hausrat nur rauben könne, wenn man ihn selbst zuerst besiegt habe. Darum könne nur er, und zwar wirklich, nur in Gottes Macht die Teufel austreiben. Er warne sie, die aus offenbarer Feindschaft wider ihn durch solche Verleumdungen sein Werk zu hindern suchten. Jede Sünde könne vergeben werden, aber die Lästerung des Geistes, der sich in seinen Teufelaustreibungen so klar erwiesen habe, könne nicht vergeben werden, weil sie von endgültiger Verstockung wider klar vorliegende Tatsachen zeuge. Sie sollten auch nicht meinen, ein Wort könne doch unmöglich eine so schwere Sünde sein. Aus dem Wort könne man so sicher erkennen, wie das Herz beschaffen sei, wie aus der Frucht, ob der Baum gesund sei oder nicht. Der Mensch müsse Rechenschaft geben auch von jedem unnützen Wort, das er geredet habe.

Immer noch freilich sammelte sich ein Kreis gläubiger Anhänger um Jesum. Als dieselben ihn einmal umgaben und aufmerksam seiner Lehre zuhörten, wurden ihm seine Mutter und seine Brüder gemeldet. Man hatte ihnen erzählt, er sei außer sich; denn im Eifer seines Wirkens

nähme er sich oft nicht einmal die Zeit, sein Mittagbrot zu essen. Sie waren in kurzsichtiger Fürsorge gekommen, um ihn, nötigenfalls mit sanfter Gewalt, in den Familienkreis zurückzuführen. Da sprach Jesus: Wer sind meine Mutter und meine Brüder? Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter. Dabei wies er auf den ihn umgebenden Jüngerkreis hin; denn, wie er den Willen Gottes tat, indem er sie lehrte, so taten sie ihn, indem sie ihm zuhörten; und diese Geistesverwandtschaft war eine höhere als die leibliche. Aber auch diesen Jüngerkreis mußte Jesus enttäuschen, wie einst die Volksmenge auf der Berghöhe am Ostufer. Auch sie hatten ja so schön geträumt von dem großen Friedensreich, das ihr Messias aufrichten sollte. Nun war es die Schuld des Volkes, wenn das Feuer, das er entzünden wollte, zu einer Brandfackel wurde, die allen Frieden im Volke zerstören und bittere Feindschaft in ihm entzünden mußte. Aber diese Feindschaft mußte sich zuerst gegen ihn richten. Schon sah er die Fluten derselben heranrauschen, die sein ganzes irdisches Leben begraben würden, wie einst die Fluten des Jordan sein schönes Jugendleben. Es war eine erste Gethsemanestunde, in der ihm bangte vor der Leidenstaufe, die er bestehen müsse. Aber was half ihm diese träge Unentschlossenheit des Volkes, dieser unerprobte Glaube seiner Anhänger? Mochte denn die Zwietracht entbrennen zwischen ihm und seinen Todfeinden, je eher je besser, und die heiligsten Familienbande zerreißen. Nur so konnte es endlich zum Siege seiner Sache und zum Frieden kommen.

Als seine Anhänger das hörten, sagten sie: Das ist eine harte Rede! wer kann das anhören? Er aber erwiderte: wenn ihnen das schon Anstoß bereite, wie schwer werde der-

selbe erst werden, wenn sein irdisches Leben wirklich im Tode ende! Es war das erste Wort, das er vor seinen Anhängern von der Möglichkeit seines Todes sprach. Damit waren ja all ihre irdischen Hoffnungen, die sie immer noch auf ihn setzten, definitiv begraben; aber das lag daran, daß sie die eigentliche Bedeutung seiner irdischen Erscheinung immer noch nicht verstanden. Daher sprach Jesus in seiner paradoxen Weise: Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts. Das Fleisch war doch die Bedingung seiner irdischen Wirksamkeit; aber nur der Geist, der von ihm ausging, konnte, wie er schon dem Nikodemus gesagt, das neue Leben schaffen, das die Bedingung der Teilnahme am Gottesreich war. Dieser Geist aber war nicht an sein irdisches Leben gebunden, er wirkte fort in seinem lebenschaffenden Wort. So lange sie das nicht erkannten, war ihr scheinbarer Glaube doch nicht wirklicher Glaube; denn sie glaubten nicht an ihn als den Messias, der er sein wollte, sondern an den, welchen sie sich wünschten. Mit diesen Worten war der Abfall seiner galiläischen Anhängerschaft besiegelt, und Jesus beschloß, ein Ende zu machen.

Er wollte nur noch seine Vaterstadt aufsuchen. Auf der Höhe seines Glanzes war er nicht hingegangen, jetzt, als seine Sonne sich zu neigen begann, konnte er nicht an seiner Vaterstadt vorübergehen, ohne ihr die Heilsbotschaft zu bringen. Er trat in ihrer Synagoge auf und las eine Stelle aus dem Jesaiabuch vor, deren Erfüllung in seiner Person und seinem Wirken er nachwies. Man lobte seine schöne Rede, aber daß dieser Zimmermann, der unter ihnen aufgewachsen war, dessen ganze Sippschaft sie genau kannten, dessen Schwestern noch unter ihnen wohnten, nun auf einmal der Messias sein sollte, nein, das konnten sie nicht

glauben! Dazu kam die Eifersucht dieser Kleinstädter auf Kapernaum, welcher Stadt er hauptsächlich seine Wirksamkeit zugewandt hatte. Jesus selbst sagte, sie würden ihm das Sprichwort vorhalten: Arzt hilf dir selber! Verschaffe dir die Anerkennung, die du vermißt, durch solche großen Wunder, wie du sie in Kapernaum getan haben sollst. Aber die würden ihnen nichts helfen. Niemand könne gläubig zu ihm kommen, den der Vater nicht zu ihm ziehe; denn es stehe von der Heilszeit geschrieben: Sie werden alle von Gott gelehrt sein. Gott allein lehre durch sein Gnadenwirken in ihm den Verheißenen erkennen; aber man müsse auf sein Lehren hören. Wen Gott lehren wolle, das sei seine Sache. Gott habe sich nun einmal die Städte am See erkoren für seine Wirksamkeit, wie auch Elias und Elisa nicht zu ihren Volksgenossen gesandt wurden, sondern zu dem Syrer Naemann und der Witwe in Sarepta. Darüber, daß er so die Heiden als gottbegnadigt vor ihnen erklärte, wurden die Nazaretaner so ergrimmt, daß sie Jesum aus der Synagoge ausstießen. Auch in der Stadt fand er nur wenig Schwache, die soviel Glauben erschwingen konnten, daß er ihnen die Hände auflegen durfte. Er wunderte sich selbst über ihren Unglauben.

Der Weg Jesu ging zur Westgrenze. Als er zu dem Städtchen Nain kam, begegnete ihm ein Leichenzug. Eine Witwe, die ihren einzigen Sohn, und mit ihm die Stütze ihres Alters, verloren hatte, wurde von einer großen Schar teilnehmender Freunde begleitet. Da trat Jesus, von Mitleid ergriffen, heran und sprach zu der Witwe: Weine nicht! Dann rührte er die Bahre an, und die Träger standen. Er wußte, daß ihm Gott noch einmal gegeben habe, Tränen zu trocknen in seiner Heimat. Auf sein Wort richtete sich

der Tote auf, und er gab den Jüngling seiner Mutter wieder.

Kaum hatte er die Grenze erreicht, so begegnete er einer Heidin, die so viel von den Heilwundern des Davidsohnes im Nachbarland gehört hatte und Jesum nun um Erbarmen für ihre Tochter anrief, die vom Teufel übel geplagt werde. Er achtete nicht darauf, und, als die Jünger ihn aufmerksam machten auf das Aufsehen, welches das Nachschreien des Weibes verursachte, erwiderte er, er sei nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt. Es lag ihm beim Betreten des Heidenlandes alles daran, zu zeigen, daß er nicht gekommen sei, um dort eine neue Wirksamkeit zu beginnen, nachdem dieselbe in der Heimat fruchtlos verlaufen war. Daß ihm in seinem Erdenleben die reiche Ernte dort nicht bestimmt sei, hatte er schon in Samarien seinen Jüngern gesagt. Aber auch dadurch ließ sich das Weib nicht abschrecken. Er mußte ihr geradezu sagen, es zieme sich nicht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Stubenhündchen vorzuwerfen. Aber auch dies Wort, das so leicht mißdeutet werden kann, und so oft mißdeutet ist, als habe er die Heiden für unreine Hunde erklären wollen, erschreckte das Weib nicht. Sie nahm das Bild Jesu auf und sprach: Jawohl, Herr, aber die Hündlein essen doch von den Brosamen, die von der Herren Tische fallen. Als Jesus diesen demütigen Glauben des Weibes sah, sprach er: O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe wie du willst. Nicht ihn hatte das Weib bezwungen, er hatte ja nur auf seine Pflicht hingewiesen, die er auch aus menschlichem Mitleid nicht verletzen durfte. Aber er wußte, daß dieser heldenhafte Glaube Gottes Herz bezwingen müsse; und als das Weib nach Hause kam, fand sie die Tochter,

die stets von bösen Geistern ruhelos umhergetrieben war, sanft schlummernd auf dem Bett ausgestreckt, und sie war genesen.

Was wollte Jesus im Heidenlande? Wir erinnern uns, wie er einst vergeblich nach der Jüngermission gesucht hatte, mit seinen Jüngern allein zu sein. War doch die Erziehung und Ausbildung dieses Jüngerkreises die eine Hauptseite seines irdischen Berufes. Aber so lange er auf dem Heimat-boden verblieb, war es ihm unmöglich, die Zwölf un-gestört in eine dauernde Schule zu nehmen. Darum über-schritt Jesus die Grenze. Er durchwanderte das Gebiet der großen heidnischen Handelsstädte Tyrus und Sidon; er um-ging im weiten Bogen die Grenze des heiligen Landes, er überstieg den Libanon. So kehrte er erst wieder im Ge-biet des Tetrarchen Philippus auf den Boden desselben zu-rück. Was Jesus in diesen Wochen mit seinen Jüngern ver-handelt, davon erzählt uns natürlich die Gemeindeüberlie-ferung nichts. Aber in der Ausdeutung und Anwendung des Gleichnisses vom Weinstock und den Reben hat der Evangelist Johannes den reichen Ertrag der Jüngererfah-rungen aus dieser Zeit niedergelegt. Dies Gleichnis hatte ursprünglich ganz einfach im Anschluß an eine Bilderrede des Alten Testaments erzählt, wie Gott in dem Reich, das er durch Jesum in Israel gründete, einen Weinstock gepflanzt habe und nun alle Sorgfalt des Weingärtners anwende, die einzelnen Reben zu immer reichlicherem Fruchtbringen fähig zu machen, indem er dieselben mit dem Winzermesser putze und von den Wasserschößlingen reinige, die ihnen die Kraft raubten. Aber wo alle seine Mühe vergeblich sei, und eine Rebe unfruchtbar bleibe, da schneide er dieselbe ab und werfe sie zum Weinberg hinaus. Dann müsse sie verdorren,

und die verdorrten Reben könnten nur noch als Brennmaterial benutzt werden.

Nicht von dem Endgericht redete Jesus, wie einst in den Gleichnissen vom Unkraut unter dem Weizen und von den Fischen im Netz; Johannes hatte es wohl gemerkt, daß er von Erfahrungen redete, die er im Kreise seiner Anhänger gemacht hatte, und wir werden es bald genug erfahren, welche schwerste Erfahrung ihm besonders auf der Seele lag. Dem Evangelisten schien Jesus eben darum das Gleichnis vom Weinstock und seinen Reben entlehnt zu haben, weil es zugleich zeigt, wie die Rebe nur so lange Frucht bringen kann, als der Weinstock sie mit seinen Säften und Kräften durchdringt. Das war der Hauptertrag, den diese Wochen des ungestörten Beisammenseins mit Jesu den Jüngern gebracht hatten, daß sie erfuhren, nur in der engsten persönlichen Gemeinschaft mit ihm könne das neue Leben, das er in ihnen gepflanzt, gedeihen. Nur dadurch, daß sein Wort immer fester in ihnen wurzelte, konnte sein Vorbild die Kraft empfangen, sie zur Nachbildung desselben zu vermögen. Sahen sie es doch täglich, wie nur die Liebe zu seinem himmlischen Vater die Kraft war, die ihn befähigte, allezeit nur Gottes Willen zu erfüllen und darum diese Liebe ungetrübt zu genießen. Auch ihnen wurde täglich in der Liebe ihres Meisters die Liebe Gottes fühlbar, zu dessen Kindern er sie als seine Reichsgenossen gemacht hatte. Nur das Streben, in dieser Liebe zu bleiben und sie ungetrübt zu genießen, konnte sie täglich antreiben, alle Gebote zu erfüllen, in denen er ihnen den Willen Gottes deutete und sie hieß, durch ihren Gehorsam gegen dieselben Gott zu verherrlichen. So wuchs aus der persönlichen Gemeinschaft mit Jesu das neue Leben in ihnen; sie wurden fruchttragende Reben und

damit seine rechten Jünger. So schuf die Freude an der Liebe seines Vaters, die ihn erfüllte, in den Jüngern die gleiche Freude und machte sie zu einer immer vollkommeneren (vgl. Joh. 15, 11).

Soviel wurde ihnen in diesen Unterredungen unzweifelhaft, daß die Gottesgebote, deren Erfüllung Jesus zu wirken gekommen war, nicht eine Reihe von Vorschriften waren, wie sie die Schriftgelehrten für alle möglichen Verhältnisse des täglichen Lebens gaben, sondern daß sie sich zusammenfaßten in das eine „königliche" Gebot der Liebe. Das war freilich etwas ganz anderes als die natürliche Liebe. Hatte er doch einmal in seiner paradoxen Weise gesagt, sie sollten nicht die Verwandten und Freunde einladen, sondern die Bettler und die Krüppel, weil die es ihnen nicht vergelten könnten. Sicher wollte er ihnen nicht Vorschriften für ihre Geselligkeit geben, sondern er hatte andeuten wollen, daß die Liebe, die nur Gegenliebe ist oder auf Gegenliebe rechnet, nicht die rechte Liebe sei, die aus dem von Gott selbst umgewandelten Herzen quillt. Daher hatte er in einer ergreifenden Bilderrede es dargestellt, wie er einst am jüngsten Tage nur die der Heilsvollendung für würdig erklären werde, welche Barmherzigkeit geübt hätten. Dabei nannte er das Almosengeben, womit die Pharisäer prunkten, gar nicht, weil es oft aus sehr zweifelhaften Beweggründen stammt. Er nennt nur solche Werke der Barmherzigkeit, welche von persönlicher Teilnahme für das Elend des Nächsten zeugen. Dafür verspricht er auch, er wolle diese Werke ansehen, als seien sie ihm getan. Das aber ist der köstlichste Zug in dem Bilde, daß die Gerechten selbst nicht wissen, wann sie ihm etwas angetan (vgl. Matth. 25, 37—39). Sie haben es nicht getan um des Lohnes willen,

selbst nicht um des Lohnes willen, seine rechten Jünger zu heißen. Sie haben es getan, weil die barmherzige Liebe sie trieb. Solche Liebe wächst nicht auf dem Boden des natürlichen Menschenherzens. Die gesamte Heidenwelt hat sie nicht gekannt. Sie kann nur von oben her entzündet werden, woher die Liebe Gottes selber kam, als sie sich in dem eingeborenen Sohn offenbarte. Jesus nennt diese Barmherzigen die vom Herrn Gesegneten, welche das Reich ererben.

---

9. Kapitel.

Das Petrusbekenntnis.

Jesus hatte wieder den Boden des heiligen Landes betreten. Er durchwanderte mit den Jüngern die Flecken um Cäsarea Philippi; die stolze Residenz des Tetrarchen mit ihren Kaiserstatuen und Altären betrat er nicht. Mit Schrecken nahmen die Jünger wahr, welche Wandlung sich während der Abwesenheit Jesu in der Stellung des Volkes zu ihm vollzogen hatte. Sie mußten es selbst auf Befragen Jesu aussprechen. Man hielt ihn wohl noch für einen Propheten, vielleicht für Elias oder sonst einen Wegbereiter des Messias. Von seinem Messiasberuf war nicht mehr die Rede. Selbst seine ehemaligen Anhänger waren sich inzwischen klar geworden. Er, der nichts von alledem wissen wollte, was man von dem Messias erwartete, konnte nicht der Messias sein. Nun fragte Jesus seine Zwölf, für wen sie ihn denn hielten. Es war die Stunde gekommen, wo er die Frucht der Unterweisung pflücken wollte, zu der er die Jünger ins Ausland geführt. Da sprach Petrus im Namen seiner Mitjünger: Wir haben geglaubt und erkannt, daß du der Heilige Gottes

bist, der gottgeweihte Messias; denn du allein hast Worte ewigen Lebens. Auch sie waren ja bitter enttäuscht, als Jesus alles zu tun verweigerte, was man vom Messias erwartete. Aber in diesen Tagen und Wochen war ihnen klar geworden, daß sie von ihm nie mehr lassen konnten, daß von seinen Worten eine Segenskraft ausging, die ihnen ein Heil schuf, größer als das, was sie einst vom Messias erwartet hatten. Das alles konnten sie ruhig der Zukunft anheimstellen. Was sie in Jesus schon jetzt besaßen, war doch mehr als das alles.

Da sprach Jesus: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Der Glaube, den das Zeugnis des Täufers, den der Eindruck seiner Wunder gewirkt hatte, war dahingesunken. Diesen Glauben, den Petrus bekannte, hatte Gott selbst erzeugt, als er die Herzen der Jünger öffnete für die Selbstoffenbarung Jesu in Wort und Werk. Damit war freilich über die Zukunft seines Erdenwerkes entschieden. In einem Volke, das ihn nicht mehr für den gottgesandten Heiland hielt, konnte er das Gottesreich nicht gründen. Es konnte sich nur noch darum handeln, eine Gemeinde der an ihn Gläubigen zu sammeln, die sein Werk auf Erden fortsetzte, bis endlich nach Gottes Rat die Zeit zur letzten Vollendung des Gottesreiches gekommen war. Aber die Sammlung dieser Gemeinde war nicht mehr seine Aufgabe. Diese galt dem ganzen Volk, aus dem er noch gewinnen mußte, was irgend zu gewinnen war. Darum sprach er zu Simon, an den Namen anknüpfend, den er ihm einst gegeben hatte: Du bist ein Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Die Zukunft hat gelehrt, daß er

nicht vergebens auf seinen Petrus die Hoffnung gesetzt hatte, er werde der erste sein, der die Sammlung der Gemeinde seiner Gläubigen beginne. Petrus hatte im Namen aller Jünger gesprochen. Aber Jesus wußte, daß doch nicht alle in sein Bekenntnis einstimmten. Er wußte, daß die Krisis, in der selbst die große Menge seiner ehemaligen Anhänger vom Glauben abgefallen war, auch in dem engsten Jüngerkreise ihre Opfer gefordert hatte. In einem aus ihm war der Weltsinn mächtiger gewesen als die Eindrücke, die von den Worten Jesu ausgingen. Dieser wollte sich nicht von den fragwürdigen Zukunftshoffnungen der Jünger täuschen lassen, und ein tiefer Groll wurzelte sich in ihm ein gegen den, der ihn in seinen schönsten Hoffnungen betrogen hatte. Da sprach Jesus: Habe ich nicht euch Zwölf erwählt? Aber einer von euch ist ein Teufel.

Die übrigen Elf hatten die Probe bestanden, aber ihrer wartete eine zweite, noch größere. Statt sie zu beauftragen, ihren neugestärkten Glauben mit aller Macht im Volke zu verkündigen, verbot Jesus ihnen, irgend etwas davon zu sagen. Das Volk hätte denselben doch nur mißdeutet, wie es seine Heilsverkündigung mißdeutet hatte. Es war die Zeit gekommen, wo er ihnen offen heraus sagen mußte, was er bisher nur angedeutet von der Leidenstaufe, die ihm bevorstand, und die seinem irdischen Wirken für immer ein Ende bereiten sollte. War sein Volk von ihm abgefallen, so war er der Macht seiner Feinde verfallen. Nach Gottes Rat mußten die Häupter des Volkes, zu dem er seinen Messias gesandt, es sein, die den Menschensohn in den Tod brachten, wenn sie in ihm nicht den gottgesandten Heiland des Volkes erkennen wollten. Freilich fügt er hinzu, daß Gott ihn in kürzester Frist auferwecken werde. Aber was sollten die Jünger mit

diesem Worte anfangen? Hatte er doch im Sadducäergespräch von einer Auferstehung geredet, die etwas ganz anderes war als die Auferweckung am jüngsten Tage zum irdischen Messiasreich, welche die Pharisäer lehrten. Allein wie konnten sie das verstehen, ehe nicht die Tatsache seiner Auferstehung es sie verstehen lehrte? Als hätte er nichts davon gesagt, nahm Petrus Jesum beiseite und begann ihm Vorwürfe zu machen darüber, daß er so Schreckliches über den Ausgang seines Lebens redete. Er aber wandte sich zu allen Jüngern und sprach vor ihrer aller Ohren: Du denkst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Der Wunsch war ja so echt menschlich, aus dem der Versuch des Petrus hervorging, Jesum von dem Entschluß, den schweren Leidensweg zu betreten, abzubringen; aber Gottes Rat war es nicht. Hatte nicht Jesus selbst schwer genug gerungen mit dem Wunsche, sein Werk in seinem irdischen Leben zu vollenden? Aber er hatte sich in Gottes Rat gefügt.

Es gab ja in allen Landesteilen Anhänger Jesu, die sich nicht viel um die Messiasfrage den Kopf zerbrachen. Jesus war ihnen der große Wohltäter des Volks und ein großer Prophet, an dem sie mit aufrichtiger Liebe hingen, als dessen Jünger sie sich gern bezeichneten. Wenn auch Jesus auf das Volk im ganzen verzichtete, es tat doch dringend not, diesen Kreis warm zu halten. Schon aus äußeren Gründen. Die Reise im Heidenlande, wo er weder Gastfreundschaft suchte noch zu finden hoffte, hatte die Kasse der kleinen Karawane bedenklich geleert. Es lag so nahe, diesen Kreis der Anhänger ihm sich näher zu verbinden. Was tat Jesus? Mit Vorliebe begann er in dieser Zeit, sobald das Volk sich wieder um ihn sammelte, von dem Wesen und den Bedingungen der Jüngerschaft zu reden. Es sei

etwas Schönes um das Salz, sprach er im Gleichnis. Aber wenn das Salz seine Salzkraft verliere, womit solle man sie ihm wiedergeben? Es sei doch eben bestimmt, seinerseits die Speisen zu würzen. Wenn seine Jünger nicht mehr ihre Jüngerschaft bewährten durch offenes Bekenntnis zu dem, was er sein wollte, so hätten sie ihren Zweck verfehlt wie das salzlos gewordene Salz, das zu nichts mehr nütze sei, als daß man es auf die Straße schütte und lasse es die Leute zertreten. Wenn man sein Jünger sein wolle, so müsse man sich doch erst klar machen, was damit gegeben sei. Wenn einer anfange einen Turm zu bauen, und, weil ihm die Mittel ausgingen, ein Trümmerwerk stehen bleibe, so mache er sich lächerlich. Wenn ein König in den Krieg ziehe, ohne zu erwägen, ob seine Heeresmacht auch der des Gegners gewachsen sei, so bitte er bei Zeiten um Frieden.

In einer Zeit, wo das Fürundwiderihn anfange die Nation zu spalten bis in die engsten Familienkreise, gelte es ihn mehr zu lieben als Eltern und Geschwister. Wer war dieser Mann, der es wagen durfte zu fordern, daß man die heiligsten Bande des Blutes zerreiße um seinetwillen, wenn nicht an seine Person das ewige Heil des Menschen geknüpft war? Seit die Römer die Kreuzesstrafe ins Land gebracht hatten, galt das Kreuz als das Sinnbild aller Schmach und Qual. Nur Jesus durfte fordern, daß, wenn man ihm als Jünger nachfolgen wolle, man mit völliger Selbstverleugnung das ihm daraus erwachsene Kreuz willig auf sich nehme. Ja, es konnte der Fall vorkommen, wo es galt, das Leben für ihn einzusetzen. Dann heiße es: Wer sein Leben verliert, wird das wahre, ewige Leben finden; und wer es zu retten sucht durch Verleugnung der Jüngerschaft, wird es verlieren. Nur wer ihn bekenne vor den Menschen, den

werde er einst vor dem Richterthrone Gottes als seinen wahren Jünger bekennen; und was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und seine Seele auf ewig verloren gehe? Denn allerdings komme ein Tag, wo sie ihn nach seinem Abscheiden von dieser Erde wiedersehen würden in der Herrlichkeit seines Vaters und dann erkennen müßten, daß von ihrem Verhalten zu ihm ihr ewiges Heil abhänge.

Das konnten freilich selbst seine auserwählten Jünger noch nicht verstehen, noch weniger als sein Wort von der Auferstehung. Aber wenigstens seine drei vertrauten Jünger wollte er doch einen Blick tun lassen in jene herrliche Zukunft. Acht Tage nachdem er das Wort zum ersten Male ausgesprochen, führte Jesus Petrus und die beiden Zebedäussöhne auf einen hohen Berg. Sie hatten die Nacht daselbst im Gebet und in eingehenden Gesprächen mit einander zugebracht. Dieselben werden sich wohl wesentlich darum gedreht haben, wie das, was Jesus jetzt als den Ratschluß Gottes verkündigte, stimme mit dem, was sie bisher in Moses und den Propheten zu lesen geglaubt hatten. Da auf einmal geschah etwas Wunderbares. Waren sie eingeschlafen oder waren sie der Welt entrückt wie die Propheten, wenn sie Gesichte sahen, sie wußten es nicht. Aber sie sahen Jesum in verklärter Herrlichkeit vor sich, wie er kürzlich noch wiederzukommen verheißen hatte, im Gespräch mit Moses, dem Vertreter des Gesetzes, und Elias, dem Vertreter der Prophetie, offenbar im traulichsten Einvernehmen mit ihnen. Petrus war von diesem Anblick entzückt und in seiner Begeisterung vergessend, daß es nur ein Gesicht sei, freute er sich, daß die Jünger doch wenigstens da seien, um sofort den drei Männern zu bleibendem Verweilen Hütten zu bauen. Da senkte sich eine von himmlischem Lichte durchstrahlte

Wolke auf sie herab, und aus ihr heraus erscholl die Stimme Gottes: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören. Sie sollten ihn hören, auch wenn das, was er ihnen voraussagte, noch so sehr allem zu widersprechen schien, was das Alte Testament scheinbar erwarten ließ. Sie sollten ihn hören, weil sie die göttliche Herrlichkeit geschaut, in der er einst wiederzukommen verheißen hatte. Als die Jünger aber aufblickten, um zu sehen, woher die Stimme kam, fanden sie sich mit Jesu allein.

Als sie am andern Morgen vom Berge herabstiegen, verbot ihnen Jesus, dies Erlebnis zu erzählen, ehe er von den Toten auferstanden sei. Wieder blieb ihnen völlig rätselhaft, was er damit meine; aber sie folgten der Weisung Jesu, der ja wußte, daß keiner den Sinn des Gesichts verstehen könne, ehe nicht seine eigene Auferstehung und Erhöhung denselben gedeutet hätte. Nun aber meinten die Jünger, es sei doch verkehrt, wenn die Schriftgelehrten behaupteten, Elias müsse dem Messias vorangehen, während ihnen doch jetzt, wo sie den Messias längst bei sich hätten, Elias erschienen sei. Jesus aber entgegnete: die Schriftgelehrten hätten doch ganz Recht gehabt. Elias sei ihm vorangegangen in dem Täufer; aber der habe sein Werk nicht vollenden können, weil das Volk nicht getan, was er forderte, sondern mit ihm getan hätte, was es wollte. Darum eben müsse er so viel leiden und von seinem Volk verworfen werden, wie auch geschrieben stehe.

Als man am Fuße des Berges anlangte, fand man eine seltsame Szene vor. Ein Vater hatte seinen mondsüchtigen Knaben, den die epileptischen Krämpfe oft in die äußerste Lebensgefahr versetzten, zu Jesu bringen wollen, und, da sie ihn nicht fanden, die neun zurückgebliebenen Jünger ge-

beten, ob sie nicht versuchen wollten, ihn zu heilen. Natürlich war das nicht gelungen, da die Jünger ohne Auftrag Jesu kein rechtes Vertrauen hatten, und auch der Vater doch nur das letzte Mittel versuchen wollte, da eben ein neuer Anfall drohte. Nun zankten die Schriftgelehrten mit den Jüngern, weil sie daraus folgerten, es müsse mit ihren angeblichen Krankenheilungen auf der Missionsreise doch nicht weit her gewesen sein. Viel Volks hatte sich versammelt und wartete des Ausgangs. Da erschien plötzlich Jesus mit den drei Jüngern, und das Volk begrüßte ihn überrascht, daß er gerade zur rechten Zeit gekommen sei. Jesus aber ließ sich den Hergang vom Vater erzählen und brach in die unmutigen Worte aus: O du ungläubiges und verkehrtes Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein! Wie lange soll ich euch ertragen! Er wußte ja, wie auf allen Seiten nur der Glaube gefehlt hatte, daß die Gnade Gottes erschienen sei und nur im Glauben angerufen sein wolle. Als er aber den Knaben zu sich bringen ließ, brach der Krampfanfall mit unerhörter Heftigkeit aus. Jesus fragte in aller Ruhe, seit wann er an der Fallsucht leide. Der Vater sagte, von Kindheit an! und rief in seiner Herzensangst: Wenn du irgend etwas vermagst, so hilf ihm. Jesus antwortete: Ein solches „Wenn“ ist noch kein Glaube; nur dem Glauben sind alle Dinge möglich. Da rief der Vater: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! Mehr hatte Jesus nicht gewollt. Nicht auf das Maß des Glaubens kommt es an, sondern darauf, daß man bereit ist, den Glauben durch die Gnade in sich wirken und stärken zu lassen. Da ergriff Jesus den Knaben, der, nachdem der Anfall sich erschöpft, wie tot hingesunken war, richtete ihn auf, und der Knabe war genesen. Als aber die Jünger ihn fragten, warum sie den Knaben nicht

heilen gekonnt, sagte er: Um eures Kleinglaubens willen. Denn wenn ihr nur ein Fünkchen echten Glaubens hättet, so klein wie ein Senfkorn, so würdet ihr Berge versetzen können. Er redete in seiner sprichwörtlichen Weise und meinte einfach, durch einen echten Glauben würden sie alles von Gott erlangen können.

Jesus durchwanderte nun noch einmal Galiläa, aber er ließ sich nirgend mehr mit dem Volke ein und widmete sich nur noch seinen Jüngern. Immer wieder kam er auf das ihm bevorstehende Ende zurück. Als sie Kapernaum erreichten, fragten die Steuereinnehmer den Petrus, der schon überall als der Führer des Jüngerkreises galt, ob sein Meister die Tempelsteuer zahle. Petrus bejahte es natürlich, da Jesus sich nie einer staatlichen oder kultischen Pflicht entzogen hatte. Als er aber ins Haus trat, sagte Jesus, der das Gespräch gehört hatte, die Frage, die er so leichthin beantwortet, läge doch so einfach nicht. Die Könige nähmen Zoll und Steuern doch nicht von den Prinzen des königlichen Hauses. So müßten eigentlich die Kinder Gottes von einer Steuer frei sein, die Gott zum besten des Tempels entrichtet werde. Er gedachte der Zeit, von der er zur Samariterin gesagt hatte, daß man in ihr nicht mehr zu Jerusalem anbeten werde. War aber im Gottesreich das ganze Volk zu einem Volk von Gotteskindern geworden, so war ja niemand mehr da, der die Tempelsteuer zu zahlen verpflichtet war, und damit fiel der Tempeldienst ohnehin fort. Aber für die Gegenwart wollte er für sich und die Seinen das Recht nicht beanspruchen, um nicht gerechten Anstoß zu erregen. Petrus solle nur auf den Fischfang gehen. Gott werde ihm dadurch leicht bescheren, was zur Zahlung der Tempelsteuer nötig sei, und so selbst bestätigen, daß sie

eigentlich von der Steuer frei seien. Man hat das Wort später dahin verstanden, Gott werde ihn durch ein Wunder in dem ersten Fisch, den er fange, das nötige Geldstück finden lassen. Aber Jesu lagen ganz andere Dinge auf dem Herzen, als seine Jünger zum Vertrauen auf außerordentliche Wunder zu erziehen.

Jesus hatte bemerkt, wie unterwegs die Jünger gestritten hatten, wer der größte unter ihnen sei. Es war vielleicht der Vorzug, den er den drei Jüngern gegönnt, als er sie auf den Berg der Verklärung führte; vielleicht, daß er so offenbar auf Petrus die größten Hoffnungen für die Zukunft seiner Sache setzte, was den Rangstreit veranlaßte. Feierlich versammelte Jesus alle Zwölf um sich und begann mit ihnen von der christlichen Haupttugend zu reden, die sie eben noch so schwer verletzt. Die ganze alte Welt, die nur Herren und Sklaven kannte, wußte von der Tugend der Demut nichts. Sie hielt dieselbe, wie noch heute so viele, für eine Entwürdigung. Einst als man Kinder zu Jesu brachte, damit er ihnen die Hände auflege, um sie zu segnen, und als die Jünger meinten, daß man den Meister um ihretwillen nicht behelligen dürfe, hatte Jesus gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. Hatte er doch in der Bergpredigt die Armen am Geiste selig gepriesen und später gesagt, nur den Unmündigen werde das Geheimnis des Gottesreichs offenbar. Gerade weil die Kinder wissen, daß sie nichts sind und nichts haben, sondern alles, was sie bedürfen, nur empfangen können, sind sie Vorbilder der Demut, die sich nicht überheben kann über andere, weil sie weiß, daß sie selbst alles der Gnade Gottes verdankt. Damals hatte er den Jüngern ernstliche Vorwürfe gemacht und die

Kinder zu sich gerufen, um sie zu herzen und zu segnen. Jetzt stellte er ein solches Kind vor sie und begann seine Belehrung damit, daß, wenn sie nicht umkehrten von den Wegen des Hochmuts, auf denen er sie betroffen, sie überhaupt nicht ins Gottesreich kommen könnten, geschweige denn darüber streiten, wer von ihnen der Größte darin sei. Die Jünger kannten nur zu gut den grenzenlosen Hochmut, mit dem die Schriftgelehrten, weil man sie Rabbi und Vater nannte, auf das gemeine Volk herabblickten. Darum warnte er sie vor solcher Titelsucht; ihr einiger Meister sei er selbst, und der Vater, dem sie die höchste Verehrung zollen müßten, der himmlische. Die Könige in der Welt wollten herrschen, und die Machthaber ließen sich Wohltäter der Menschen titulieren. Seine Jünger müßten nur dadurch einer den andern zu übertreffen suchen, daß sie den andern mehr dienten. Nur wer am meisten diene, sei in Wahrheit der Größeste. Bei Tische heiße wohl der Diener, der den andern aufwarte, — er sei gekommen, nicht um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen, und gelte es sein Leben für sie hinzugeben. Auch in ihrer engsten Gemeinschaft sei er doch stets der Gebende und Dienende gewesen.

Gott werde sie schon zu belohnen wissen. Er hatte im Gleichnis darauf hingewiesen, daß der bei Tisch sich Vordrängende sich arger Beschämung aussetze, wenn er nachher einem Würdigeren den Platz räumen müsse, wie dagegen der bescheiden Zurücktretende leicht vor aller Augen geehrt werde, indem man ihm einen höheren Platz anweise. Auch Gott werde den erhöhen, der sich selbst im Dienen erniedrigt habe. Sie waren ja erwählt, mit ihrer Verkündigung dem Volke zu dienen, und davon, ob man ihr Wort höre oder nicht, werde es einst abhängen, ob man zum Heil oder Ver-

derben eingehe. Dann seien sie es doch eigentlich, die auf zwölf Richterthronen säßen und richteten die zwölf Geschlechter Israels. Damit sollte freilich nicht gesagt sein, daß sie einen speziellen Lohn empfangen würden vor allen, die in aufopferndem Liebesdienst ihm nachgefolgt seien. Sie empfingen ja schon hier in der Jüngergemeinschaft reichlich wieder, was sie um Jesu willen verlassen, da die Liebe der Brüder unter einander noch etwas ganz anderes sei als die natürliche Liebe zwischen Blutsverwandten. Jenseits aber empfingen sie alle, die ihm treu gedient hätten, viel oder wenig, im großen wie im kleinen, den einen und gleichen Lohn, das ewige Leben. Das machte er ihnen deutlich an dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, die zu sehr verschiedenen Stunden gedungen waren, die einen früh morgens, die andern erst kurz vor Tagesschluß. Als der Weinbergsherr nun befahl, allen den gleichen Lohn auszuzahlen, um den er die ersten gedungen hatte, wurden diese, welche des Tages Last und Hitze getragen, unwillig, weil ihnen die letztberufenen gleichgestellt seien. Der Herr aber sprach: Habt ihr nicht empfangen, was ich euch versprochen? Was seht ihr scheel, daß ich so gütig bin und die letzten den ersten gleich mache? Es ist doch reine Gnade, wenn Gott einen in seinen Dienst beruft, in dem er ein Glied des Gottesreiches wird, und ihm noch dabei verheißt, denselben in der Vollendung des Gottesreiches zu lohnen. Da kann irdische Lohnsucht freilich nicht auf ihre Rechnung kommen; und der lohnende Herr nicht nach dem Maß eines Verdienstes rechnen, das es überhaupt nicht gibt.

Es fehlte ja auch nicht an andern Anlässen zu eingehenden Belehrungen. Die Jünger hatten einen Teufelbanner getroffen, der sich des Namens Jesu wie einer

Zauberformel bediente, um damit die bösen Geister zu beschwören. Die Jünger hatten ihm vorgestellt, daß sich das nicht zieme, wenn er nicht wirklich Jesum als den Heilbringer bekenne und sich damit zu der Gemeinschaft der Jesusjünger halte. Als er das nicht tat und trotzdem sein Treiben fortsetzte, hatten sie ihm dasselbe verboten. Das erzählte nun Johannes seinem Meister, offenbar in der Hoffnung, für diese Verhinderung eines groben Mißbrauchs des Namens Jesu gelobt zu werden. Aber Jesus, der einst zu den ihn verleumdenden Pharisäern gesagt hatte: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut", da es sich doch von selbst verstand, daß die damaligen Volksführer, wenn sie ihm nicht helfen wollten bei seinem Werk, dasselbe zu zerstören suchen mußten, tadelte ernst das Vorgehen der Jünger. Wer seinen Namen brauche, könne nie wieder in die Lästerungen seiner Gegner einstimmen, und das sei doch immer schon ein Anfang des Eintretens für ihn; denn wer nicht wider ihn und seine Jünger sei, der sei für sie. Es lag nahe, daß sie den Teufelbanner durch solche Unduldsamkeit nur verhinderten, Jesu noch näher zu treten. Es sei ja unmöglich, daß in einer sündhaften Welt nicht Ärgernisse vorkämen, daß nicht einer den andern verleite am Glauben irre zu werden oder auf verkehrte Wege zu geraten. Aber wehe dem Menschen, durch den ein solches Ärgernis angerichtet werde. Wenn es auch nur einer der geringsten Anfänger im Glauben sei, dem ein solches bereitet werde, so verfiele er dem Gerichte Gottes, das schwerer sei als das, welches die schwerste menschliche Strafe verhänge.

War Jesus aber einmal auf die Ärgernisse zu reden gekommen, so lag es nahe, auch von dem Ärgernis zu reden,

das man sich selbst gebe, wenn irgend eine Gabe oder ein Besitz zum Unglauben oder zur Sünde verführe. Wie oft hatte er von der Gefahr des Reichtums geredet, und davon, wie gerade die Hochgebildeten der Nation durch ihre Weisheit und Erkenntnis abgehalten würden, im schlichten Glauben seine Verkündigung anzunehmen. Diesmal hatte er gesagt: Wenn einem etwas so lieb wäre wie sein rechtes Auge und so unentbehrlich wie seine rechte Hand, es müsse entschlossen aufgeopfert werden, wenn es einen zum Unglauben oder zur Sünde verleite. Sonst müßte man dem Gerichte Gottes verfallen, das schwerer sei, als das Entbehren des köstlichsten Besitzes. Das hatte ihn dazu geführt zu sagen, was die Pflicht des Jüngers sei, wenn er einen Bruder irren oder sündigen sehe. Jesus hatte ihnen die Sünderliebe Gottes, die auch dem Verlorensten nachgehe und ihn zu retten suche, wie sie in ihm persönlich erschienen war, als Vorbild aufgestellt in den Gleichnissen vom verlorenen Schaf und verlorenen Groschen. Dort geht der Hirte, wenn er eins von hunderten verliert, demselben über die Berge hin nach und trägt das gefundene auf seiner Achsel heim mit Freuden; hier kehrt das Weib, das von ihren zehn Groschen einen verloren hat, das ganze Haus, und wenn sie ihn gefunden, ruft sie alle Freunde und Nachbarn, sich mit ihr zu freuen. Im Himmel sei aber über einen geretteten Sünder größere Freude als über tausend Gerechte. Sähe man daher einen Bruder irren oder sündigen, so solle man es ihm unter vier Augen vorhalten und, wenn er es nicht glauben wolle, noch zwei oder drei andere herzurufen, die es ihm bestätigen. Erst wenn er auch die nicht höre, so möge man es der Gemeinde sagen; und wenn er auch sie nicht höre, ihn achten wie einen Heidengenossen und

Zöllner, dessen Verkehr man fliehen müsse, um nicht seiner Sünde teilhaftig und von derselben angesteckt zu werden.

Zum ersten Mal hatte Jesus von der Jüngergemeinde geredet, mit deren Gründung er einst den Petrus beauftragt hatte. Nie konnte der Einzelne darüber entscheiden, ob ein anderer so schwer gefehlt habe, daß keinerlei Umkehr mehr von ihm zu hoffen sei, und man der Pflicht der Selbstbewahrung vor Verführung die Pflicht der suchenden Sünderliebe opfern müsse. Aber die Gemeinde konnte darüber entscheiden. Mochte sie klein oder groß sein; wenn sie sich in seinem Namen versammelte, so werde sich an ihr die alte Väterverheißung erfüllen. Denn wie Gott einst verheißen habe, in der Heilszeit Wohnung zu machen unter seinem Volk, so werde er, der dann längst zu Gott Erhöhte, im Geist mitten unter ihnen sein. Wenn sie dann eins würden um irgend etwas zu bitten, das würde ihnen gegeben werden von ihrem Vater im Himmel. Aber wenn sie um Vergebung für den sündigenden Bruder und um seine Bekehrung beteten, da gäbe es eine Grenze, über die selbst die Macht und Gnade Gottes nicht hinaus könne. Das sei das eigene Wollen des Sünders. Sobald die Gemeinde sich einmütig überzeuge, daß der Sünder sich nicht bekehren *wolle*, und darum ihm die Brudergemeinschaft aufsage, so werde auch Gott im Himmel ihm nicht vergeben. In späterer Zeit hat man aus diesen Worten Jesu allerlei Satzungen für die Kirchendisziplin abgeleitet und nicht gesehen, daß Jesus von einer Zeit redete, wo es nur *eine* geschlossene Jüngergemeinde gab, die sich noch im Namen Jesu versammeln konnte.

Bei allen Besserungsversuchen des Bruders war aber die erste Vorbedingung, daß man, was etwa der Bruder gegen uns selbst verfehlt, von ganzem Herzen vergeben

habe. Denn auch der letzte Rest eines zurückgebliebenen Unwillens über die Beleidigung oder Verletzung der eigenen Person mache jeden Besserungsversuch aussichtslos, weil der Bruder doch nur immer den beleidigten Bruder heraushöre. Nur darum konnte Petrus fragen, ob es denn nicht eine Grenze des Vergebens gebe, über die hinaus man den Sünder nur in seiner Sünde verstocke. Aber Jesus erklärte, daß diese Vergebung grenzenlos sein müsse, und erzählte ein Gleichnis von einem, dem der König zehntausend Pfund erlassen hatte, als er um seiner Schuld willen ihn mit den Seinen als Sklaven verkaufen wollte und dieser ihn flehentlich bat. Als aber derselbe hinging und einen seiner Mitknechte um hundert Groschen, die er ihm schuldete, trotz seines flehentlichen Bittens drangsalte, wurden selbst seine Mitknechte darüber empört und meldeten es ihrem Herrn. Da nahm der König seinen Gnadenerlaß zurück und ließ die strenge Gerechtigkeit walten. Damit hatte Jesus wieder einmal einen Grundsatz für das Gottesreich festgestellt. Einem jeden von uns ist beim Eintritt in dasselbe eine unermeßliche Schuld vergeben, wie es jede Sünde gegen den heiligen Gott ist. Aber es geschieht in der Erwartung, daß diese erfahrene Vergebung uns zu gleichem Vergeben veranlassen werde. Daher ist die Pflicht dieser Vergebung eine so grenzenlose, weil das Schwerste, das ein anderer uns angetan hat, sich nie vergleichen läßt mit der unermeßlichen Schuld, die uns aus freier Gnade vergeben ist. Wird diese Pflicht nicht erfüllt, so kann Gott die erteilte Vergebung nur zurücknehmen. Wer dazu imstande ist, ist nicht mehr ein Jünger Jesu und ein Glied des Gottesreiches. Damit hat Jesus den stärksten Antrieb gegeben, den es für die vergebende Liebe geben kann.

---

10. Kapitel.

Der Bruch mit der Hauptstadt.

Die Arbeit Jesu in seiner Heimatprovinz war zu Ende. Er hatte die Bevölkerung als solche für seine Ziele nicht gewonnen. Er hatte ihr nichts mehr zu bieten, als er ihr geboten, und konnte nichts Besseres von einer Fortsetzung seiner Arbeit daselbst erwarten. Was lag da näher als sich wieder der Hauptstadt zuzuwenden, von der aus er einst sein Werk so gern begonnen hätte? Aber er wußte seit seinem letzten Besuch daselbst, daß man dort nur auf sein Kommen warte, um ihn zu verhaften und ihm den Prozeß zu machen. Daß das zuletzt kommen mußte, hatte er ja seinen Jüngern immer wieder gesagt. Aber durfte er mit Wissen und Willen selbst die Stunde herbeiführen, die seinem Erdenwerke vorzeitig ein Ende bereitete? Darum blieb er in Galiläa und wartete, ob sein Vater ihm andere Wege weisen werde (vgl. Joh. 7, 1).

Das Laubhüttenfest nahte, und Jesu Brüder forderten ihn auf, mit ihnen die Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten. Sie hatten es wohl gemerkt, wie Jesus seine öffentliche

Wirksamkeit in der Heimat aufgegeben; wie er, wo er noch Heilungen verrichtete, es nur sozusagen im geheimen tat. Sie konnten sich nur aus einem Grunde erklären, daß er, der doch eine öffentliche Rolle spielen wollte, sich so von der öffentlichen Wirksamkeit zurückzog. Er wollte, meinten sie, seine letzte und entscheidende Offenbarung nicht in der entlegenen Provinz, sondern in der Hauptstadt vornehmen, wo ja am Fest auch alle seine Jünger aus Galiläa anwesend sein würden. Wir dürfen nicht vergessen, daß gerade die Brüder Jesu, weil sie von den großen Verheißungen, die einst über ihren älteren Bruder ergangen waren, soviel gehört hatten, am gespanntesten darauf warten mußten, wie er all die Erwartungen, die sich an das Kommen des Messias knüpften, erfüllen werde. Da er das hier in seiner Heimatprovinz nun einmal nicht tun zu wollen schien, so hofften sie, daß sein Aufenthalt auf dem Fest ihm dazu Gelegenheit geben werde. Sie gehörten also gerade zu denen, von welchen Jesus erst kürzlich gesagt hatte, daß sie in Wahrheit nicht glaubten (vgl. Joh. 7, 5), wenn sie ihn nicht für einen Messias hielten, wie er es sein wollte, sondern, wie sie ihn erhofften. Aber Jesus erwiderte, für sie sei wohl jede Zeit gut, auf ein Fest zu ziehen, aber für ihn, der mit der Todfeindschaft, die dort auf ihn lauere, zu rechnen habe, sei die Zeit zum letzten Entscheidungskampf mit ihr noch nicht gekommen. Darum lehnte er es kategorisch ab mit ihnen zu gehen und blieb in Galiläa, als die Brüder zum Feste heraufzogen.

Jesu Wege aber wurden nicht durch seine eigenen Gedanken geleitet, sondern durch die Weisungen von seinem Vater, die er empfing. Kaum waren die Brüder hinaufgezogen, so ward ihm die Weisung, auch hinaufzuziehen. Es

werde zu jenem letzten Entscheidungskampfe, dem er aus dem Wege gehen mußte, noch nicht kommen; Gott werde seine Hand über ihm halten, so daß keine Feindeshand ihn anrühren könne. Er habe allerdings die Aufgabe, sich dort im Mittelpunkt der Nation zu offenbaren, der Hauptstadt noch einmal Gelegenheit zu geben, sich für oder wider ihn zu entscheiden. Jesus hat sich nicht gescheut, vor den Menschen als wankelmütig zu erscheinen; die Weisung Gottes enthielt für ihn die Zusicherung, daß die Voraussetzung, unter der er die Wallfahrt zum Feste abgelehnt hatte, nicht eintreffen werde. Freilich mußte er seinerseits alles tun, um nicht vorzeitig die Feindschaft der Gegner zu provozieren. Er reiste also nicht mit einer der Festkarawanen, sondern mit seinen Jüngern allein; nicht auf dem Wege durch Peräa, den die Wallfahrer zu wählen pflegten, sondern durch Samarien; nicht so, daß er pünktlich zum Beginn des Festes eintraf, sondern als das Fest schon begonnen hatte. Als Jesus die Grenze Samariens erreichte, sandte er Boten vor sich her, um im nächsten samaritischen Flecken Quartier für sich zu bestellen. Aber als man dort vernahm, daß er nach der verhaßten alten Anbetungsstätte in Jerusalem pilgere, verweigerte man ihm die Aufnahme. Als die Zebedäussöhne das hörten, wallte ihr Zorn auf, und sie baten Jesum, er möge sie Feuer vom Himmel regnen lassen über den ungastlichen Ort. Aber Jesus nannte sie Donnersöhne und schalt sie darüber, daß sie noch so wenig begriffen hätten, wie der Geist, in dem er sie erzog, sich von dem Feuergeist eines Elias unterschied. Er schickte ruhig verschiedene Boten an verschiedene Orte, bis sie einen fänden, der ihn aufnähme. Jesus machte freilich auch bessere Erfahrungen, wie er sie gemacht, als er den Boden Samariens zum ersten Mal be-

trat. Neun aussätzige Juden hatte das Elend dort an der Grenze beider Länder mit dem sonst so verhaßten Samariter, der an derselben Krankheit litt, zusammengeführt, und gemeinsam riefen sie Jesum von fernher um Hilfe an. Er näherte sich ihnen nicht, rührte sie auch nicht an, sondern hieß sie einfach zu den Priestern gehen, um sich rein sprechen zu lassen. Er wußte ja, daß sein Gott dem Glauben sich nicht versagen werde, und wirklich fühlten die Unglücklichen bereits auf dem Wege zum Priester, wie der Aussatz abzuheilen begann. Aber nur der Samariter kehrte um und dankte Jesu fußfällig, der ihm die Wunderhilfe Gottes vermittelt hatte, so daß Jesus fragen mußte: Wo sind aber die Neun?

Als die Festkarawanen eintrafen, fragten die Gegner sofort, wo denn Jesus sei. Er hatte schon das Osterfest dieses Jahres nicht besucht, und man hoffte sicher, er werde zu Laubhütten eintreffen. Unter den galiläischen Festpilgern wurde viel über ihn gesprochen und gestritten. Von seiner Messianität war freilich nicht mehr die Rede; er hatte es ja immer wieder abgelehnt, der Messias in ihrem Sinne sein zu wollen. Aber immerhin blieb er doch ein Wohltäter des Volks, wie die einen sagten, während die andern ihn für einen Volksverführer hielten, weil er sie mit eitlen Hoffnungen getäuscht habe. Charakteristisch aber war, daß keine der beiden Parteien ihre Ansicht laut zu äußern wagte, da die maßgebende Hierarchie noch keine bestimmte Stellung zu Jesu genommen hatte. Es war bereits die Mitte des Festes, als Jesus, der, nachdem er eingetroffen, sich erst über die Sachlage dort orientiert hatte, zum ersten Mal öffentlich im Tempel auftrat und lehrte. Er knüpfte wie gewöhnlich an die Schrift an und suchte aus ihr zu erweisen, daß ihre Verheißungen in seinem Auftreten erfüllt seien. Die

Hierarchen, die ihn noch nicht predigen gehört hatten, weil er bei dem vorigen Fest noch nicht als Lehrer aufgetreten war, verwunderten sich über seine Schriftgelehrsamkeit, da man in Jerusalem genau wußte, daß er bei keinem der großen Rabbinen in die Schule gegangen sei. Da antwortete Jesus, er trage auch keine menschliche Lehre vor, sondern verkündige nur, was der, welcher ihn gesandt, ihn geheißen. Wer ernstlich bestrebt sei, den Willen Gottes zu tun, werde von selbst erkennen, daß er nicht eigene Weisheit lehre, sondern nur die Erfüllung des göttlichen Willens fordere. Aber es gäbe noch ein anderes Zeichen dafür, das für jeden verständlich sei. Wer eigene Weisheit vortrage, habe das natürliche Bestreben, dafür auch geehrt zu werden. Wer aber in all seinem Reden und Tun nur die Ehre Gottes suche, der habe keinen Grund, die ihm von Gott anvertraute Wahrheit zu fälschen, weil keine ehrgeizige Gesinnung ihn zum Unrechttun veranlasse.

Jesus wußte freilich nur zu gut, daß die Gegner diese Berufung auf die Tadellosigkeit seines Wirkens nicht gelten ließen, da sie ihn ja eben für einen todeswürdigen Sabbatfrevler hielten. Als er das andeutete, meinte die Volksmenge, die von den Mordplänen der Hierarchen nichts wußte, den Gedanken, daß jemand ihn zu töten suche, könne ihm nur ein böser Geist eingegeben haben. Wie man auch über ihn urteilte, daß einer daran denken könne, diesen Wohltäter des Volks zu ermorden, schien ihnen doch ganz sinnlos. Da wies Jesus auf die eine Handlungsweise hin, über die auch sie sich oft verwunderten und die für andere genügt hatte, ihn für einen dem Gesetz verfallenen Verbrecher zu erklären, auf seine Sabbatheilungen. Ganz wie er so oft in Galiäa getan, legte er aus dem Gesetz selbst dar, wie

dasselbe befehle, am achten Tage, auch wenn es ein Sabbat sei, die von den Vätern herstammende und von Moses in sein Gesetz aufgenommene Beschneidung vorzunehmen, und somit deutlich zeige, daß es auch ein erlaubtes Tun am Sabbat geben könne. Seine Gegner urteilten also lediglich nach dem Schein, wenn sie ihn, der einen ganzen Menschen am Sabbat gesund mache, für einen todeswürdigen Gesetzesfrevler hielten. Das Gesetz fordere doch, man solle nur gerecht richten, also, wie er sie eben angeleitet, nach Erwägung alles dessen, was sonst im Gesetz geschrieben stehe. Unter den Jerusalemiten freilich, die besser um die Gesinnungen und Pläne der Hierarchen Bescheid wußten als die galiläische Volksmenge, wunderte man sich vielmehr, daß die Volkshäupter Jesum, dem sie doch den Tod geschworen, so ungehindert öffentlich reden ließen. Es sei doch undenkbar, daß sie etwa nach Jesu letzter Anwesenheit in Jerusalem ihre Ansicht über ihn geändert hätten und seinen Messiasanspruch gelten lassen wollten. Wir erfahren hier, daß man in Jerusalem den Messias nicht für einen aus dem längst in Niedrigkeit und Vergessenheit versunkenen Geschlechte Davids herstammenden König hielt, sondern für eine plötzlich aus dem Dunkel hervortretende Größe. Als Jesus das hörte, nahm er Veranlassung, bei einer seiner Tempelreden ausdrücklich darauf hinzuweisen, das von ihnen vermißte Kennzeichen seiner Messiaswürde, die unbekannte Herkunft, treffe gerade auf ihn vollkommen zu. Denn sie kennten wohl seine menschliche Herkunft, aber da sie ihn nicht als den von Gott Gesandten erkennen wollten, kennten sie seine wahre Herkunft nicht.

Jesus freilich täuschte sich über die offenbar unschlüssige Haltung der Hierarchen ihm gegenüber nicht. Er wußte

sehr wohl, daß es nur der über ihm waltende Schutz Gottes sei, der ihnen die Hände für jetzt noch band. Daher sprach er es offen aus, er sei nur noch eine kurze Zeit unter ihnen und kehre dann heim zu dem, der ihn gesandt habe. Es komme eine Zeit, wo sie nach einem Erretter, wie er es sei, suchen würden, und dann würden sie ihn nicht mehr finden. Es bliebe ihnen dann nicht einmal der Trost, durch ihren irdischen Untergang dorthin zu kommen, wohin er in seinem Tode gehe. Die Gegner wußten diese furchtbare Drohung nur zu verspotten, als wolle er zu den unter den Griechen zerstreuten Volksgenossen gehen und es dort mit den Heiden versuchen, da sein Volk von ihm nichts wissen wolle. Dem war nun freilich durchaus nicht so. Das Auftreten Jesu auf dem Feste machte immer wieder einen gewaltigen Eindruck auf die Volksmenge. Die galiläischen Festpilger, die den Glauben an ihn aufgegeben hatten, weil er ihnen das Zeichen für seine Messianität nicht geben wollte, das sie verlangten, begannen zu fragen, ob denn, wenn der Messias käme, er mehr Zeichen tun werde als Jesus in seinen Wunderheilungen und Teufelsaustreibungen getan habe. Da wußten es die Pharisäer, die eifersüchtig den Einfluß belauerten, den Jesus immer wieder auf das Volk gewann, im Hohenrat durchzusetzen, daß man wirklich beschloß, Jesum verhaften zu lassen. Man entsandte Diener, die selbst den geeigneten Zeitpunkt dafür auffinden mußten. Aber Jesus sollte nur aufs neue erfahren, daß der Schutz Gottes über ihm war.

Der große Schlußtag des Festes, den man den eigentlichen sieben Festtagen anzureihen pflegte, war gekommen. Da an ihm schon viele galiläische Festpilger, unter denen Jesus noch immer seine meisten Anhänger zählte, abgereist

waren, und man nicht wissen konnte, ob Jesus noch nach dem Fest in Jerusalem bleiben werde, hatten die Häscher diesen Tag zur Ausführung ihres Vorhabens bestimmt. Jesus wies in seiner Festrede hin auf die Wasserströme, die nach der Weissagung zur Heilszeit fließen würden, und forderte jeden Durstigen auf, von dem Wasser der Heilsbotschaft, das er darreiche, zu trinken. Ja, er hatte bereits hinausgewiesen auf eine Zeit, wo der Geist Gottes, der für jene Zeit verheißen war, alle Gläubigen befähigen werde, daß von ihnen Ströme lebendigen Wassers ausgingen. Wiederum entstand im Volke die Frage, ob Jesus nicht doch vielleicht der Verheißene sei, der die Heilszeit herbeiführen solle. Die das bestreiten wollten, wußten nur kümmerliche Einwände dagegen zu erheben, zum Beispiel, daß sie von einer davidischen Abkunft Jesu und einer Geburt desselben in Bethlehem, wie sie geweissagt sei, nichts wüßten. Die Häscher selbst aber waren von der Rede Jesu so mächtig ergriffen, daß sie es nicht wagten, Hand an ihn zu legen, was ihnen auch bei der Jesu so günstigen Erregung der Volksmasse schlecht genug bekommen wäre. Als sie darum unverrichteter Sache zu ihren Auftraggebern zurückkehrten, wußten diese nichts zu tun als sie mit Schimpfreden über das gesetzesunkundige Volk zu empfangen, das verflucht sei, von jedem Betrüger verführt zu werden. Aber der Eindruck, den Jesus selbst auf ihre Diener gemacht hatte, zeigte zu klar, daß sie weder dieselben zur Rechenschaft ziehen noch ihren Versuch wiederholen durften. Auch als Nikodemus sich erhob, um ihnen vorzuhalten, daß man doch nicht ohne gesetzliche Untersuchung seiner Sache Jesum als erwiesenen Verführer betrachten dürfe, hatte man die höhnische Antwort, er müsse wohl selbst ein Galiläer sein, um für einen

galiläischen Propheten, wie es einen solchen noch nie gegeben habe, Partei zu ergreifen.

Jesus aber hatte aus diesem mißlungenen Verhaftungsversuch nur erkannt, daß er auch nach dem Fest unter der Bevölkerung der Hauptstadt ruhig fortwirken könne. Nachdem es stadtkundig geworden war, daß der Hoherat es aufgegeben habe, ihn zu verhaften, war dieselbe auch leichter geneigt, ihn zu hören, wenn er in den Tempelhallen predigte. So hatte er sich dort wieder einmal in einem altprophetischen Bilde als das Licht der Welt dargestellt, dem man nachfolgen müsse, um die Erleuchtung zu empfangen, die zum wahren Leben notwendig sei. Als die Pharisäer sahen, daß noch Gewaltsames gegen ihn nicht zu unternehmen war, suchten sie durch Verleumdung sein Ansehen im Volk zu untergraben. Als er am Gotteskasten vorüberkam, wo immer viel Menschen zusammenströmten, traten sie auf ihn zu und behaupteten, was er da eben wieder von sich gerühmt habe, sei offenbare Lüge, da sie doch aus dem Gesetz und den Propheten besser als er den Weg zum Leben kennen müßten. Da erwiderte Jesus, solche lügnerische Selbstüberschätzung sei für ihn unmöglich, da er wisse, wer ihn gesandt habe, und vor wem er sich einst darüber zu verantworten habe, wie er seinen Beruf ausgerichtet. Er wolle sie aber nicht der boshaften Verleumdung zeihen, da sie ihn nur nach dem äußeren Anschein beurteilten und noch nicht erkannt hätten, daß er nicht allein von sich zeuge, sondern in steter Übereinstimmung mit seinem Vater, der von ihm in der Schrift zeuge, wie er einst in Jerusalem so ausführlich dargelegt hatte. Damit seien aber die beiden Zeugen, welche die auch von ihnen anerkannte Autorität, das Gesetz, zu einem Wahrheitsbeweis fordere, gegeben. Die

Pharisäer erwiderten, es sei leicht, sich auf einen Zeugen zu berufen, den man nicht zur Stelle schaffen könne; Jesus aber entgegnete, das liege doch nur daran, daß sie ihn nicht als den erkennen wollten, in dem der Vater selbst zu ihnen gekommen sei; denn dann würden sie seine beiden Zeugen genau kennen.

Sie waren darüber erbittert, daß Jesus so seine Selbstrechtfertigung zu ihrer Verurteilung umwandte, und beharrten nun erst recht dabei, ihn dem Volk als einen Lügenpropheten zu denunzieren. Da erinnerte sie Jesus noch einmal daran, daß, wenn sie einst in ihrer letzten Not nach einem Heiland suchen würden, sie mit solcher Sünde belastet nie zu dem himmlischen Ziel gelangen könnten, dem er entgegen gehe. Da traten die Volkshäupter selbst heran und sagten es ihm höhnisch ins Angesicht, er trage sich wohl mit Selbstmordgedanken; und an den Ort der Hölle, wohin die Selbstmörder kämen, könnten und wollten sie freilich nicht gelangen. Jesus aber führte diese boshafte Verdrehung seiner Worte darauf zurück, daß sie in ihrer sittlichen Art so völlig verschieden von ihm seien; und darum gelte auch ihnen, daß, wenn sie nicht glaubten, daß er der einzig Sündlose in einer sündigen Menschenwelt sei, sie in ihren Sünden sterben müßten. Und als sie fragten, wer er denn sei, daß er so Einzigartiges von sich aussage, erwiderte er: es lohne nicht, mit ihnen weiter zu verhandeln; denn er könne nur die Wahrheit reden, die er von Gott empfangen, und die wollten sie nicht hören. Aber wenn sie ihm einst, — er meinte natürlich durch seine Ermordung, — zu seiner Erhöhung würden verholfen haben, dann würden selbst manche unter ihnen ihn als den einzigartigen Menschensohn erkennen, der nur seines Vaters Willen tue. Aber darum eben stehe

er auch unter dem beständigen Schutz seines Vaters; und wenn er einst doch in ihre Hände falle, dann sei es nicht seine Ohnmacht, sondern seines Vaters Rat, der das herbeiführe.

Das war das letzte Wort Jesu an die Volkshäupter. Er wollte erst wieder zu ihnen reden, wenn er vor ihrem Richterstuhl stehe. Aber die sichtlich steigende Feindschaft der Hierarchen mehrte nur den Anhang Jesu. Es ist ja überall so, daß die große Menge jedem mutvollen Auftreten gegen die herrschenden Autoritäten zujauchzt; und wir dürfen nicht vergessen, daß die Hierarchie, obwohl man sich ihr knechtisch beugte, gerade hier in ihrem Sitz am wenigsten beliebt war. Das Auftreten Jesu auf dem Laubhüttenfest hatte sicher nicht bloß unter den Festpilgern, sondern auch in der Hauptstadt selbst ihm immer neue Anhänger gewonnen; und je länger er auch nach dem Fest seine Lehrtätigkeit in der Hauptstadt fortsetzte, um so mehr wuchs die Zahl derselben. Gerade die Worte, die er eben noch zu den Hierarchen gesprochen, legten doch die Erwartung so nahe, daß er einst wirklich im vollen Sinne sein werde, was man von dem Messias erwartete. Hatte er nicht von einer Erhöhung geredet, die ihm nicht nur trotz, sondern gerade durch die Feindschaft seiner Gegner zuteil werden müsse? Hatte er nicht eben noch gesagt, er könne des göttlichen Beistandes allezeit gewiß sein, also auch, wenn er sich endlich zu der Schilderhebung entschlösse, die ihn zu dem Manne der Volkserwartung mache? Hier in Jerusalem freilich, wo das Königtum längst durch Bruderzwist und Blutvergießen verhaßt geworden war, dachte man dabei nicht an einen König auf dem Throne Davids, sondern an einen machtvollen Heerführer, der die Ketten der Fremdherrschaft, welche man nirgends

drückender fühlte als in der Hauptstadt, breche und dem Volk die heiß ersehnte Freiheit wiedergebe. Immer größer wurde der Kreis der Anhänger Jesu, selbst unter denen, die einst zu den Jesu feindseligen Juden gehört hatten, aber durch seine Predigt überwunden waren. Jesus täuschte sich darüber nicht, daß, ebenso wie einst sein Anhängerkreis in Galiläa, auch derselbe hier vielfach aus solchen bestand, die ihn nicht für den Heiland hielten, der er sein wollte, sondern für den Messias, wie sie ihn erwarteten.

Das war der Grund, weshalb Jesus einst im Kreise seiner Anhänger auf das zu sprechen kam, was er unter der Freiheit, die er bringe, verstand. Wenn man sein rechter Jünger sein wolle, so dürfe man nicht nur einzelne seiner Worte aufgreifen, um sie sich im eigenen Sinne zurechtzudeuten, sondern man müsse sich dauernd in seine Worte versenken, um die in ihnen enthaltene Wahrheit recht zu erkennen. Denn nur diese Wahrheit, die ihnen ihre innere Gebundenheit durch die natürlichen Triebe aufdecke, könne sie wahrhaft frei von denselben machen. Kaum hatte er das Wort gesprochen, so sahen seine Anhänger enttäuscht einander an. Nein, eine Freiheit, die durch die Erkenntnis der Wahrheit gewonnen werde, das war die Freiheit nicht, welche sie von ihrem Messias erwarteten. Die Gegner Jesu aber, welche die steigende Begeisterung des Volkes für Jesum allein von allen Gewaltmaßregeln wider ihn zurückhielt, sahen mit Freuden die ersten Zeichen eines Mißverständnisses zwischen Jesu und seinen Anhängern und waren aufs eifrigste bemüht, durch ihre Verleumdungen die Enttäuschung derselben zu schüren. Da aber hier nicht eine so lange Heil- und Predigttätigkeit vorhergegangen war, welche die Bevölkerung an ihn gebunden hatte wie in Ga-

liläa, so erfolgte der Umschlag, der auch dort kam, rascher und entschiedener. So erklärt sich der gereizte Ton, in dem viele seiner früheren Anhänger antworteten: eine andere Freiheit als die politische bedürften sie nicht, sie seien frei geborene Söhne Abrahams und nie jemandes Knechte in sozialer Beziehung gewesen. In der Tat kannte Israel die Knechtschaft, welche die ganze alte Welt in Herren und Sklaven spaltete, nicht. Was davon im jüdischen Volk noch vorkam, war durch das Gesetz so mannigfach beschränkt, daß es eigentlich nicht Knechtschaft im Sinne der antiken Welt genannt werden konnte.

Da erwiderte Jesus, er rede auch nur von der Sündenknechtschaft, der jeder verfallen sei, welcher Sünde tue, weil die Sünde, wenn man sich ihr einmal ergeben, den Menschen zuletzt so in Anspruch nehme, wie Gott es für sich verlange. Nur der Sohn habe eine dauernde Stelle im Hause der Theokratie; wer sich zum Sündenknecht erniedrige, habe dort keine andere Stellung als der Sklave, der beliebig verstoßen oder verkauft werden könne. Darum sei der eingeborene Sohn Gottes gekommen, um sie in seinem Namen frei zu machen; denn was sie hindere zur Heilsvollendung zu gelangen, sei nicht die Römerherrschaft, sondern die Sündenknechtschaft. Wohl seien sie im leiblichen Sinne der Same Abrahams, dem die Verheißung gegeben sei. Aber da sein nur oberflächlich aufgenommenes Wort in ihnen nicht den Fortgang habe, der sie allein zur wahren Freiheit führen würde, so seien sie nicht Kinder Abrahams in dem Sinne, daß sie ihrem Vater Abraham in seinem unbedingten Gehorsam gegen Gottes Willen ähnlich wären. Dagegen beriefen sie sich darauf, daß Gott doch Israel zu seinem Sohn erwählt und damit ihnen bedingungslos alle

seine väterlichen Segnungen zugesprochen habe. Da sprach ihnen Jesus auch ihre Gotteskindschaft ab, weil sie als rechte Gotteskinder ihn lieben würden, der vom Vater ihnen gesandt sei. Dann würden sie auch sein Wort richtig verstehen und nicht so arg mißdeuten wie das Wort von der Freiheit, die er bringen wolle. Sie könnten das aber nur darum nicht verstehen, weil sie die Wahrheit nicht hören wollten. Denn daß er nur die Wahrheit rede, müßten sie selbst zugeben, da sie ihn keiner Sünde zeihen könnten, die ihn bewegen würde, die ihm von Gott gegebene Wahrheit zu fälschen. Aber die Wahrheit nicht hören zu wollen, sei doch nur des Teufels Art, der in der Wahrheit nicht stehe, weil keine Liebe und kein Trieb zur Wahrheit in ihm sei. Wenn Jesus aber hinzufügt, der Teufel sei auch ein Vater aller Lüge, so deutet er damit offenbar auf die teuflischen Verleumdungen hin, durch die man seine früheren Anhänger gegen Jesum aufzuhetzen gesucht hatte. Man hatte gesagt, er sei ein Samariter, das heißt ein Volksfeind, weil er ihnen die Abrahamidenschaft und den Anspruch auf die alte Väterverheißung abgestritten habe, oder er sei von dem Teufel der Selbstüberschätzung besessen, weil er sich allein im Besitz der Wahrheit erkläre.

Darauf hatte Jesus entgegnet, das sei eine boshafte Verleumdung, da er ja nur überall die Ehre Gottes suche und nicht seine eigene. Er brauche sie aber auch nicht zu suchen, da Gott ihm die höchste Ehre damit zuerteilt, daß er an sein Wort die Entscheidung über Leben und Tod geknüpft habe. Denn wer sein Wort halte, der werde, was allein wahrhaft Tod zu heißen verdiene, nämlich den ewigen Tod, nicht sehen in Ewigkeit. Darin meinte man freilich erst recht den Beweis für seine Selbstüberschätzung gefunden

zu haben. Denn Abraham und alle Propheten seien gestorben, müßten also doch nicht ein Heilmittel wider den Tod besessen haben, wie er es in seinem Wort zu besitzen glaube. Darauf antworte Jesus: wenn er sich selbst verherrliche, so sei seine Ehre freilich nichts; aber jenes Ehrendiplom habe ihm Gott selbst ausgestellt, dessen Autorität sie anerkennen müßten, da sie ihn ja ihren Gott nennten. Wenn er aber die Ehre verleugnen wollte, die Gott ihm zuerkannt, so wäre er ein Lügner wie sie, die doch einst erkannt hätten, daß er von Gott gesandt sei, und es jetzt nicht mehr wahr haben wollten, weil er nicht der Gottgesandte der Verheißung in ihrem Sinne sei. Er aber kenne Gott und halte nur sein Wort, wenn er sich für den ausgäbe, in dem Gott seine Verheißung erfüllen wolle. Schon Abraham habe sich einst in seinem irdischen Leben auf den Tag der Verheißungserfüllung gefreut, an dem erst jene uralte Verheißung sich ganz erfüllen werde; und als er vom Totenreich her, wo er nur dieses Tages wartete, denselben mit Jesu Erscheinen anbrechen gesehen, da sei seine Freude erst vollkommen geworden. Die Juden verhöhnten ihn, weil er, der noch nicht die volle Mannesreife erlangt habe, von Abraham rede, als ob er ihn gesehen. Er aber sprach das große Wort, er sei auch längst ehe Abraham ward, in Gottes Rat der gewesen, der zur Erfüllung aller Verheißung erkoren war. Da das seine Todfeinde als eine Gotteslästerung erklärten, griffen selbst viele seiner ehemaligen Anhänger zu den Steinen, um ihn zu steinigen. Er aber verbarg sich im Kreise der ihm treu gebliebenen Anhänger und ging ungefährdet zum Tempel hinaus, wo der Streit stattgefunden hatte.

Das war sein Bruch mit der Hauptstadt. Aber darin,

daß auch dieses Attentat auf ihn mißlang, wie einst der Verhaftungsversuch am Laubhüttenfest, sah Jesus, daß der Schutz Gottes noch über ihm war. Wohl wich er zunächst dem Sturm, aber er setzte seine Wirksamkeit in Judäa und in der Hauptstadt, zu der er immer wieder zurückkehrte, fort, um den Kreis seiner Anhänger daselbst zu pflegen und zu mehren. Denn daß er solche dort bereits besaß, wissen wir genau. Dicht vor den Toren Jerusalems lag der Flecken Bethanien. Dort stand das Haus Simons, den man den Aussätzigen nannte, weil Jesus ihn einst vom Aussatz geheilt hatte. In ihm waltete ein Weib, namens Martha, als Hausfrau. Wir wissen nicht, ob es die Frau jenes Simon, der wohl schon gestorben, oder seine älteste Tochter war; aber wir wissen, daß ihre Schwester Maria hieß. Denn schon die älteste Überlieferung erzählte von einem Besuch der Schwestern durch Jesum, bei welchem die Hausfrau sich eifrig um seine Bewirtung bemühte, während Maria still zu seinen Füßen saß und auf seine Rede lauschte. Als nun Martha sich bei Jesu beschwerte, daß Maria ihr allein die Sorge für seine Bewirtung überlasse, erwiderte er: es sei ja nur wenig, was er brauche, oder vielmehr nur eines, was er am dringendsten bedürfe, nämlich daß man sein Wort höre. Maria habe das als ihr gutes Teil erwählt, und das dürfe nicht von ihr genommen werden. Jesus war ja nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen. Er dankte es Gott, daß ihm immer noch die Gelegenheit geboten wurde, in Jerusalem und seiner Umgebung mit der Heilsverkündigung zu dienen, wenn auch in der letzten Krisis klar geworden war, daß die stolze Hauptstadt im großen und ganzen ebenso sich seinen wahren Zielen verschloß, wie einst die Bevölkerung seiner Heimatprovinz.

---

11. Kapitel.

Der Rückzug Jesu.

Daß der Anhang Jesu in der Stadt und Provinz immer noch ein recht erheblicher war, geht aufs klarste daraus hervor, daß die Hierarchen immer noch nicht wagten, offiziell gegen ihn vorzugehen. Es hatte sich die Kunde verbreitet, daß man bereits übereingekommen war, jeden, der sich offen zu Jesu als dem Messias bekenne, zu exkommunizieren. Wie wenig aber auch durch diesen Terrorismus Jesu beizukommen war, sollte sich bald zeigen. Als Jesus wieder einmal durch die Straßen Jerusalems mit seinen Jüngern wanderte, machten diese ihn auf einen blinden Bettler aufmerksam, der am Wege saß und seine Bitten durch die Klage unterstützte, daß er schon von Geburt an durch eine Erkrankung seiner Augen aller Sehfähigkeit beraubt sei. Den Jüngern erregte der Fall religiöse Skrupel. Nach der gangbaren Voraussetzung, daß jedes Unglück durch ein besonderes Vergehen verschuldet sei, schien es doch unerträglich hart, daß der Blindgeborene, der nicht selbst sein Elend verschuldet haben konnte, nur die Sünde seiner Eltern tragen müsse; und sie befragten

Jesum darüber. Der aber meinte, man dürfe beim Anblick solchen Elends nicht fragen, weshalb es Gott dem Unglücklichen zugefügt, sondern, zu welchem Tun uns Gott dadurch auffordern wolle. Was das aber für ihn, den Gottgesandten, bedeute, war ihm sofort klar. Jesus hatte in Jerusalem seine Heiltätigkeit im Großen nicht wieder aufgenommen, teils um nicht seine Todfeinde immer wieder durch seine Praxis in derselben zu reizen, teils weil er in seiner Heimat erfahren hatte, wie wenig die große Menge geneigt war, die Absicht, in der ihm Gott die Fähigkeit dazu gegeben, und die er oft genug deutlich ausgesprochen, richtig zu verstehen. Jetzt, wo sein Lebenstag sich dem Ende zuneigte, an dem sein irdisches Wirken aufhörte, sah er in der Frage der Jünger die göttliche Weisung, sich wieder einmal als den zu offenbaren, der gekommen sei, das Licht der Welt im leiblichen wie im geistlichen Sinne zu sein. Dann mußte nach Gottes Rat auch das Elend dieses Unglücklichen dazu dienen, die Werke Gottes, die er durch seinen Gesandten ausrichten wollte, klar zu machen.

Ein Aufblick zu Gott genügte, um ihm die Gewißheit zu geben, daß Gott dem Blindgeborenen durch seine Wundermacht das Augenlicht wiedergeschenkt habe. Er bereitete aus Erde und Speichel eine Salbe und strich dieselbe dem Blinden auf die Augen, damit das neugeschenkte Augenlicht vor vorzeitiger Einwirkung der Sonnenstrahlen behütet werde. Er hieß denselben zum Teich Siloah führen, damit sein Augenlicht inzwischen soweit erstarke, daß er die Schutzdecke abwaschen und das Auge gefahrlos dem noch nie geschauten Sonnenlicht öffnen könne. Der Blinde tat nach seinem Befehl und kehrte sehend zu den Seinen zurück. Die Nachbarn und die ihn sonst nur als blinden Bettler gekannt, wollten

es nicht glauben und meinten, durch eine Ähnlichkeit getäuscht zu sein, bis er selbst ausführlich den Hergang erzählte. Nur wußte er nicht zu sagen, wer es gewesen sei, der ihm die Augen mit Salbe bestrichen und ihn zum Teich Siloah geschickt habe. Da es ein Sabbat war, an dem es geschehen, führte man ihn zu den Gesetzeswächtern, die sich nun aufs neue den Hergang erzählen ließen. Aber dieselben waren selbst darüber im unklaren, ob hier wirklich ein Sabbatfrevel vorliege, was doch undenkbar schien, da Gott einem Gesetzesübertreter unmöglich geben könne, einen Blindgeborenen zu heilen. Der Geheilte blieb freilich dabei, es könne doch nur ein Prophet sein, dem Gott solche Wundermacht gegeben. Darum brachten die Pharisäer die Sache vor die Hierarchen, die ja hier, wenn wirklich ein Sabbatfrevel vorlag, einschreiten mußten. Die Hierarchen aber teilten die Skrupel der Pharisäer nicht, sondern meinten einfach, die Sache sei nur ein abgekarteter Betrug, wie schon daraus erhelle, daß der Geheilte Jesum für einen Propheten ausgegeben habe. Sie unterwarfen darum die Eltern einem peinlichen Verhör, erfuhren aber nur, daß dieser ihr Sohn blind geboren sei. Wie es zu seiner Heilung gekommen, darüber wollten sie sich nicht auslassen, da sie fürchteten, man könne jede Aussage darüber als die mit Strafe bedrohte Erklärung für Jesum auffassen, und beriefen sich darauf, ihr Sohn sei ja mündig und könne für sich selbst reden. Immerhin konnte man nun die Tatsache der Blindenheilung nicht mehr leugnen.

Als man daher den Geheilten selbst vor das hohe Tribunal berief, trat man ihm sofort mit der Erklärung entgegen, man wisse, daß dieser Mensch ein Sünder sei; er solle Gott die Ehre geben und die Zaubereisünde oder die

teuflische Macht, durch die er geheilt sei, entlarven helfen. Der Geheilte aber erklärte, darüber habe er kein Urteil, er könne nur sagen, daß er blind war und durch Jesum sehend geworden sei. Und als man ihn nochmals aufforderte, den Hergang zu erzählen in der Hoffnung, er werde sich in seinen Aussagen widersprechen und so ihnen einen Anlaß geben, den Hergang in ihrem Sinne zu deuten, verweigerte auch er jede weitere Aussage und blieb dabei, daß Gott doch unmöglich die Bitte eines Sünders erhören könne und ihm sogar die Macht geben, ein so unerhörtes Wunder zu tun. Unter dem terroristischen Vorgehen der Hierarchen war in ihm nur die Überzeugung von der göttlichen Sendung Jesu mächtig herangereift. So blieb den darüber empörten Hierarchen nichts anderes übrig als an dem Geheilten ein abschreckendes Beispiel zu statuieren und ihn nun wirklich als Anhänger Jesu zu exkommunizieren. Aber dadurch konnten sie nur erreichen, denselben vollends Jesu in die Arme zu treiben. Als Jesus den Exkommunizierten traf, fragte er ihn, ob er an den einzigartigen Menschensohn glaube, der als der Heiland verheißen sei. Und da dieser sich dazu bereit erklärte, wenn er nur wisse, wer es sei, gab Jesus sich ihm als diesen zu erkennen. Da fielen die letzten Schuppen von den geistigen Augen des Geheilten und zu den Füßen Jesu lernte er verstehen, wie das große Unglück seines Lebens ihm zu dem höchsten Glück verholfen habe, ein Jünger Jesu und ein Genosse des Gottesreichs zu werden.

Jesus aber faßte das Ergebnis dieses Vorgangs dahin zusammen, daß sich damit eine Gerichtsentscheidung vollzogen habe. Die ungelehrten Leute aus dem Volk, die er mit Anspielung auf den einst Blinden als Nichtsehende bezeichnet, seien sehend geworden; aber die Sehenden, die durch ihre Bil-

dung und Gelehrsamkeit fähig gewesen seien, ihn als den zu erkennen, der er war, seien blind geworden, indem sie einer so laut redenden Tatsache gegenüber, wie der Heilung des Blindgeborenen, die Augen verschlossen. Als nun einige gerade anwesende Pharisäer fragten, er halte doch nicht etwa auch sie für blind, da entgegnete Jesus: wenn sie wirklich blind wären, so hätten sie keine Schuld; aber weil sie nicht nur sehend seien, sondern sich auch dessen rühmten, sei keine Hoffnung, daß sie zu der wahren Erkenntnis gelangen würden. Daß die Art, wie gerade jener Unmündige zu dieser Erkenntnis gekommen sei, ganz der Natur der Sache entspräche, zeigte er ihnen an einem Gleichnis. Wenn der Hirte, von dem Türhüter eingelassen, in die Hürde kommt, und seine Schafe lockt, so folgen sie seiner Stimme, weil dieselbe ihnen bekannt ist; wenn aber der Dieb oder Räuber über die Mauer in die Hürde einsteigt, so fliehen sie vor ihm, weil sie die Stimme des Fremden nicht kennen. Solche Diebe und Räuber seien die gegenwärtigen Volksführer, die den Blindgeborenen vergeblich an sich zu locken versucht hätten, weil sie in ihrem Eigennutz und ihrer Ehrsucht die Herde ins Verderben führten, wie der Räuber nur einbreche, um die Schafe zu stehlen und zu schlachten. Er sei gekommen, daß sie Leben und volles Genüge haben.

Jesus wußte, daß er mit solchen Worten eine Feindschaft gegen sich heraufbeschwöre, die sich erst mit seiner Ermordung genugtun könne. Aber daher verband er mit jenem ersten Hirtengleichnis ein zweites, in welchem er dem Besitzer der Herde den gemieteten Knecht entgegenstellte, der kein Interesse für die Schafe hat und daher flieht, sobald der Wolf kommt. Der Hirte aber wirft sich ihm entgegen und setzt sein Leben für die Schafe ein. So tat er. Freilich

wußte er, daß das Volk als solches nicht mehr zu retten sei; aber die seiner Stimme folgten wie der Blindgeborene, erkannte er daraus als die echten Glieder des Gottesvolkes, in denen er allein das Heil verwirklichen könne. Schon oft hatte er in dieser Zeit jene furchtbare Drohung über das Volk im Großen und Ganzen ausgesprochen, wenn dasselbe in seiner Unbußfertigkeit und seinem Unglauben verharre. Er hatte es dargestellt im Bilde von den rebellischen Weingärtnern, die, als der Herr von ihnen die ausbedungenen Früchte einfordern ließ, seine Knechte verhöhnten oder mißhandelten und den Sohn, den er zuletzt sandte, ermordeten. Dann müsse der Weinberg andern Weingärtnern übergeben werden, die ihre Pflicht erfüllten. Dann werde der Eckstein, auf den Gott sein Reich habe bauen wollen, und den sie verworfen hätten, über sie kommen und sie zermalmen. Dasselbe hatte er dargestellt im Gleichnis von dem großen Gastmahl, zu dem die geladenen Gäste, als es hergerichtet war, nicht kommen wollten, weil ihre irdischen Geschäfte ihnen wertvoller waren als das Mahl des reichen Gastgebers. Da hatte dieser, damit sein Tisch nicht leer bleibe, andere Gäste zusammensuchen lassen von den Hecken und Zäunen und sich nur vorbehalten, ehe das Mahl begann, nachzusehen, ob sie auch das Festkleid der neuen Gerechtigkeit angelegt hätten, das er von allen forderte, die sein Mahl genießen wollten.

Jetzt aber sprach Jesus es offen aus, er habe, wenn das Volk als solches sich ihm versage, noch andere Schafe als die, welche Gott einst in der Hürde Israels gesammelt; auch die müsse er unter seinem Hirtenstab sammeln, damit e i n e Herde und e i n Hirte werde. Wohl wußte er, daß das nicht mehr zu dem ihm aufgetragenen Erdenwerk gehörte. Aber darum gebe er eben sein Leben hin für die einzelnen, die noch zu

gewinnen seien. Man hatte ja bei den vergeblichen Versuchen, ihn zu verhaften oder zu steinigen, gesehen, wie niemand imstande war ihm das Leben zu rauben; er gebe es freiwillig hin, nicht um im Tode zu bleiben, sondern um in seiner Auferstehung es neu zu empfangen und auf Gottes Befehl mit neuen Mitteln sein Lebenswerk zu Ende zu führen. Solche Worte verfehlten doch selbst auf seine Todfeinde ihren Eindruck nicht ganz. Wohl sagten viele: er ist von dem Teufel des Irrsinns besessen, was wollt ihr ihn hören? Aber es gab auch solche, welche erwogen, daß ein böser Geist, von dem er besessen sein sollte, ihn doch unmöglich zu einer Wohltat befähigen konnte, wie zu der Heilung des Blindgeborenen.

Darüber war es Winter geworden. Man feierte eben in Jerusalem das Tempelweihfest, und Jesus wandelte des bösen Wetters wegen in der gedeckten Halle Salomos. Dieses Fest hatten die Hierarchen ausersehen, um ihm seine vernichtenden Vorwürfe heimzuzahlen; und es war die höchste Zeit, da selbst in ihren Reihen sich Sympathien für Jesum zu regen begannen. So rotteten sie sich um ihn zusammen und forderten ihn auf, nicht länger ihre Seelen in Spannung zu erhalten, sondern gerade heraus zu sagen, ob er der Messias sei. Er hatte es ja wirklich nicht getan, weil er wußte, wie geneigt das Volk war, darunter etwas ganz anderes zu verstehen als er selbst. Eine offene Erklärung darüber mußte zu einer Volksdemonstration führen, die, mochte sie nun für oder gegen ihn ausfallen, ihn ins Verderben stürzte. Darum vermied er eine solche auch jetzt und erklärte, daß er es deutlich genug gesagt, wie noch jüngst, wo er sich als den rechten Hirten der Herde Israels darstellte. Aber sie hätten nicht glauben wollen, obwohl

seine Berufswerke, die er im Namen, d. h. im Auftrag seines Vaters tue, deutlich genug für ihn zeugten und Gott ihm noch größeres vorbehalten habe als die bisherigen, nämlich die Herbeiführung der Heilsvollendung. Denn darin, daß er nur tue, was ihm sein Vater aufgetragen, werde klar, daß in ihm Gott selbst zu seinem Volk gekommen sei; er und der Vater seien eins (Joh. 10, 30).

Da begannen die Hierarchen aufs neue Steine zusammenzutragen, um ihn zu steinigen. Aber er beschwichtigte den Sturm noch einmal mit der Frage, um welcher Wohltat willen, die er dem Volk erwiesen, sie ihn steinigen wollten. Er wußte ja sehr wohl, daß sie sagen würden, sie wollten ihn nicht um eines Werkes willen steinigen sondern um der Gotteslästerung willen, die sie in jenem Worte fanden. Aber er wollte sich nur soviel Ruhe schaffen, daß er aus der Schrift als der auch von ihnen anerkannten unverbrüchlichen Autorität den Anspruch, den er erhoben, rechtfertigen konnte. Wir kennen ja seine Schlagfertigkeit, mit der ihm stets ein Schriftwort zur Hand war, wie er es brauchte. Hatte er doch einmal die Schriftgelehrten mit der Frage mundtot gemacht, woher der Messias Davids Sohn sei, worunter sie nur einen Nachfolger auf seinem Thron verstanden, während doch David selbst im Psalm den Messias seinen Herrn nenne, den Gott auf seinen Thronsitz berufen habe, was von einem bloßen Sohn und Nachfolger Davids, wie sie ihn unter dem Messias verstanden, nicht gesagt sein könne. Auch diesmal griff er zu einem Psalmwort, in dem Gott selbst, der überall in der Schrift rede, zu ungerechten Richtern sage: ihr seid Götter, weil sie als die rechtsprechende Obrigkeit seine Stellvertreter auf Erden seien. Wieviel mehr habe er das Recht,

den Gott selbst (in der Taufe) vor seinem öffentlichen Auftreten geweiht, sich als den Sohn im einzigartigen Sinne zu bezeichnen, wie er getan. Er verlange ja garnicht, daß sie ihm auf sein bloßes Wort glauben sollten, sondern es daraus erkennen, daß sein Vater in ihm sei und alle seine Werke tue, weil er beständig im Vater sei und alle Antriebe seines Tuns nur aus dem Vater schöpfe. So hat er selbst jenes Wort aufs einfachste gedeutet, das man noch so oft im Sinne der Gegner mißdeutet, als rede es von einer göttlichen Wesensgleichheit in seinen Erdentagen, die dem Zeugnis der Schrift und des Bekenntnisses von der wahren Menschheit Jesu aufs grellste widerspricht.

Die Hierarchen erkannten wohl, daß dieser Mann unwiderleglicher Worte öffentlich nicht zu besiegen sei und wollten ihn verhaften lassen, um ihm ordnungsmäßig den Prozeß zu machen. Aber, obwohl es auch diesmal so wenig gelang wie auf dem Laubhüttenfest, erkannte Jesus doch, daß, wenn er die ihm noch vergönnte Zeit zu seiner Wirksamkeit benutzen wollte, er Jerusalem und die Provinz verlassen müsse. Er begab sich daher nach Peräa in die Gegend, wo einst der Täufer gewirkt hatte. Dort hatte ihm derselbe trefflich vorgearbeitet, und es war ihm noch eine schöne Zeit ruhiger und erfolgreicher Wirksamkeit beschieden. Freilich schlichen ihm auch hierhin die Pharisäer nach und suchten ihn durch das Vorgeben drohender Verfolgungen seitens seines Landesherrn nach Jerusalem zurückzulocken. Jesus aber wußte wohl, daß Herodes, mochte er sie nun beauftragt haben oder nicht, gern den ihm längst unbehaglichen Mann aus seinen Grenzen entfernt hätte, und ließ daher diesem „Fuchs“ sagen, die Zeit seines Wirkens sei eine längst bestimmte und ebenso bestimmt die Zeit, wo er von hier auf-

brechen müsse; aber nicht um einer ihm etwa drohenden Gefahr zu entgehen, sondern weil es nicht angehe, daß ein Prophet umkomme außerhalb Jerusalems. Er wußte ja, daß nach Gottes Rat nur die offizielle Vertretung seines Volkes ihm sein Schicksal bereiten könne. Aber er wußte nicht, wie bald ihn Gottes Wink und Wille nötigen werde, nach Judäa zurückzukehren.

Aus Bethanien kam die Botschaft der ihm so teuren Schwestern, daß ihr Bruder Lazarus schwer erkrankt sei. Sie sprachen keine Bitte aus; denn sie waren überzeugt, daß Jesus nicht säumen werde, dem Gefährdeten zu Hilfe zu eilen. Er aber ließ ihnen sagen, die Krankheit habe nicht die Absicht, den auch von ihm so innig geliebten Bruder zum Tode zu führen, sondern Gott durch seinen Sohn zu verherrlichen. Wie Gott das tun werde, wußte er nicht; nur das wußte er mit unbedingter Glaubenszuversicht, daß Gott das auf seinen Sohn gesetzte Vertrauen der Schwestern nicht enttäuschen werde. Keinesfalls aber durfte er, wenn auch noch so berechtigte persönliche Rücksichten ihn dazu antrieben, seine ihm von Gott gewiesene Zufluchtsstätte verlassen, um sich aufs neue den ihm drohenden Gefahren auszusetzen. Er blieb also noch zwei Tage ruhig in Peräa, und, wenn er dann seinen Jüngern erklärte, er wolle wieder nach Judäa gehen, so muß er die bestimmte Weisung dazu von Gott erhalten haben, wie damals, als er seinen Brüdern abgeschlagen hatte, auf das Laubhüttenfest zu gehen. Gott konnte ja auch ohne sein Eingreifen den Kranken auf seine Bitte erretten. Wenn er trotzdem die mit Recht von den Jüngern als so gefahrvoll bezeichnete Reise antrat, so konnte er das nur in der Gewißheit tun, daß sein ihm von Gott bestimmter Lebenstag noch nicht zu Ende sei und also eine von

demselben befohlene Reise ihn noch keiner Gefahr aussetze. Erst nachdem er sich trotz der Einsprache der Jünger in diesem nie wankenden Gottvertrauen entschlossen hatte dem ihm gewordenen Winke Gottes zu folgen, ward ihm von Gott gegeben zu wissen, wie es um den Freund stand. Lazarus war gestorben; und er konnte sich nur darüber freuen, daß er nicht da gewesen war, als die Katastrophe eintrat. Nun erst, wo alle menschliche Möglichkeit ausgeschlossen schien, daß die Krankheit des Freundes zur Verherrlichung Gottes durch ihn gereichen werde, mußte durch das, was Gott vorhatte, das Gottvertrauen, das er in der Antwort an die Schwestern ausgesprochen, auch in den Jüngern mächtig gestärkt werden. Nur der schwerblütige Thomas konnte darin nicht einstimmen und blieb bei seiner Meinung, daß Jesus in sein Verderben hineingehe. Aber in edler Aufwallung sprach er zu seinen Mitjüngern: Laßt uns mit ihm gehen, daß wir mit ihm sterben!

Erst jetzt erfahren wir, daß, als Jesus in Bethanien eintraf, Lazarus bereits drei Tage im Grabe gelegen hatte. Man mag also die Entfernung des Orts, wo Jesus sich jenseits des Jordans aufhielt, noch so gering veranschlagen, immer hatten die rückkehrenden Boten den Lazarus bereits gestorben vorgefunden, und Jesus hätte, auch wenn er gleich mit ihnen nach Bethanien gereist wäre, den Freund nicht mehr vom Tode erretten können. Wir erkennen hier sofort wieder die charakteristische Eigentümlichkeit der beiden Schwestern darin, daß Martha, die außerhalb des Hauses beschäftigt, zuerst von dem Kommen Jesu hörte, ihm sofort entgegeneilte, während Maria still im Hause saß, wo sie die zahlreichen Kondolenzbesuche aus der so nahen Hauptstadt empfing. Das sichtlich vornehme Haus hatte selbst unter den

erklärten Todfeinden Jesu viele Beziehungen, die damit nicht abgebrochen waren, daß die Schwestern den als ihren Meister verehrten, den jene tödlich haßten. Als Martha zu Jesu kommt, geht auch nicht der leiseste Vorwurf, daß er durch sein Säumen den Tod des Bruders verschuldet habe, über ihre Lippen. Aber sie spricht das schöne Gottvertrauen aus, daß der, welcher Jairi Töchterlein vom Totenbett auferweckte, auch jetzt noch auf seine Bitte die Auferweckung des Bruders von Gott erlangen könne. Ob Gott ihm geben werde, sich auf diese Weise durch ihn zu verherrlichen, wußte Jesus auch jetzt noch nicht; daher tröstet er die Schwester des Lazarus mit der zukünftigen Auferstehung des Bruders. Sichtlich enttäuscht entgegnet Martha, sie zweifle ja nicht an der Auferstehung des Bruders am jüngsten Tage, die aber ihren jetzigen Jammer nicht stillen könne. Da erinnert sie Jesus daran, daß jene Auferstehung nicht jedem zuteil werde, sondern nur dem, welcher im Glauben an ihn ein Leben gefunden habe, das durch den leiblichen Tod nicht berührt werde. Aber er, der in der Heilsvollendung selbst die Auferstehung herbeiführe, könne ihr die Gewißheit geben, daß ihr im Glauben verstorbener Bruder auferstehen werde, und so könne dieselbe sie allerdings über den Tod des Bruders trösten. Er fragt sie, ob sie das glaube, da nur von diesem Glauben abhängt, ob sich seine Zusage erfüllen werde, daß unter allen Umständen Gott sich an dem gestorbenen Bruder durch ihn verherrlichen werde. Sie bekennt sich freudig zu dem Glauben, daß Jesus der in die Welt gekommene Heiland sei; aber ob sie damit für den Trost Jesu empfänglich geworden ist, sagt sie nicht. Sie hatte auch keine Gelegenheit dazu, da Jesus das Gespräch abbricht und sie heißt, ihre Schwester zu ihm zu rufen. Offenbar hoffte er, daß

dieselbe empfänglicher für seine Trostworte sein werde, als sich Martha erwiesen.

Jesus war, um kein Aufsehen zu erregen, nicht in den Flecken gekommen, sondern an dem Ort geblieben, wo ihm Martha begegnete. Als Maria nun auf das Geheiß Jesu dorthin eilte, meinten die Juden, sie wolle am Grabe sich ausweinen und folgten ihr, um sie zu trösten. Sie konnte aber nur weinend Jesu zu Füßen sinken mit der Klage, die gewiß oft gerade so zwischen den Schwestern gewechselt war, wie sie Martha ausgesprochen. Denn sobald Jesus die mit ihr gekommenen Juden mit ihr weinen sah, ergrimmte er über dieses leere Kondolenzzeremoniell, da diese Juden, die den heiligsten Interessen der Geschwister so fremd und feindselig gegenüber standen, unmöglich ein aufrichtiges Mitgefühl mit ihnen haben konnten und befahl, um dieser ihn empörenden Szene ein Ende zu machen, der inzwischen mit den andern Hausgenossen nachgekommenen Martha, ihn zum Grabe zu führen. Als nun auch ihm auf dem Wege dorthin die Tränen in die Augen traten, da bemerkten viele unter den Juden höhnisch, es müsse wohl mit der angeblichen Blindenheilung, die noch zuletzt so großes Aufsehen in Jerusalem erregt hatte, nicht weit her sein, da er ja nicht imstande gewesen war, den so heiß geliebten Freund vom Tode zu erretten. Aufs neue ergrimmte Jesus, und nun wußte er, daß Gott unmöglich seine scheinbare Ohnmacht zur Anzweiflung der durch ihn vollzogenen Gotteswerke mißdeuten lassen konnte. Mit der vollen Gewißheit dessen, was ihm Gott gegeben habe, befahl er den Stein, womit die Grabhöhle verschlossen war, hinwegzuheben. Da überfiel es die Martha wie jäher Schreck, daß, sobald das geschehe, die am vierten Tage sicher schon in Verwesung über-

gegangene, übel entstellte Leiche des geliebten Bruders sich sofort allen durch ihren Geruch widerwärtig machen werde, und wollte Jesu wehren. Der aber erinnerte sie daran, daß nur der Glaube die Herrlichkeit Gottes sehen könne. In solchem Glauben wußte er, daß Gott auf sein heißes Flehen den Freund wunderbar vor der Verwesung behütet und zum Leben wiedererweckt habe. Darum trat er an das geöffnete Grab, hob seine Augen zum Himmel und sprach: Ich danke dir, Vater, daß du mich erhört hast. Ich weiß zwar, daß du mich allezeit hörest; aber um der Umstehenden willen spreche ich es aus, damit sie glauben, daß du mich gesandt hast. Dann aber rief er dem wundermächtig von Gott zum Leben Erweckten mit lauter Stimme zu, er solle aus der Grabhöhle herauskommen. Damit er frei gehen könne, hieß Jesus die Binden lösen, in die man vorläufig den Leichnam bei der Grablegung gehüllt hatte.

Viele nun, welche die Maria zum Grabe begleitet hatten und dadurch Augenzeugen davon geworden waren, daß Lazarus wieder lebendig geworden, empfingen dadurch einen so mächtigen Eindruck, daß sie fortan an den gläubig wurden, den sie bisher tödlich gehaßt hatten. Doch etliche von ihnen, wie die, welche Jesum schon auf dem Wege zum Grabe seiner ohnmächtigen Tränen wegen verhöhnt hatten, gingen zu den Pharisäern, um ihnen zu berichten, was alles Jesus angestellt habe, um sich den Anschein eines Totenerweckers zu geben. Ohne Zweifel hielten sie das Ganze für einen mit den Geschwistern abgekarteten Betrug, der aber so weit gelungen war, daß selbst in ihren Kreisen viele ihren früheren Unglauben widerlegt sahen. Diese aber durchschauten vollkommen das Bedenkliche der Situation und vermochten die Hohenpriester, sofort eine Synedriumssitzung

zu berufen. Man wies in ihr darauf hin, wie der Anhang Jesu durch solche angebliche Wunder sich schnell vermehren werde, und, wenn dann erst die große Menge zum Glauben an ihn als den Messias gekommen sei, es unfehlbar zu einem messianischen Aufstand kommen müsse. Die Politiker Jerusalems aber veranschlagten die Folgen eines solchen sicher viel richtiger als die Enthusiasten Galiläas, die einst auf der Berghöhe Jesum dazu drängen wollten. Dann würden die Römer kommen, und, nachdem sie den Aufstand leicht niedergeschlagen, den Hierarchen, die so schlecht Ordnung gehalten, auch den Rest der obrigkeitlichen Gewalt im Volke nehmen, der ihnen noch gelassen war. Als sie noch ratlos deliberierten, was zu tun sei, trat der Hohepriester Kajaphas auf, verhöhnte sie wegen ihrer Kurzsichtigkeit und sagte, es sei doch ohne Frage besser, daß der eine sterbe als daß das ganze Volk verderbe. Dieser echt jesuitische Rat, der natürlich nicht das Wohl des Volkes, sondern der Hierarchen im Auge hatte, schlug durch, und man beschloß, nicht weiter über die Art des Vorgehens gegen Jesum zu disputieren, sondern einfach den Verhaßten aus dem Wege zu räumen, nötigenfalls durch Meuchelmord. Man gab sofort die nötigen Befehle, ihn aufzuspüren und sich seiner zu bemächtigen.

Man wußte nämlich wirklich nicht, wo Jesus geblieben war. Er hatte nicht einmal den Flecken Bethanien betreten, sondern war unmittelbar vom Grabe aus mit seinen Jüngern nach einem Städtchen Ephraim gegangen, das der Wüste so nah lag, daß, sobald ihm Nachstellungen drohten, er sofort in derselben verschwinden konnte, bis seine Stunde gekommen war.

12. Kapitel.

Das Todespassah.

Das Passahfest nahte. Jesus hatte längst erkannt, daß Gottes Rat dem Volke Israel an seinem nationalen Erlösungsfest eine höhere Erlösung bereitete als die aus der Knechtschaft Ägyptens. Mit aller Macht seiner Liebe hatte er gerungen, die Ketten des Weltsinns und Sündendienstes zu brechen, die sein Volk gebunden hielten. Er hatte es nicht vermocht. Aber er hatte noch etwas einzusetzen, das Liebesopfer seines Lebens selbst. Einst hatte er seinem Volk die sündenvergebende Gnade Gottes angeboten, die kein Opfer mehr verlangte; das Volk hatte dieselbe zurückgewiesen und schickte sich an, die Sünde zu begehen, für die es kein Sühnopfer mehr gab in der Heilsordnung des alten Bundes. Wenn nun Gott sein Liebesopfer annahm und noch einmal um desselben willen dem Volk Vergebung seiner Schuld anbot, so mußte ja das Volk wirklich erlöst werden von den Banden, die es innerlich gebunden hielten, wenigstens soweit es noch irgend erlösungsfähig war. Das

war das neue Erlösungsfest, das Gott am Passah seinem Volke bereiten wollte.

Schon begannen die ersten Festgäste einzutreffen, die aus der Provinz zeitiger aufgebrochen waren, weil sie erst die oft recht umständlichen Reinigungen durchmachen mußten, welche sie zur Teilnahme an der Festfeier befähigten. Da sah auch Jesus seine Stunde gekommen. Das Evangelium hat uns noch aufs lebendigste den Eindruck geschildert, den es machte, als Jesus auf einer seiner Wanderungen plötzlich die Richtung nach Jerusalem einzuschlagen begann. Seine Jünger erschraken, und die Menge, die ihm wie immer nachfolgte, geriet in Furcht, weil sie ahnte, was ihm beim ersten Zusammenstoß mit der Hierarchie bevorstand (Mark. 10, 40). Da sagte er ihnen gerade heraus: er wisse, daß es sein Todesgang sei; aber es müsse so sein nach Gottes Rat. Die Hierarchie könne ihn wohl verurteilen, allein, da sie nicht mehr das Recht über Leben und Tod habe, müsse sie ihn den Heiden überantworten, die ihn nur verhöhnen und mißhandeln könnten. Aufs neue hatte er darauf hingewiesen, daß auch, wenn man ihn töte, Gott ihm in kürzester Frist das Leben wiedergeben werde, damit er sein Werk vollende. Wie wenig das seine Jünger verstanden, die bei dieser Vollendung immer nur an die Aufrichtung eines irdischen Messiasreiches dachten, zeigt die Bitte der Zebedäussöhne, er möge ihnen als seinen nächsten Verwandten in diesem Reiche die Ehrenplätze zu seiner Rechten und Linken vorbehalten. Daß das kein gemeiner Ehrgeiz war, erhellt daraus, daß, als Jesus sie fragte, ob sie denn auch fähig seien, wie er, das Schwerste zu tragen, um zu dieser Ehre zu gelangen, sie sich freudig dazu bereit erklärten. Jesus erwiderte, das würden sie zu erproben

haben; aber die Ehrenstellen in seinem Reich zu verteilen, sei nicht seine Sache; die verteile Gott selbst durch Begabung und Berufung. Nicht seinem Lieblingsjünger hatte Jesus die Führung bei der Begründung seiner Gemeinde übertragen, sondern dem Petrus. Während der eine der Zebedäussöhne wirklich den Kelch trinken mußte, den Jesus getrunken, und im Märtyrertode endete, hat er über dem Lieblingsjünger seine Hand gehalten, damit er bleibe, bis er im letzten Evangelium der Gemeinde den Schlüssel zum tiefsten Verständnis seines Wesens und Werkes gegeben hatte.

Was Jesus über die Art seines Todes voraussagte, schloß mit voller Bestimmtheit aus, daß er etwa durch Meuchelmord falle. Jesus ahnte wohl, daß die Hierarchie auch davor nicht zurückschrecken werde; aber davor sich zu schützen, war seine Sache. Gottes Wunderschutz herauszufordern, hatte er einst in der Wüste als satanische Versuchung abgelehnt. Daher hatte er den Tag gewählt, wo die Festkarawanen noch einmal in Jericho Rast hielten, um mit der letzten Tagereise die Hauptstadt zu erreichen. Daher ging er nicht direkt von Ephraim nach Jerusalem, sondern über Jericho. Unter den Festpilgern war er hinlänglich gegen die arglistigen Pläne seiner Todfeinde geschützt. Als er nun mit der Festkarawane, nachdem er sie getroffen, in Jericho einzog, sah er, wie ein hoher Zollbeamter, Namens Zakchäus, der klein von Statur war und darum nicht hoffen konnte, in der Volksmenge den Mann zu sehen, den er längst so dringend zu sehen gewünscht hatte, auf einen Maulbeerbaum gestiegen war, um endlich einmal seinen Wunsch zu erfüllen. Da rief ihm Jesus zu, er möge eilig herabsteigen, weil er in seinem Hause einkehren müsse. Darüber murrte man, weil dieser Oberzöllner,

und nicht ohne Grund, tief verhaßt war. Aber Jesus sagte, als es ihm zu Ohren kam, jener sei doch gleichfalls ein Sohn Abrahams, und er sei ja eben gekommen, um auch die am tiefsten Gesunkenen vom Verderben zu erretten. Darum habe er diesem Hause Heil und Errettung gebracht. In der Tat hatte der Zöllner in der Freude seines Herzens über die ihm widerfahrene Ehre versprochen, die Hälfte seines Reichtums den Armen zu geben und allen, die er durch seine Betrügereien geschädigt, das vielfältig zu ersetzen. Jesus wußte, daß der Mann wirklich ein neues Leben begonnen habe.

Die große Menge verstand freilich etwas sehr anderes unter dem Heil, das er zu bringen gekommen war. Kaum hatte man erfahren, daß Jesus noch einmal es wagte, nach Jerusalem heraufzuziehen, obwohl es jetzt längst im ganzen Lande bekannt war, daß die Hierarchie ihm den Tod geschworen, so flammten all die alten Hoffnungen, die man einst auf ihn gesetzt, wieder auf. Er mußte ja blindlings in sein Verderben rennen, wenn er nicht unter dem Schutz des für ihn begeisterten Volkes offen die Fahne des Aufstands entfalten und damit alle einst auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen wollte. Aber noch galt es Vorsicht, damit man nicht vorzeitig in Jerusalem von der Absicht, ihn beim Einzuge zum König auszurufen, Kunde bekomme und sich dagegen rüste. Als man daher von Jericho auszog und ein blinder Bettler am Wege, der gehört, daß Jesus vorüberziehe, ihn als den Sohn Davids um Hilfe anrief, bedrohte man ihn ernstlich, er möge schweigen; denn das war ja der Ehrentitel, unter den man ihn zum Könige ausrufen wollte. Aber der Blinde ließ sich nicht abhalten, sondern rief nur umso lauter die verhängnisvollen Worte.

Da ließ ihn Jesus zu sich rufen und fragte, was er denn von ihm verlange. Dem aber lag herzlich wenig an den politischen Wünschen der großen Menge, er wollte nur sehend werden und traute dem als Davidssohn Verehrten zu, daß er ihm werde helfen können. Da sprach Jesus zu ihm: Dein Glaube hat dir geholfen! Und als Gott dem Blinden wundermächtig das Augenlicht wiedergeschenkt, schloß er sich voll Freude dem Zuge an.

Zu dem geplanten Einzuge kam es nun freilich nicht. Man war am Freitagmorgen vor der Passahwoche so zeitig von Jericho aufgebrochen, daß, als der Sabbat anbrach, man eben noch die letzte Strecke von Bethanien aus zurückzulegen hatte, die am Sabbat zu gehen erlaubt war. Aber Jesus trennte sich in Bethanien von der Festkarawane, um bei den Freunden daselbst zu nächtigen. Man rüstete ihm dort ein festliches Sabbatmahl im Hause Simons des Aussätzigen, bei dem Martha die Wirtin machte. Auch Lazarus, der vom Tode erstandene, war zugegen. Maria aber hatte in ihrer sinnigen Weise sich eine besondere Ehrung Jesu ausgedacht, durch die dies Mahl als ein Festmahl zu Ehren der Rettungstat Jesu erscheinen sollte. Es war ja bereits ein Pfund ungefälschter köstlicher Nardensalbe angekauft, um die Leiche des Bruders einzubalsamieren. Nur darum, weil man immer noch auf die Ankunft Jesu gewartet und an die Möglichkeit der Rettung durch ihn gedacht, hatte man die Einbalsamierung immer wieder hinausgeschoben, bis sie durch die Auferweckung des Bruders unnötig geworden war. Nun sollte die Salbe dazu dienen, dem ihre dankbare Liebe zu beweisen, der ihre frühere Bestimmung unerfüllbar gemacht hatte. Sie salbte Jesu Füße damit und trocknete das herabtriefende Öl mit

den Haaren ihres Hauptes. Das gab dem Judas zum ersten Mal Gelegenheit, zu zeigen, wie sich seine Gesinnung gegen den Meister gewandelt hatte. Er nannte es eine Verschwendung, daß man die kostbare Salbe nicht lieber verkauft und den Erlös den Armen gegeben habe. Aber Jesus verbot ihm, das Weib zu beunruhigen. Arme hätten sie doch allezeit bei sich. Aber ihm, der nur noch eine kurze Zeit bei ihnen sei, habe sie noch einen letzten Liebesdienst erweisen wollen. Ihm erschien derselbe wie eine Einbalsamierung seines dem Tode bereits geweihten Leibes, da er ja wohl wußte, daß sein Leib auf anderem Wege der Verwesung werde enthoben werden. Als aber später nach dem Ausscheiden des unglücklichen Jüngers aus der Zahl der Getreuen klar wurde, wie vielfach er die Gelder der ihm von Jesu anvertrauten Kasse veruntreut, da wußte man, daß sein Einspruch gegen die Salbung doch nicht dem Interesse für die Armen gegolten, sondern dem eigenen Geldgeiz.

Inzwischen wurde es an dem stillen Sabbat in Bethanien lebendig. Die Nähe Jerusalems erlaubte es vielen, auch trotz der Sabbatruhe herüberzukommen. Man war doch gespannt, zu sehen, ob Jesus es wirklich wagen wolle, wie die Festpilger erzählten, nach Jerusalem zu kommen. Auch ergab sich hier die Gelegenheit für die Todfeinde Jesu neben ihm den angeblich von den Toten erweckten Lazarus zu sehen, den man allmählich ebenso zu hassen begann wie jenen, weil um seinetwillen viele an Jesum glaubten. Die nach dem Schluß des Sabbat heimkehrenden Besucher des Fleckens erzählten, daß Jesus am folgenden Morgen zur Stadt kommen wolle, und damit war der Plan der Volksmenge gefaßt. Aus dem beabsichtigten Einzug sollte eine Einholung werden, glänzender

als jene. Wirklich brach Jesus am Morgen des ersten Wochentages, unserm Sonntag, aus Bethanien auf, begleitet von einer Menge seiner Jünger und Anhänger. Als man sich der Vorstadt Bethphage näherte, sah man bereits, wie die jubelnde Volksmenge zu den Stadttoren herausströmte. Jesus hatte mit einem Freunde in Bethanien verabredet, an welcher Stelle ein Eselsfüllen bereit stehen sollte, falls er eines bedürfe. Jetzt schickte er zwei seiner Jünger und ließ es holen. Diesmal wollte sich Jesus der Ovation des Volkes nicht entziehen. Er hat es später selbst gesagt: Wenn diese schwiegen, müßten die Steine schreien. Einmal mußte er doch in aller Öffentlichkeit zeigen, daß er sein wollte und als der begrüßt werden, welchen die Propheten als den König Israels in der Heilszeit bezeichnet hatten. Es galt nur, zu zeigen, daß er nicht wie ein kriegerischer König auf dem Streitroß komme, um sich eine Königskrone zu erobern. Ihm lag das alte Prophetenwort im Sinn: Fürchte dich nicht, du Tochter Zion! Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitend auf einem Eselsfüllen.

Jesus wollte diese Weissagung, die natürlich symbolisch gemeint war, buchstäblich erfüllen. Darum ließ er sich das Friedenstier holen und bestieg es, nachdem die Jünger ihre Kleider darauf gebreitet. Denn schon kam die Menge heran mit Palmenzweigen in den Händen, wie man sonst nur den siegreichen König begrüßte. Er ging ja doch als Sieger hervor aus dem Kampf mit der Hierarchie. Sie hatten befohlen, ihn aufzuspüren, als wollte er sich vor ihnen verstecken, und jetzt zog er unter dem Jubel des Volkes in seine Hauptstadt ein. Man breitete die Kleider vor ihm auf den Weg, man hieb Zweige von den

Bäumen und bestreute den Weg damit. Und tausendstimmig erklang der Festpsalm: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, der König Israels! Hosianna in der Höhe! Als selbst die Kinder in den Hosiannaruf einstimmten, wollte man Jesum bewegen, dem Einhalt zu tun. Der aber verwies auf das Schriftwort: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir ein Lob zugerichtet. Nur die Pharisäer sagten zähneknirschend: Ihr seht, daß ihr nichts ausrichtet; alles Volk läuft ihm nach.

Es ist uns nicht berichtet, worüber Jesus, als er nach dem feierlichen Einzuge zum ersten Mal wieder in den Tempelhallen auftrat, zu der Festversammlung geredet habe. Aber es ist wohl kein Zweifel, daß er mit aller Macht seines Wortes und seiner Liebe gesucht haben werde, dem Volk verständlich zu machen, in welchem Sinne er ihr König sein wolle. Daß das freilich durchaus nicht dem entsprach, was das Volk von ihm erwartete, wenn er die Königsproklamation zuließ, versteht sich von selbst. Wir haben aber wenigstens einen klaren Beweis für den Eindruck, den die Haltung des Volkes auf Jesum gemacht hatte. Er hatte sich, als es Abend wurde, wieder in den Kreis seiner Freunde in Bethanien zurückgezogen, wie er jetzt täglich tat, weil er sich in der Stadt nicht mehr sicher fühlte. Als er nun am Montagmorgen wieder zur Stadt wanderte, hungerte ihn. Da sah er einen grün belaubten Feigenbaum am Wege stehen. Wohl war noch nicht Feigenzeit; aber da beim Feigenbaum die Früchte immer früher kommen als die Blätter, mußte er vermuten, daß dieser Baum irgendwie vorzeitig seine Früchte gebracht habe. Er ging darum auf ihn zu und suchte Frucht; allein er fand sie nicht. Da ward ihm der Baum zu einem Bilde der Stadt und des Volkes, das

ihm beim Einzugsjubel eine Jüngerschaft vorgespiegelt und ihn nachher doch durch die Unempfänglichkeit für das, was er als sein Messias dem Volke bringen wollte, so bitter enttäuscht hatte. Die alten Propheten liebten es, ihre Weissagungen durch sinnbildliche Handlungen dem Volke recht eindringlich zu machen. Zu demselben Mittel griff Jesus, indem er zu dem Feigenbaum sprach: So möge hinfort nie mehr auf dir eine Frucht wachsen in alle Ewigkeit. Und als er am folgenden Morgen mit den Jüngern am Feigenbaum vorüberging, fanden sie ihn verdorrt von der Wurzel auf. Gott hatte sein Siegel der Drohweissagung Jesu aufgedrückt. Dies Volk und diese Stadt, die ihn mit ihren Ehrenerweisungen beim Einzug getäuscht hatten, waren dem Untergang verfallen. Es sollte sich bald zeigen, wodurch es sich selbst sein Schicksal bereiten werde.

Es war nicht übel ausgedacht von den Hierarchen, daß sie etliche Pharisäer und Anhänger des Herodes, vor denen man schon ein offenes Wort gegen die Römerherrschaft wagen konnte, welche beide Parteien gleich bitter haßten, zu Jesu sandten. Diese sollten ihm unter der schmeichelhaftesten Anerkennung seiner rückhaltlosen Wahrheitsliebe die Frage vorlegen, welche seit der Römerherrschaft im Süden des Landes die Nation aufs tiefste bewegte. Darf ein Volk, dessen einziger Herr und König Gott ist, und dem es darum die Tempelsteuer willig entrichtet, dem Kaiser Steuern zahlen? Man konnte unter dem Zwange der Gewaltherrschaft die Steuer zahlen, aber das Recht dazu konnte der Mann, der sich stets als den Abgesandten Gottes aufspielte, unmöglich anerkennen. Dann aber konnte man ihn einfach als Steuerverweigerer und Hochverräter denunzieren und es dem Statthalter überlassen,

mit einem solchen kurzen Prozeß zu machen. Aber Jesus ließ sich eine Steuermünze zeigen und wies auf ein Bild des Landesherrn hin, das sie trage. Er schloß daraus, daß man in der Steuer ja nur dem tatsächlichen Landesherrn gebe, was ihm gebühre. Indem er aber dem „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" hinzufügte: „und Gott, was Gottes ist", stellte er fest, daß die Steuerpflicht in keinem Gegensatz zur Gottespflicht stehen könne, weil Gott nur fordere, was der Kaiser nicht verlange, und was kein Kaiser zu verlangen ein Recht habe. Gewiß konnte die Hierarchie daraufhin ihn nicht als Empörer denunzieren; aber ihren Zweck hatte sie, wenn auch in ganz anderer Weise, doch erreicht. Diese ganz offene Absage an die Revolution mußte die große Menge aufs bitterste enttäuschen, und die Begeisterung für Jesum in Haß gegen den verwandeln, der sie in ihren schönsten Hoffnungen betrogen hatte. Das sollte sich auch sofort zeigen.

Schon am Mittwoch vor dem Fest trat der Hoherat zusammen und beschloß die Verhaftung Jesu, nur nicht am Fest, damit nicht durch die immer noch große Anhängerschaft Jesu ein Aufruhr erregt werde, der die schon an sich von Kajaphas einst befürchtete Folge haben konnte. Freilich, wer konnte wissen, wie lange Jesus noch in Jerusalem blieb, und ob er sich denn nicht immer wieder einer Verhaftung entziehen werde? Da zeigte sich, wie jene bittere Enttäuschung auch in einem der Jünger die letzte Hoffnung, die er noch auf Jesum gesetzt hatte, vernichtet und tatsächlich seine einstige Liebe in tödlichen Haß verwandelt hatte. Oder redete er sich nur vor, er könne ja durch seinen Verrat Jesum am besten zwingen, endlich Ernst zu machen? Genug, er ging zu den Hierarchen und versprach, für gutes Geld ihnen Jesum an

einem verborgenen Orte, wie nur er, der die Lebensgewohnheiten Jesu kannte, ihn finden konnte, in ihre Hände zu liefern. Dann waren ja alle Befürchtungen zu Ende, und die Hierarchen gingen mit Freuden auf den Handel ein.

Es war wohl noch an demselben Tage, als einige Griechen, die, von ihrer heidnischen Religion unbefriedigt, sich zu dem Gott Israels gewandt hatten und zum Fest gekommen waren, ihn anzubeten, ihren Landsmann Philippus baten, ihnen den Jesus zu zeigen, von dem auf diesem Feste überall die Rede war. Das erschien demselben merkwürdig genug, um es, nachdem er ihre Bitte erfüllt, seinem Mitjünger Andreas und mit diesem Jesu zu erzählen. Dieser sah darin bereits die Stunde gekommen, wo seine Verherrlichung in der Heidenwelt beginnen sollte. Aber er wußte sehr wohl, daß das in seinen irdischen Lebenstagen noch nicht geschehen könne und sagte es im Gleichnis, daß das Weizenkorn erst in die Erde fallen müsse und dort ersterben, ehe es seine volle Frucht bringen könne. Tief erschütterte ihn der Gedanke an das ihm bevorstehende Schicksal. Einen Augenblick rang er mit dem Gedanken, ob er Gott nicht bitten solle, ihn aus der schweren Stunde zu erretten, die ihm bevorstand. Aber er besiegte diese Regung des natürlich menschlichen Gefühls in dem Bewußtsein, daß er durch das ihm bevorstehende Geschick ja eben seinen Heilandsberuf vollenden solle, und drang zu der Bitte hindurch, Gott möge, was auch komme, durch ihn seinen Namen verherrlichen. Da erscholl aus dunklen Wetterwolken, die über den Tempelplatz hinzogen, ein Donner. Jesus hörte, wie einst die frommen Psalmensänger, darin die Stimme Gottes, die seinem Gebet Erhörung zusagte. Was ihm diese Stimme gesagt hatte, das deutete er dem umstehenden Volk. Es war die Stunde

gekommen, wo die gottfeindliche Welt durch seine Ermordung sich selbst das Urteil sprechen sollte. Ihm aber konnte sie damit nur den Weg zu seiner himmlischen Erhöhung bahnen, von der aus er alle, und dann auch die Völkerwelt draußen, an Gottes Vaterherz zu ziehen vermochte. Für die Menge war das freilich nur eine neue arge Enttäuschung. Er, der sich immer den einzigartigen Menschensohn nannte, um anzudeuten, daß er gekommen sei, das ewige Gottesreich aufzurichten, redete nun unzweideutig von seinem Abschied von der Erde. Jesus konnte freilich diesen Widerspruch nicht lösen, den erst die Tatsachen selbst lösen sollten. Er konnte sie nur ermahnen, die kurze Frist, die sie ihn noch hätten, zu nutzen, um sich erleuchten zu lassen über das, was zu ihrem Heil diene.

Es stand ihm in der Tat gerade noch ein Tag zur Verfügung, und den mußte er nutzen, um mit seinen Gegnern abzurechnen. Nicht, um sich die schwache Genugtuung zu verschaffen, jetzt, wo er keiner Vorsicht mehr bedurfte, diesen Elenden ihre Gebrechen und Verbrechen schonungslos aufzudecken, sondern um das Volk von seinen Verführern zu trennen. Wenn er auch wußte, daß die bevorstehende Katastrophe das Volk auf ihrer Seite sehen werde, so galt es doch, einst, wenn das große Jonaszeichen seiner Auferstehung gegeben war, ihnen die Augen zu öffnen, daß es seine Verführer in ihrem tiefsten Wesen erkannte. Darum betrat er am Donnerstag früh noch einmal die Tempelhallen, um die Donnerworte seiner Weherufe den Gegnern ins Angesicht zu schleudern.

Er begann mit den Pharisäern. Gern erkannte er an, daß sie einst bessere Tage gesehen hätten; aber die Frömmigkeitsübung, für die sie jetzt allein einträten, gehe nicht vom

Herzen aus, dessen Reinheit doch allein vor Gott wohlgefällig sei, sondern bestehe nur in der sorgsamsten Übung der äußeren Reinigkeitsgesetze. Becher und Schüsseln hielten sie blank; aber ob das, was darin sei, herstamme aus offenem Raube oder aus der Unenthaltsamkeit, die sich nicht scheut, die Hand nach dem Gut des Nächsten auszustrecken, kümmere sie nicht. Daneben stellte Jesus ihre Kleinigkeitskrämerei, welche sich darin gefiel, leicht erfüllbare Gesetze mit der peinlichsten Genauigkeit zu erfüllen; aber die schwereren Gebote, die auf die Gesinnung der Menschen abzielten, ließen sie bei Seite. Er habe garnichts dagegen, daß man auch die kleinsten Gartengewächse verzehnte, aber darüber die Gerechtigkeit und die Treue hintan zu setzen, das nannte er Mücken seihen und Kamele verschlucken. Diese beiden ersten Weherufe schloß er in einem dritten zusammen, der ihre prahlerische Frömmigkeitsübung schilderte mit den breiten Gebetsriemen und den purpurblauen Quasten, die man zur Erinnerung an das Gesetz trug, und wie sie dafür auch überall die größten Ehrenbezeugungen verlangten bei Tisch wie in den Synagogen und auf den Märkten. Daraus erhelle, daß ihre Frömmigkeitsübung eitel Heuchelei sei. Übertünchte Gräber nannte er sie, die von außen schön schienen, aber innerlich voll Moder und Totengebeinen seien.

Auch den Schriftgelehrten gestand Jesus zu, daß, soweit sie nichts anderes sein wollten als Erklärer des Mosesgesetzes, man sie hören und ihnen folgen müsse. Aber alle Pflanzen, die sein Vater nicht gepflanzt, müßten ausgerottet werden. Sie jedoch fänden ihren Ruhm darin, durch Anwendung des Gesetzes auf alle Einzelheiten des täglichen Lebens, für die sie garnicht bestimmt waren, unerträgliche Lasten von Geboten zusammenzuballen, ohne

mit einem Worte zu zeigen, wie man fähig werde, sie zu erfüllen. Nicht einmal in ihrer Praxis gäben sie ein Vorbild dafür, da sie sich doch als die Seelsorger der Witwen aufspielten und sich für die langen Gebete, die sie zu deren Gunsten hielten, so reichlich bezahlen ließen, daß sie zuletzt Hab und Gut dieser Schützlinge Gottes verzehrten, die das Alte Testament überall liebender Fürsorge empfiehlt. Durch ihre Art der Schriftdeutung hinderten sie die Menschen, ihr wahres Heilsbedürfnis zu erkennen und ins Gottesreich zu kommen, um es zu befriedigen. Sie kämen nicht hinein, und die hinein wollten, hinderten sie daran. Sie machten weite Reisen, um die Heiden zum Gesetz Mosis, wie sie es auffaßten, zu bekehren und ihre Proselyten würden schlimmere Fanatiker als sie selbst es seien. Auch hier faßte er die beiden Wehe gegen die Schriftgelehrten in eins zusammen, das die sinnlose Torheit ihrer Eideslehre aufdeckte. Wenn sie lehrten, daß die Verbindlichkeit des Eides sich bemesse nach dem Nutzungswert des Gegenstandes, bei dem man schwöre, so untergrüben sie die Heiligkeit des Eides, die doch die Grundlage alles religiösen Lebens ist, weil jeder Eid, mit welcher Formel man ihn auch schwöre, doch zuletzt nur einen Sinn habe, wenn man sich dabei die Heiligkeit Gottes selbst vergegenwärtige.

Das siebente Wehe galt den Volkshäuptern. Mit furchtbarer Ironie schilderte Jesus, wie sie die Prophetengräber, die man bei Jerusalem zeigte, künstlerisch ausbauten und den Heiligen des alten Bundes wertvolle Denkmäler setzten. Man wolle damit sagen: Wenn wir zu den Zeiten unserer Väter gelebt hätten, wir hätten keinen Teil gehabt an dem Morde der Propheten. Und eben in dem Augenblick rüsteten sie sich, den letzten und größten der Propheten zu er-

morden und damit zu zeigen, daß sie die rechten Söhne jener Prophetenmörder seien. Es ist ein uraltes Gottesgesetz, daß das Gericht nicht kommen kann, wenn der Frevel seinen Gipfelpunkt noch nicht erreicht hat. So möchten sie denn das Schuldmaß ihrer Väter voll machen. Er selbst wolle ihnen die Hand dazu bieten, indem er ihnen neue Propheten, die ihnen den Weg zum Heil zeigten, sende. Auch die würden sie bis aufs Blut verfolgen, und dann werde alles gerechte Blut, das auf Erden vergossen sei, von dem Blut Abels bis zu dem letzten Mord, von dem das letzte Buch des Alten Testaments erzählt, über sie kommen und an ihnen gerochen werden. Vor seinen Augen stand das furchtbare Gottesgericht, das er mit all seiner Liebesmacht nicht hatte abwenden können, weil die Pharisäer und Schriftgelehrten im Bunde mit der Hierarchie das Volk an seiner Bekehrung gehindert hatten.

Aber das Gericht, das sie traf, traf ja zugleich ihre Hauptstadt, Jerusalem, die hochgebaute Stadt, die jeder fromme Israelit liebte, wie seinen Augapfel. Da zerschmolz der heilige Zorn Jesu in tiefe Wehmut, und seine Rede schloß mit der erschütternden Apostrophe: Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt! Die Stadt, die Gott einst zu seiner Wohn- und Segensstätte erkoren, mußte Gott verlassen, nachdem sie seinen Messias ermordet hatte. Ohne seinen Schutz blieb sie sich selbst überlassen, wenn nun das Gottesgericht hereinbrach. Wohl gab es auch dann noch einen Weg der Rettung, wenn das Volk sich in Wahrheit bekehrte und dem wiederkommenden Messias nicht bloß im täuschenden Schein wie

am Palmsonntag entgegenjubelte mit einem aufrichtigen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Aber der verdorrte Feigenbaum hatte es bereits im Sinnbild gesagt, daß das nicht zu hoffen sei, und so konnte die unglückliche Stadt auch den zur Rettung im letzten Gericht wiederkommenden Messias nicht mehr wiedersehen. Damit verließ Jesus die Tempelhallen zum letzten Mal und ging nach Bethanien hinaus.

13. Kapitel.

Die Zukunftsaussicht.

Als Jesus mit seinen Jüngern über den Kidron dem Ölberg zuwanderte, tat sich denselben noch einmal der Blick auf den Tempel auf, den Herodes in verschwenderischer Pracht aus blendendem Marmor und blitzendem Golde hergestellt hatte. Die Jünger waren entzückt von dem Anblick. Aber Jesus lag noch der Gedanke an das große Gottesgericht im Sinne, das er soeben der messiasmörderischen Hierarchie verkündet hatte. In ihm mußte bei der Zerstörung Jerusalems auch der Tempel fallen, und Jesus weissagte, es werde von all dieser Herrlichkeit auch nicht ein Stein auf dem andern bleiben. Als er darauf mit den beiden erstberufenen Jüngerpaaren allein war, fragten diese ihn, ob er ihnen nicht wenigstens ein Zeichen angeben könne, woran sie das Herannahen der geweissagten furchtbaren Katastrophe erkennen könnten.

Das war der Anlaß zu der großen Weissagungsrede, in welcher Jesus ihnen nicht nur ihre Frage beantwortete,

sondern weit darüber hinaus den Blick auf das Ende aller Dinge öffnete. Zunächst nannte er mit unmißverständlicher Deutlichkeit das Vorzeichen des von ihm geweissagten Gottesgerichts. Von jeher erwartete man vor dem Ende schwere Drangsale, Erdbeben, verheerende Kriege mit ihrem Gefolge von Hungersnot und Pest, wie sie nachmals die Offenbarung Johannis in ihren großartigen Bildern ausgemalt hat. Man nannte sie den Anfang der Wehen, aus denen die goldene Zeit der Heilsvollendung herausgeboren werden müsse. Aber Jesus, der dem Volk und seinen Führern das große Gottesgericht als die Strafe ihrer Schuld geweissagt hatte, erklärte: die Natur möge alle ihre Schrecken hereinbrechen lassen, Palästina möge wieder, wie vor Alters, der Schauplatz verheerender Kriege der Nachbarvölker mit einander werden, aber nichts anderes könne das Gottesgericht über das unglückliche Volk herbeiführen als der Gipfelpunkt seines Frevels. Den wahren Messias hatten sie verworfen und ermordet, weil er nicht tat, was sie von ihrem Messias erhofften. Die Folge davon konnte nur sein, daß sie zuletzt in eigener Kraft erzwingen wollten, was ihnen der wahre Messias nicht gebracht hatte und was ihnen falsche Messiasse versprachen. Die pseudomessianische Revolution war die notwendige Folge davon, die sich in dem Aufstande des Jahres 66 so furchtbar pünktlich einstellen sollte. Wenn dann, wie Jesus mit einem Bilde Daniels es ausdrückte, der Greuel der Verwüstung stehen werde an heiliger Stätte, d. h., wenn die heidnischen Heere, wie das Evangelium es selbst gedeutet, verwüstend über das heilige Land hereinbrechen würden, dann sei der Anfang des Endes da. Wohl konnte ein fanatisiertes Volk Wunder der Tapferkeit vollbringen, und die Wage eine Zeitlang schwanken,

aber die römischen Legionen mußten ein Volk besiegen, das von seinem Gott verlassen war.

Daher mahnte Jesus zu schleuniger Flucht. In seiner plastischen Weise hatte er es ausgemalt, wie man über die platten Dächer hinwegflüchten, und nicht erst herabsteigen solle, noch etwas aus dem Hause zu holen, oder vom Felde weg, ohne die Stadt zu betreten. Er hatte die Schwangern und Säugenden beklagt, die an schleuniger Flucht behindert sein würden, und die Seinen beten geheißen, daß die Flucht nicht geschehe im Winter, wo die Ungunst des Wetters, oder am Sabbat, wo religiöse Skrupel sie behinderten. Wirklich hat sich nachmals auf dies Gebot die Gemeinde in Jerusalem ins Gebirge geflüchtet und in dem Städtchen Pella eine Unterkunft gefunden vor den Schrecknissen, die über Jerusalem hereinbrachen. Schon früher einmal, als Jesus die Stadt ansah, war er in Tränen ausgebrochen und hatte ausgerufen: Wenn du es wüßtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient, — nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Dann hatte er in altprophetischen Bildern geschildert, wie man die Stadt belagern und von allen Seiten bedrängen werde, wie man nicht Weib noch Kind verschonen und keinen Stein auf dem andern lassen werde. Diesmal schilderte er nur die Drangsal, die dann über das unglückliche Volk komme als eine unerhörte, in der alles Fleisch zu Grunde gehe, wenn ihre Tage nicht verkürzt würden.

Aber sie sollten verkürzt werden um der Auserwählten, d. h., um der Gläubigen willen, die nicht aufhören würden, für ihr Volk zu beten. Alle Propheten hatten geweissagt, daß Gott über das Volk, wenn es unbußfertig bliebe, fremde Völker führen werde, die als seine Zuchtruten das

Strafgericht über sein Volk ausführten. Aber ebenso hatten sie es stets verkündigt, wie auch an den fremden Völkern der Frevel, den sie an dem Volke Gottes verübten, gestraft werden müsse in dem letzten Weltgericht. Dasselbe mußte also unmittelbar nach der Drangsal jener Tage hereinbrechen. In altprophetischen Bildern hatte es Jesus geschildert, wie dann Sonne und Mond ihren Schein verlieren würden und das feste Gefüge des Weltbaues in Trümmer fallen; wie sie die Wasserwogen heranbrausen sehen würden, als wolle eine neue Sintflut die Erde bedecken. Dann würden die Menschen verschmachten vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten; aber seine Gläubigen sollten ihre Häupter erheben, weil sich ihre Erlösung nahe. Denn dann werde des Menschen Sohn kommen, wie ihn schon Daniel geschaut, in den Wolken des Himmels mit göttlicher Herrlichkeit umkleidet, um seine Auserwählten zu sammeln aus allen vier Winden, nicht um ein irdisches Reich aufzurichten, von dem das ungläubige Volk träumte — denn das alte Weltgebäude war ja in Trümmer gegangen —, sondern um sie einzuführen in das vollendete Gottesreich, wie es nur im Himmel kommen kann. Mit einem Gleichnis hatte er geschlossen. Denn so sicher man an dem Feigenbaum, wenn er wieder aufgrüne, ersehen könne, daß der Frühling kommt, so sicher könne man an den Vorzeichen des großen Gottesgerichts erkennen, daß er selbst wiederkomme und mit ihm der Tag des Heils.

Gewiß war Jesus gekommen, um das Gottesreich in Israel aufzurichten, wie es alle Propheten zur Heilszeit von dem Messias erwartet hatten. Aber sein Volk hatte sich ihm versagt. In dem unbußfertigen Volk konnte er das Gottesreich nicht aufrichten. Darüber hatte er nie einen

Zweifel gelassen. Als ihn einmal die Pharisäer fragten, wann denn das von ihm als so nahe verkündigte Gottesreich komme, hatte er gesagt, es komme nicht mit äußerem Gepränge, so daß man sagen könne, hier oder da sei es; das Gottesreich sei, ohne daß sie es ahnten, bereits in ihrer Mitte. In ihm und dem Kreise seiner Gläubigen war es bereits verwirklicht. Seine Jünger aber hatte er versammelt und ihnen gesagt, auch sie würden sich einst sehnen nach dem Tage, wo der wiederkehrende Menschensohn das Reich der Vollendung aufrichte. Aber dann sollten sie sich nicht verlocken lassen von solchen, die da sagten, er sei schon da, und sammle die Seinen um sich in der Wüste oder in einem Geheimgemach. Denn wenn sein Tag komme, werde er überall sichtbar sein wie der Blitz, der von einem Ende des Himmels zum andern leuchtet. Aber zuvor müsse sich sein irdisches Schicksal erfüllen, das sein Volk, das ihn verworfen, ihm bereiten werde. Sein Tag werde so plötzlich kommen, wie die Sintflut zu Noahs Zeit und der Schwefelregen über Sodom und Gomorrha. Daher werde, wie zu jener Zeit, die große Menge ahnungslos dahinleben in Arbeit und Genuß. Aber wie damals Noah und Lot mit den Ihren gerettet wurden, so würden von zweien, die auf einem Bette schliefen oder eine Handmühle drehten, der eine gerettet werden in sein Reich, der andere seinem Schicksal überlassen bleiben. Denn wie der Aasgeier sich auf den Leichnam stürzt, so komme das Gericht über alle, die es herausgefordert. Schon damals hatte er wehmütig gefragt, ob wohl des Menschen Sohn, wenn er wiederkomme, mehr Glauben auf Erden finden werde, als bei seinem ersten Kommen (vergl. Luk. 18, 8).

Man hat oft gefragt, wie die Aussprüche Jesu, in

welchen er den Übergang des Gottesreiches von den Juden zu den Heiden weissagt, sich vereinigen ließen mit dieser Weissagungsrede, nach welcher das Ende der Welt und Jesu Wiederkunft in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Gericht über Jerusalem eintreten sollte, das doch im Jahre 70 eintraf. Aber diese Frage hängt mit der irrigen Vorstellung zusammen, daß es überhaupt ein festes Programm der Zukunft gegeben habe, das sich unwiderruflich abspielen mußte und das Jesus geweissagt habe. Ein solches Programm kannte nur die heidnische Vorstellung von einem Fatum; die heilige Schrift aber lehrt einen lebendigen Gott, dessen Wege je nach dem Verhalten der Menschen durch die Ratschlüsse seiner Liebe und Gerechtigkeit gelenkt werden. Es ist doch keine Frage, daß nach den Weissagungen der Propheten das Heil zuerst in Israel gewirkt werden sollte, um dann von ihm zu den Heiden zu gelangen. Nur weil sein Volk den von ihm gesandten Messias verwarf, mußte Gott andere Wege einschlagen, die durch den Tod seines Sohnes hindurch zur Vollendung des Lebenswerkes Jesu führten. Mochten auch Ahnungen dieses Ausganges hie und da in der Prophetie auftauchen, immer hatten doch die Propheten geweissagt, daß mit dem ersten Kommen des Messias das Heil verwirklicht werden sollte. Daher konnte auch Jesus nur voraussetzen, daß, wenn das Gottesgericht über das Volk kam, das seinen Messias ermordete, er noch zu der Generation, zu der ihn Gott gesandt hatte, wiederkommen werde, um die verheißene Heilsvollendung zu bringen. Es war das kein blöder Irrtum, sondern er durfte es nach der Schrift nicht anders erwarten. Er hat auch nie beansprucht, in die Ratschlüsse Gottes, soweit sie sich ihm nicht in den Ereignissen offenbarten, eingeweiht zu sein.

Vielmehr hat er buchstäblich gesagt, daß Tag und Stunde seiner Wiederkunft niemand wisse, auch nicht der Sohn, sondern allein der Vater. Natürlich nicht, um sich allein dies Geheimnis vorzubehalten, sondern weil er das erst nach den Ratschlüssen seiner Weisheit und Gnade bestimmen wollte. Die alte Christenheit hat auch nie daran gezweifelt, daß, als die erste Generation dahingegangen war, ohne daß er wiederkam, Gott nach seiner Barmherzigkeit und Langmut der Welt noch eine längere Bußfrist geschenkt habe. Erst dadurch ist es möglich geworden, daß auch die anderen Weissagungen Jesu von dem Übergang des Heils, das sein Volk verwarf, zu den Heiden sich erfüllten.

Auch für die Jünger Jesu im weitesten Umfange war gerade die Form, in der Jesus seine Wiederkunft weissagte, von unaussprechlichem Segen und darum sicher die von Gott gewollte. Was er von seinem Tode und von seiner Auferstehung redete, verstanden sie nicht und konnten sie auch nicht verstehen, ehe die Tatsachen es verstehen lehrten. Das verstanden sie, daß er schweren Schicksalen entgegengehe, die ihn zuletzt völlig von ihnen trennen würden. Aber sie hielten sich an die Verheißung seiner Wiederkunft, die, wie alle seine Ermahnungen voraussetzten, sie selbst noch erleben sollten. Immer wieder hatte er gesagt, daß niemand Tag und Stunde seiner Wiederkunft wisse und wissen solle, weil er unerwartet kommen werde, wie der Dieb in der Nacht, der auch die Stunde seines Einbruchs nicht anzeige. Gerade das sollte für sie der größte Antrieb werden, sich stets auf seine Wiederkunft bereit zu halten, im beständigen Aufblick zu ihm zu leben und durch die Erfüllung der Gebote Gottes, wie er sie halten gelehrt hatte, sich als seine echten Jünger zu bewähren.

Immer wieder betonte er, daß nach Gottes Rat seine Wiederkunft auch länger verziehen könne, als sie erwarteten. So in dem wundervoll ausgeführten Gleichnis von den zehn Jungfrauen. Es ist Hochzeit im Brauthause, und die Brautjungfern gehen mit ihren Lampen dem Bräutigam entgegen, ihn einzuholen; aber der Bräutigam verzieht. Die Jungfrauen werden müde und schlafen ein. Als sie vom Schlummer aufgeweckt durch die Botschaft, daß der Bräutigam komme, merkt ein Teil derselben, daß ihre Lampen im Verlöschen sind. Die andern können ihnen nichts geben, weil sie ihr Öl selbst brauchen und jene eilen zu dem Kaufmann, um frisches Öl zu kaufen. Aber inzwischen kommt der Bräutigam und zieht, von den andern geleitet, ins Hochzeitshaus ein. Erst nachdem die Türen verschlossen, kommen die übrigen Jungfrauen und werden nicht mehr eingelassen. Man kennt sie nicht, weil sie nicht mit im Brautzuge waren. Dieses Gleichnis, dessen schlichte Schönheit die allegorisierende Auslegung von jeher gemartert hat mit ihren Deutungsversuchen, die selbst doch nur auf schriftwidrige Lehren hinausliefen, hat Jesus selbst gedeutet als eine Ermahnung zur Wachsamkeit. Ebenso das Seitenstück dieses Gleichnisses. Es handelt von einem Knecht, den der Hausherr in hohe Vertrauensstellung über all seine Habe und sein Gesinde gesetzt hat. Aber weil der Knecht hofft, daß sein Herr verziehe, gibt er sich zügellosem Leben hin, als plötzlich sein Herr wiederkommt und er der wohlverdienten Strafe verfällt. Jesus hatte ausgeführt, wie es die zweite und die dritte und die vierte Nachtwache werden könne, bis der Herr komme und, wenn er die Knechte wachend finde, sie, weil sie in der Pflichterfüllung ihre Treue bewährt hätten, zu Tische setzen und sie selbst bedienen werde.

Nicht bloß seinen Zwölfen, sondern allen seinen Gläu-

digen hatte Jesus aber die eine große Pflicht aufgetragen, die Heilsbotschaft, die sie gläubig angenommen, weiter zu verkündigen. Sie sollten die Werke tun, die er getan, ja größere als er, weil mit seiner Erhebung von der Erde alle Schranken gefallen waren, die seine irdische Wirksamkeit einengten. Sie sollten ernten, was er gesät; er war auf Israel beschränkt, sie sollten zu den Heiden kommen. Freilich nicht in eigener Kraft; aber alles, was sie in seinem Namen, d. h. in seinem Auftrage, bitten würden, das werde er von seiner Erhöhung aus tun, damit durch ihre Wirksamkeit Gott verherrlicht werde, wie er stets durch die seine verherrlicht war. Ja, mehr als das. Er werde sie nicht Waisen lassen. Wenn sie ihre Liebe zu ihm im Gehorsam bewährten, dann würden sie von ihm und seinem Vater geliebt werden, und er werde sich ihnen immer aufs neue in Schutz und Segen auf all ihren Wegen offenbaren. Als aber einer der Jünger fragte, was denn geschehen sei, daß er sich nicht mehr der ganzen Welt offenbaren wolle bei seiner Wiederkunft in Gericht und Gnade, entgegnete Jesus, er rede nicht von seiner letzten Wiederkunft, sondern von der alten Väterverheißung, daß Gott Wohnung machen wolle unter seinem Volk, nur jetzt nicht mehr er allein, sondern er und ihr erhöhter Meister. Die Offenbarung ihrer ständigen Gnadengegenwart wollte er allen bewährten Gläubigen zusichern im Namen dessen, der ihn gesandt habe. Auf eine neue Form der Gemeinschaft mit ihrem erhöhten Herrn hatte er sie hingewiesen, deren Segen ihnen nur zuteil werden könne, wenn sie in Wachsamkeit und Treue ihrer Berufserfüllung allezeit seiner letzten Wiederkunft warteten, möchte dieselbe nun plötzlich kommen oder verziehen nach Gottes Rat.

---

14. Kapitel.

Das Abschiedsmahl.

Am Abend des 14. Nisan, dem Vorabend des ersten hochheiligen Festtages der ungesäuerten Brote, feierte Israel das Passahmahl zur Erinnerung an den Abend vor dem Auszug aus Ägypten. Jesus wußte, daß er den Abend nicht mehr erleben werde, und beschloß daher, mit seinen Jüngern das Passahmahl am Donnerstagabend, also einen Tag zuvor, zu halten. Denn daß er sein Abschiedsmahl mit den Zwölfen ausdrücklich als ein Passahmahl gestalten wollte, folgt schon daraus, daß er nicht wie sonst jeden Abend nach Bethanien hinausging, sondern gerade von dort zur Stadt kam, weil das Passahmahl in ihr gehalten werden mußte. Er hatte allerdings Vorsorge getroffen, daß selbst seine Jünger nicht erfuhren, wo man das Mahl halten werde. Er hatte mit dem Gastfreunde, der ihm seinen Saal zur Verfügung gestellt, verabredet, daß derselbe den zwei Jüngern, die er mit der Zubereitung des Mahls beauftragen werde, einen Wasserträger entgegenschicken wolle, der ihnen den für Jesum bestimmten Saal zeigen werde. Nachdem die

beiden dort das Passahlamm und die andern Zutaten zum Mahl bereitet, kam er selbst nach 6 Uhr mit den Jüngern, und sie legten sich zu Tisch. Die kleine Gesellschaft hatte natürlich keine Bedienung und keinem der Jünger war es eingefallen, den andern die nach dem Gange von Bethanien herein erwünschte Wohltat eines Fußbades anzubieten. Daher stand Jesus noch vor Beginn des eigentlichen Mahles auf, schürzte sich nach Sklavenart und begann, den Jüngern die Füße zu waschen. Was alle Jünger mehr oder weniger fühlten, sprach der rasche Petrus zuerst aus, als Jesus an ihn kam: es ginge doch nicht an, daß er, ihr Meister, ihnen die Füße wasche. Er beharrte nur um so heftiger bei seiner Abwehr, als Jesus erklärte, er werde schon hören, warum er es tue. Da machte ihn Jesus darauf aufmerksam, daß, wenn er sich seinen Dienst nicht gefallen lassen wolle, er keinen Teil an ihm habe, da er ja nur, ihnen zu dienen, gekommen sei. Sofort schlug die Stimmung des allen Impulsen so leicht zugänglichen Mannes um, und nun begehrte er, wenn davon die Teilnahme an Jesu abhänge, nicht nur an den Füßen, sondern auch an allen andern unbekleideten Körperteilen gewaschen zu werden. Jesus aber ergriff das unbedachte Wort, um ihm einen für Petrus bedeutsamen Sinn unterzulegen. Wie der, welcher gebadet habe, nur noch bedürfe, die auf dem Wege wieder bestaubten Füße zu reinigen, so brauchten sie, die durch seine Erziehung rein geworden seien, nur noch einzelne Fehler abzulegen, wie den unter dem Schein der Bescheidenheit immer noch verborgenen Hochmut, der keinen Dienst annehmen will. Und nun sagte er es gerade heraus, was der Zweck seiner Fußwaschung gewesen sei. Sie nannten ihn ja mit Recht ihren Herrn und Meister, aber eben darum wollte er ihnen ein Beispiel

geben, wie keiner sich weigern solle, den anderen auch den niedrigsten Liebesdienst zu leisten. Wenn sie das von ihm lernten, so würde die Erfahrung von der Seligkeit solchen Liebesdienstes sie von selbst antreiben, seinem Beispiel nachzufolgen.

Eins lag Jesu noch schwer auf dem Herzen, die Anwesenheit des Judas, in dem er seinen Verräter ahnte. Er hatte dies Abschiedsmahl ausersehen, den Jüngern seinen letzten und größten Liebesdienst zu erweisen, und dazu mußte er mit seinen Treuen allein sein. Vergeblich hatte er, als er davon sprach, daß die Jünger schon durch ihn rein geworden seien, hinzugefügt: Aber nicht alle. Vergeblich hatte er noch eben darauf hingewiesen, daß unter den Zwölfen, die er erwählt, einer sei, von dem die Schrift sage, er habe schon die Ferse zum tödlichen Stoß gegen ihn erhoben, und sie dürften am Glauben nicht irre werden, wenn sich das erfülle. Judas schien diese Andeutungen nicht zu verstehen, oder nicht verstehen zu wollen. Endlich mußte Jesus sich entschließen, so tief es ihn erschütterte, es gerade heraus zu sagen: Einer von euch wird mich verraten. Erschrocken sahen die Jünger einander an, wen von ihnen er meinen könne. Aber Petrus konnte sich damit nicht begnügen. Er lag dem Lieblingsjünger so nahe, daß er sich durch Zuwinken mit ihm verständigen konnte, und fragte ihn, ob er wisse oder erfahren könne, wen der Meister meine. Johannes aber lag Jesu zur Rechten an seiner Brust, so daß es nur einer leisen Rückwärtsbewegung des Hauptes bedurfte, um demselben die Frage zuzuflüstern, wer es sei. Jesus gab ihm das Zeichen, das er ihm versprach. Er tauchte einen Bissen in die Schüssel mit Brühe, die auf dem Tische stand, und reichte ihn dem Judas. Dieser aber, der das Flüstern

zwischen Jesu und den beiden Jüngern wohl gemerkt hatte, sah sich entlarvt, und nun reifte der Entschluß in ihm, die Tat auszuführen, die er bisher nur als letzte Möglichkeit sich vorbehalten hatte. Und Jesus sprach: Was du tun willst, das tue bald. Die andern Jünger meinten, er habe den Kassenführer beauftragt, die nötigen Festeinkäufe zu machen oder die Festalmosen auszuteilen. Aber der unglückliche Jünger, dem Jesus noch die letzte Rücksicht gegönnt hatte, ihn nicht vor all seinen Mitjüngern zu entlarven, ging hinaus in die Nacht.

Jesus aber sprach: Jetzt ist des Menschen Sohn verherrlicht, und Gott ist verherrlicht in ihm. Durch den Weggang des Judas war zur Tatsache geworden, was einst die Schrift Alten Testaments nach ihrer damaligen Auffassung in einem dunklen Worte von dem einzigartigen Menschensohn der Verheißung ausgesagt hatte. Einer seiner Tischgenossen hatte den Fuß zum tödlichen Stoß gegen Jesum erhoben. Nun war es definitiv bezeugt, daß er der Verheißene sei und Gottes ewiger Heilsratschluß sich in ihm vollziehe. Darum konnte Jesus sagen, daß Gott ihn nun sofort in seinem Tode als den Mittler dieses Heilsratschlusses verherrlichen werde. Diesen Moment hatte Jesus sich ausersehen, um den Jüngern das ihnen immer noch so unverständliche Rätsel seines Todes zu lösen. Nicht durch Belehrungen konnte es geschehen, die vielleicht unverstanden an ihren Ohren vorübergingen, vielleicht vergessen oder mißdeutet wurden, sondern nur durch eine schlichte Handlung, die nicht vergessen werden konnte, sondern in der Nachbildung aller Folgezeit fortleben mußte. Mich hat herzlich verlangt, sprach er, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide. Denn ich sage euch, daß ich es fortan nicht mehr essen

werde, bis daß es erfüllt werde im Reich Gottes. Er stempelte damit dies Passahmahl zum Vorbild und Vorspiel der großen Erlösungsfeier, bei der man einst im vollendeten Gottesreich des Tages gedenken werde, wo diese Erlösung vollbracht ward, wie Israel immer noch in seinem Passahmahl die Erlösung aus Ägypten feierte.

Der Hausvater pflegte beim Passahmahl die einzelnen Teile der Mahlzeit zu nehmen und den Tischgenossen zu deuten. So tat Jesus. Er nahm ein Brot, brach es und verteilte es unter die Jünger, indem er sprach: Dies ist mein Leib. Wie er das Brot brechen mußte, um es unter seine Jünger zu verteilen, so mußte sein Leib im Tode gebrochen werden, damit jeder an diesem Tode Anteil erlangen könne. Aber es fehlte doch noch die Aussage über das Heil, das sie durch die Teilnahme an seinem Tode erlangen sollten. Es war der letzte Bissen, der beim Abschiedsmahl genossen wurde. Jetzt nahm Jesus den letzten Kelch, der beim Passahmahl getrunken wurde, weihte ihn durch Dankgebet und ließ ihn unter seinen Jüngern umhergehen. Wieder nahm er das Wort zur Deutung und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut. Einst wurde der Bund am Sinai geschlossen, nachdem das Volk durch Besprengung mit Opferblut entsündigt war. Nun hatte das Volk diesen Bund längst durch Ungehorsam gebrochen, und eben rüstete es sich, die Sünde zu begehen, für die es im Alten Testament keine Opfersühne mehr gab. Aber Jesus war gekommen, im Gottesreich den Bund einer unzerstörbaren Gemeinschaft mit Gott aufzurichten, in dem die gläubige Gemeinde ihm diente in freiem Gehorsam. Keine Macht der Liebe in Wort und Tat hatte es vermocht, das Volk des alten Bundes zu diesem Gehorsam zu bekehren. Da hatte Gott das letzte Mittel er-

griffen, um durch die Hingabe seines Sohnes in den Tod seine höchste Liebe zu offenbaren, und, indem er an sie die Vergebung der Sünden knüpfte, eine Gegenliebe zu erzeugen, welche die Ketten der Sünde brach, und von selbst den neuen Gehorsam wirkte in allen, die nach seinem Heil begehrten. So wurde der Kelch, aus dem sie alle tranken, zum Sinnbild des neuen Bundes, und der rote Wein, den sie daraus tranken, zum Sinnbild des Blutes, durch das sie fortan gereinigt sein sollten von aller Schuldbefleckung und fähig zum Eintritt in den neuen Bund. Nie hat die Jüngergemeinde vergessen, was diese Handlung wollte und wie sie ihre volle Bedeutung erst erhielt, als Jesu Leib im Tode gebrochen und sein Blut vergossen war zur Vergebung der Sünden. Daher hat die von Petrus gegründete Gemeinde von Anfang an den Ritus des Brotbrechens und der Kelchweihe gefeiert, um an Jesu Leib und Blut Anteil zu empfangen. Jesus aber hat das bestätigt, indem er dem nachberufenen Paulus, der bei der Einsetzung des Abendmahls nicht zugegen war, in einer ausdrücklichen Offenbarung seinen Willen kundtat: Solches tut zu meinem Gedächtnis (vergl. 1. Kor. 11, 23—25).

Zum neuen Bund gehörte aber auch ein neues Gebot, das alles zusammenfaßte, wodurch man sich als ein Glied desselben kenntlich machen könne. Darum sagte Jesus zu seinen Jüngern, die er im Vollgefühl der Liebe zu den Treugebliebenen mit dem zärtlichen Ausdruck als seine Kindlein anredet, er müsse die kurze Zeit, die ihm noch unter ihnen zu sein vergönnt sei, nützen, um ihnen das Gebot zu geben, woran sie jedermann als seine Jünger erkennen solle. So wies er zurück auf die Fußwaschung, in der er ihnen das Vorbild einer Liebe gegeben habe, die keine Selbsterniedri-

gung im Dienste des Bruders scheut. Wie diese Fußwaschung nur der Schlußpunkt der Liebeserweisungen war, mit denen er ihnen gedient hatte sein Leben lang, so müßte auch ihre dienende Liebe immer zuletzt den Zweck haben, ihm echte Jünger heranzubilden. Das war fürwahr ein neues Gebot, wie es noch nie über eines Gesetzgebers Lippen gekommen war. Wie sehr dasselbe not tue, machte Jesus ihnen dadurch anschaulich, daß er sie erinnerte an ihre erste Aussendung, wo ihnen nichts gemangelt habe. Jetzt sende er sie hinaus in eine feindselige Welt, wo sie für sich selbst sorgen müßten und sich zum Kampfe waffnen gegen ihre Feindschaft. Als sie das wieder mißverstanden und darauf pochten, daß doch zwei unter ihnen bewaffnet seien, wandte er sich an Petrus, den einen von ihnen, und warnte ihn, vor der Macht und List des Teufels, der versuchen werde, auch ihnen selbst das Kennzeichen der Jüngerschaft zu rauben. Aber er habe für ihn gebeten, daß sein Glaube nicht aufhöre, und wenn er dermaleinst sich bekehre nach schwerem Fall, möge er seine Brüder stärken und so die Hauptpflicht der dienenden Liebe, die Jesus von ihnen gefordert, erfüllen. Das war dem für seinen Meister begeisterten Jünger denn doch zu viel, und er sprach in kedem Selbstvertrauen: Herr, ich bin bereit, mit dir auch ins Gefängnis und in den Tod zu gehen. Da antwortete Jesus: Du willst dein Leben für mich lassen? Wahrlich, ich sage dir, der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal verleugnet haben wirst.

Aber Jesus hatte darauf hingewiesen, wie sie alle von den Versuchungen des Teufels bedroht sein würden auf ihren Berufswegen. Darum richtete er an sie alle die Mahnung, sich nicht zu erschrecken, sondern zu vertrauen, daß Gott sie durch ihn zu ihrem Ziele führen werde. Er, der eben

hingehe, ihnen droben die Stätte zu bereiten, müsse doch am besten wissen, ob droben in des Vaters Hause Wohnungen für sie bereit seien. Er ging ja eben zum Vater heim, um von dort aus sein Lebenswerk zu vollenden und dann wiederzukommen, um sie heimzuholen, damit sie seien, wo er von jetzt ab sein werde. Wohin er aber gehe, das wüßten sie und damit auch den Weg, den er zu gehen habe. Daß sein Ziel eben die Wohnungen des Vaters seien, in die er sie einst heimholen wollte, mußte ihnen doch nach seinen letzten Worten klar werden. Aber er hoffe, daß ihnen dadurch auch das für sie immer noch so unverständliche Rätsel seines Todes sich lösen werde, dessen Zweck er soeben noch bei der Abendmahlsfeier ihnen zu deuten versucht hatte. Dennoch klingt durch seine Worte, die doch, wenn es sich um eine selbstverständliche Tatsache handelte, überflüssig wären, der leise Zweifel hindurch, ob diese Voraussetzung auch wirklich zutreffe. Wie berechtigt dieser Zweifel war, zeigt das Wort des Thomas: sie wüßten nicht, wo er hingehe, wie sollten sie den Weg wissen? Damit war aufs neue gesagt, daß den Jüngern der Gedanke an seinen Tod, vollends an seinen gewaltsamen Tod, immer noch unfaßbar blieb, und ihnen darum der so klare Gedanke an sein Ziel sich immer wieder verdunkelte. Daher lenkte er ihre Gedanken von dem Weg, den er gehen sollte, und den doch erst die Zukunft klar machen konnte, ab zu der Frage, wie sie zu dem Ziele, wohin sie doch zu kommen hofften, nachdem sie durch Jesum Gottes Kinder geworden waren, gelangen könnten. So viel aber war von dem, was er unter dem lieblichen Bilde von der Wohnung des Vaters gesagt hatte, unzweifelhaft klar, daß sie nur durch ihn dorthin gelangen könnten. Er sei also selbst der Weg, und zwar, indem er sie

durch die von ihm verkündigte Heilswahrheit zum ewigen Leben führe. Sobald sie ihn als den erkannten, müßten sie auch seinen Vater erkennen als den, der ihn gesandt habe, um sie an sein Vaterherz zurückzuführen. Darum kann er sie auffordern, ihn jetzt wenigstens als solchen zu erkennen. Dann hätten sie Gott geschaut, wie er sich in ihm offenbart habe, als den Weg zum Vater, zu dem er gehe, um sie einst demselben himmlischen Ziele zuzuführen.

Aber dies Wort vom Schauen des Vaters war es eben, was Philippus auf den Gedanken brachte: Ja, wenn er ihnen eine Gotteserscheinung vermittelte, wie sie so oft den Propheten zuteil geworden sei, das würde ihnen genügen. Dann würde auch alles Dunkel, in das sich ihnen sein Weggang von ihnen hüllte, sich lichten. Wehmütig erwidert Jesus: Philippus, so lange bin ich bei euch, und du kennest mich nicht? Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen. Es gebe keine höhere Gotteserscheinung als die, welche sie in dem Verheißenen gesehen hätten. Denn die Worte, die er rede, rede er nicht von sich selbst, sondern der Vater rede sie durch ihn. Wollten sie das nicht glauben, weil er es sage, so müßten sie es doch um seiner Werke willen glauben. Denn die Werke, die er tue, tue ja nicht er selbst, sondern der Vater, der beständig in ihm sei und wirke, tue seine Werke durch ihn. Noch einmal blickt Jesus von dem, was er bisher beim Abschiedsmahl geredet, hinaus auf das, was einst der heilige Geist sie lehren werde. Daß dieser die spezifische Gabe der Heilszeit sei, wußte jeder fromme Israelit. Hatte er ihnen manches noch nicht klar machen können, wie die Ablenkung von der Frage des Thomas zeigte, der heilige Geist werde sie alles lehren und sie erinnern an alles, was er in seinem Erdenleben mit ihnen gesprochen.

Damit wollte Jesus vom Mahle aufbrechen und bot ihnen den Friedensgruß, mit dem der Jude Abschied zu nehmen pflegte. Aber er legte einen tieferen Sinn hinein. Seinen Frieden bot er ihnen, d. h., den hohen Seelenfrieden, der ihn erfüllte. Ausdrücklich sagt er, nicht wie einen frommen Wunsch entbiete er ihnen denselben. Mit allem, was er beim Abschiedsmahl geredet, wolle er diesen Frieden in ihnen wirken und denselben ihnen als das kostbarste Erbteil dieser Stunde hinterlassen. Darum kann er noch einmal darauf zurückkommen, ihre Herzen möchten sich nicht beunruhigen und in banger Furcht zu zagen beginnen, weil er nur weggehe, um wiederzukommen und sie heimzuholen. Wenn sie ihn wahrhaft liebten, müßten sie sich vielmehr freuen, daß er zum Vater gehe, denn der Vater, der in seiner unwandelbaren Herrlichkeit throne, sei größer als er; und er gehe zu ihm, seine Herrlichkeit zu teilen. Darum habe er ihnen gesagt und sage es immer wieder, daß sein Tod der Hingang zum Vater sei. Er war dessen gewiß, weil er wußte, daß seinem Tod die Auferstehung zum himmlischen Leben folgen werde. Sie aber sollten, wenn diese Tatsache vor ihren Augen läge, ebenfalls zu dem Glauben kommen, daß er zum Vater gegangen sei. Dann werde jede Beunruhigung über seinen Tod schwinden und an ihre Stelle der hohe Seelenfrieden in ihnen entstehen, mit dem er seinem Tod entgegensah und den er ihnen hinterlassen wollte.

Ausdrücklich sagt Jesus, er werde hinfort nicht mehr viel mit ihnen reden; denn schon sei der Fürst dieser Welt mit seinen Helfershelfern im Anzuge. Es wäre ihm ja ein leichtes gewesen, heute einmal den ihm so lieben Ort, wo er ahnte, daß ihn Judas mit den Häschern suchen werde, nicht aufzusuchen und einfach im Saale zu bleiben,

bis er zu seinen Gastfreunden in Bethanien heimkehrte. Aber er wollte zeigen, daß der Teufel nichts an ihm fände, das ihm Recht und Macht gab, Jesum in seine Gewalt zu bekommen; daß aus Liebe zum Vater er dessen Willen erfülle und sich freiwillig in die Gewalt seiner Feinde ausliefere. Daher hieß er die Jünger aufstehen und mit ihm den Saal verlassen, um seinen Feinden entgegenzugehen.

Als er nun mit den Jüngern durch die schweigenden Straßen Jerusalems wanderte, hob er immer wieder an, mit ihnen zu reden von dem, dessen seine Seele voll war. Eben noch hatte er ihnen gezeigt, daß er sie nicht als willenlose Knechte behandle, die tun müssen, was ihr Herr verlangt, ohne zu wissen warum. In das tiefste Motiv, aus dem er den Saal verließ und den verhängnisvollen Weg antrat, hatte er sie hineinblicken lassen. Denn sie hatte er sich erwählt zu Freunden, die sein Werk auf Erden fortsetzen sollten, und ihnen die Erhörung all ihrer Gebete in seinem Dienst zugesichert, damit sie eine bleibende Frucht schaffen könnten. Das brachte ihn darauf, von den Verfolgungen zu reden, die ihnen ihre Missionstätigkeit erwecken werde. Man werde sie vor die Synagogengerichte führen und sie aus der Synagoge ausschließen oder die Synagogenstrafe der Geißelung an ihnen vollziehen; ja, es werde dahin kommen, daß man Gott ein wohlgefälliges Opfer damit darzubringen suche, daß man sie töte. Aber sie sollten sich nicht fürchten vor denen, die den Leib töten, während Gott allein die Seele des Verleugners in der Hölle zum ewigen Tod verdamme. Es sei nun einmal ihre Aufgabe, was sie im engsten Kreise von ihm gehört hätten, von den Dächern zu verkündigen. Aber wenn schon kein Sperling, dessen Marktpreis zeige, wie gering er geachtet sei, tot

vom Zweige herabfalle ohne seinen Vater im Himmel, so werde doch viel mehr das Leben seiner Auserwählten unter Gottes Obhut stehen. Kein Haar könne von ihrem Haupte fallen ohne seinen Willen, Gott habe sie alle gezählt.

Wenn sie von ihren Volksgenossen verfolgt würden, so läge das nicht an ihm. Er habe denselben Gott und seinen Willen klar genug offenbart in seinem Wort und Werk. Aber wie sie ihn nicht erkannt als den Boten Gottes, sondern ihn, wie schon die Schrift sage, ohne Ursache gehaßt, so hätten sie auch den Vater nicht erkannt. Darum würden die Jünger sein Schicksal teilen müssen und gehaßt werden um seines Namens willen gerade wie er. Man werde sie vor Fürsten und Könige führen, wenn sie ihren Glaubensgenossen in der Zerstreuung die Heilsbotschaft brächten, und dann würden sie Gelegenheit bekommen, auch der heidnischen Umgebung derselben die Heilswahrheit zu bezeugen. Freilich könnte ihnen wohl bange werden, ob sie in solchen verantwortungsvollen Momenten auch immer das rechte Wort und die rechte Art finden würden, für die Wahrheit Zeugnis abzulegen. Aber sie brauchten sich nicht zu fürchten. Wie der Rechtsanwalt vor Gericht für den Beklagten eintrete, so werde der Geist seines Vaters sie lehren, das rechte Wort zu finden. Aber auch sie selbst seien ja befähigt, zu zeugen von dem, was sie gehört und gesehen hätten, denn sie seien von Anfang an bei ihm gewesen.

Ausdrücklich sagt Jesus, er habe erst beim Scheiden von diesen ihren künftigen Schicksalen gesprochen, da sie ihn bisher bei sich gehabt hätten, der sie über alles, was ihnen begegnete, verständigen konnte; nun aber sage er es ihnen, damit, wenn es eintrete, es sie nicht als etwas Unerwartetes

überrasche und irre mache. Jetzt wüßten ja alle, daß er definitiv von ihnen gehe, und seien darum eben betrübt. Aber er sage ihnen als eine Wahrheit, so unglaublich es klinge, es sei ihnen gut, daß er hingehe. Denn ehe er nicht gegangen, könne der nicht zu ihnen kommen, den Gott zu ihrem bleibenden Beistand (oder wie Luther dafür gesetzt hat: Tröster) bestimmt habe. Denn derselbe bringe ihnen in der Tat mehr, als sie an ihm gehabt, weil er sie erst die Bedeutung und den Zweck seines Todes und seiner Auferstehung, nachdem diese als vollendete Tatsache vor ihnen lägen, verstehen lehre. Dann erst könnten sie wirklich die Welt von der Sünde ihres Unglaubens überführen, weil Jesus durch seinen Heimgang zum Vater als der Gerechte erwiesen, und der Teufel, indem er denselben zu vernichten gesucht, sich selbst das Urteil gesprochen habe. Er habe ihnen ja noch viel zu sagen, wofür ihnen jetzt noch das Verständnis fehle. Erst der Geist könne sie in alle Wahrheit leiten und insbesondere sie seine volle Herrlichkeit erkennen lassen; nicht indem er etwas Neues über ihn verkündige, sondern indem er sie in dem, was er hier auf Erden geredet und getan habe, seine göttliche Herrlichkeit werde schauen lehren. Erst der Geist könne ihnen auch den Blick öffnen für die Ereignisse der Zukunft.

Aber noch einen Trost hatte Jesus für die Jünger. Über ein Kleines, sagt er, seht ihr mich nicht mehr, und abermals über ein Kleines, werdet ihr mich sehen. Das verstanden seine Jünger nicht; denn sie konnten dabei nur an seine Wiederkunft denken, bei der er versprochen hatte, sie heimzuholen. Aber wie konnte die „über ein Kleines" stattfinden, da doch alles dazwischen liegen mußte, was er eben noch von ihrem Missionsberuf, von der Feindschaft

der Welt und dem Beistand des Geistes gesagt hatte. Da merkte Jesus, daß sie ihn fragen wollten, und erläuterte selbst ihnen dieses „über ein Kleines“. Wenn ein Weib gebäre, so verwandelten sich die Schmerzen der Wehen urplötzlich in die Freude, daß das Kind zur Welt geboren sei. So werde auch ihr Jammer über seinen Tod und den Triumph, den die Welt damit scheinbar feiere, sich plötzlich in die Freude darüber verwandeln, daß er wieder zu ihnen komme als der Lebendige, der Auge in Auge vor ihnen stehe, und diese Freude könne niemand mehr von ihnen nehmen, weil sie ihn fortan als den ewig Lebendigen beim Vater wüßten. Aber er werde sie nicht wiedersehen, um den Verkehr ihres früheren Lebens mit ihnen wieder anzuknüpfen. Nicht mehr an ihn würden sie sich dann mit ihren Bitten wenden, wie bisher, sondern direkt an den Vater, wie er ihnen stets für die Zeit nach seinem Abschiede befohlen habe. Was er ihnen so oft in seinen Gleichnissen von der Vaterliebe Gottes verkündigt, das werde ihnen dann unmittelbar gewiß sein; denn dann erst liege es völlig klar vor ihren Augen, daß er nur zu ihnen gekommen sei, um ihnen die Liebe Gottes zu offenbaren.

Ausdrücklich hat schon die älteste Überlieferung ein Wort Jesu erhalten, das er auf dem Gang zum Ölberge sprach. Als die Jünger versicherten, zu glauben, was Jesus ihnen eben von der Liebe des Vaters gesagt habe, sprach er: Jetzt glaubt ihr; aber, es kommt eine Stunde, wo ihr alle werdet an mir irre werden, und, wie schon ein altes Prophetenwort gesagt, euch zerstreuen, ein jeder in das Seine, und mich allein lassen. Freilich, er sei nie allein, weil der Vater beständig bei ihm sei. Das habe er ihnen gesagt und sage es immer wieder, damit sie wüßten, wie sie in ihm den Frieden haben

könnten, den er ihnen in seinem Abschiedswort verheißen. Sie würden ja in der Welt mancherlei Drangsal haben, aber sie sollten getrost sein. Wie er die Welt überwunden habe und sich nicht seinen Frieden habe rauben lassen, so würden auch sie allezeit Frieden haben, wenn sie, wie er, den Vater beständig bei und um sich wüßten.

Man hatte die Stadt verlassen, und schon umfingen Jesum und seine Jünger die Schatten des Kidrontales. Da machte Jesus noch einmal Halt, kniete nieder und hob seine Augen gen Himmel, um noch einmal mit den Jüngern und für sie zu beten. Den Wortlaut dieses Gebets berichtet, wie es in der Natur der Sache liegt, keine Geschichtsschreibung. In den Worten, in die der Lieblingsjünger seine Erinnerungen daran gekleidet, hat die gläubige Gemeinde von Anfang an den reichsten und tiefsten Blick gefunden, den Johannes uns in das Herz Jesu geöffnet hat. Es war wie eine Rechenschaftsablegung von seinem irdischen Wirken vor seinem himmlischen Vater. Er hatte Gott verherrlicht durch alles, was er von ihm geredet, er hatte sein Werk vollendet, soweit er es auf Erden vollenden konnte. Zu Israel war er gesandt, weil Gott dies Volk auf sein Kommen vorbereitet hatte, aber auch in Israel hatte er nur denen, die ihm Gott gegeben, weil sie durch seine vorbereitende Gnade sein geworden waren, seinen Vaternamen offenbaren und sie im Glauben an denselben zu dem neuen Leben führen können, das sie begannen. Aber der hohe Beruf, zu dem ihn Gott von Ewigkeit her erwählt hatte, ging doch weiter. Er sollte allem Fleisch, d. h., der ganzen Menschheit das Heil bringen, und das konnte er nur, wenn er durch den Tod, der sein Lebenswerk vollendete, den Schranken entbunden, die seinem irdischen Wirken gesetzt waren, in der Herrlich-

keit seines Vaters mit neuen Mitteln sein Werk vollenden durfte.

Jesu eigentliches Gebet galt seinen Jüngern im weitesten Sinne, deren engsten Kreis nur die Elf bildeten, die ihn umgaben. Denn von Anfang an hatte er von denen geredet, die ihm Gott gegeben, indem er sie zum Glauben an seinen Gesandten erweckte. Er kann für sie bitten; denn es ist sozusagen Gottes eigenstes Interesse, ihn zu erhören. Die, für die er bittet, sind ja von Gott ausdrücklich aus der Welt ausgesondert, weil sie durch seine vorbereitende Gnade fähig und willig geworden waren, dem Sohne gegeben zu werden, damit er sie erst ganz zum Vater führe. Sie waren also schon des Vaters und sollten es durch den Sohn nur in vollem Sinne werden. Er kann aber für sie nur das Eine erbitten, daß der heilige, d. h., von aller Unreinheit der Welt geschiedene Vater sie in dem Namen erhalte, den er ihm gegeben. Wie Gott ihn in seiner Taufe als den Sohn seines Wohlgefallens bezeichnet hatte, so hatte er seine Jünger Gott als ihren Vater anrufen gelehrt. Und wie er sich durch die Erfüllung der göttlichen Gebote in der steten Liebe seines Vaters erhielt, so konnten auch die Jünger es nur in derselben Weise tun. Bisher hatte er dafür gesorgt, daß sie sich in der Liebe ihres himmlischen Vaters erhielten, und keiner von ihnen war verloren gegangen, als der Sohn des Verderbens, von dem er aus der Schrift wußte, daß er nach Gottes Rat sein Verräter werden mußte. Ausdrücklich aber bat er jetzt im Kreise seiner Jünger Gott, fortan selbst diese bewahrende Tätigkeit zu übernehmen, damit die Freude, die er an der steten Fortdauer der Liebe seines Vaters habe, auch ihnen zuteil werde, wenn sie sich durch die Obhut Gottes in dieser Liebe bewahrt wüßten.

Es war nur eins, das sie dieser Liebe ihres Vaters verlustig machen konnte, das war die Sünde, zu der die Welt sie mit ihrem Drohen und mit ihrem Locken verführen wollte, weil die Sünde sie für immer von dem heiligen Vater schied. Er konnte nicht bitten, sie von der Welt zu nehmen, an der sie ja alle, und nicht bloß die Zwölf, ihren Beruf zu erfüllen hatten. Er konnte Gott nur bitten, sie vor dem Argen zu bewahren, mit dem die Welt ihnen versucherisch nahte. Er hatte ihnen das Wort der Heilsbotschaft gegeben, das Gott ihm anvertraut und das ebenso fähig war, sie im Glauben und in der Liebe zu erhalten, wie andere zum Glauben zu führen. Darum brauchte er Gott nur zu bitten, sie in der Heilswahrheit, wie sie dies Wort enthielt, geschieden zu erhalten von aller Unreinheit der Welt um sie her. Auch hier konnte er darauf verweisen, daß er im Begriff sei, dafür das Äußerste zu tun, was er tun konnte. Er wollte sich selbst für sie zum Opfer weihen, damit sie dadurch für immer von der Sünde geschieden, die ihm das Leben gekostet, und darum in Wahrheit geheiligt seien. Für ihren Beruf in der Welt aber hatte er ebenso das Eine getan, was er tun konnte, er hatte ihnen die Wunderherrlichkeit verliehen, die er einst seinen Zwölfen mitgab, als er sie auf ihre erste Mission aussandte und ihnen die Vollmacht verlieh, Kranke zu heilen in seinem Namen. Denn keineswegs diesen allein, sondern all seinen Gläubigen hatte er verheißen, daß, was sie in seinem Auftrage bitten würden, Gott tun werde; daß, wenn sie nur ein Fünkchen wahren Glaubens hätten, sie Berge versetzen könnten. Wie die Welt an seinen Heilwundern gesehen hatte, daß Gott ihn liebte und ihm auch das Größte nicht versagte, so sollte die Welt auch an ihren Wundern sehen, daß Gott sie liebe,

weil sie an ihn glaubten, und dadurch selbst zum Glauben kommen.

Noch einmal erinnert Jesus daran, daß er für alle bitte, die ihm Gott gegeben habe, und nannte nun das Ziel, zu dem er sie führen wolle, wenn Gott sie unsträflich bewahre bis ans Ende. Es waren doch nur einzelne Lichtstrahlen göttlicher Herrlichkeit, die über seinem Haupte leuchteten, wenn er ihm seine Wunder zu tun gab. Aber einst, wenn Gott ihnen dahin verholfen, wo er war, dann sollten sie seine volle göttliche Herrlichkeit schauen, die Gott ihm in seiner Liebe zugedacht vor Grundlegung der Welt. Jesus wußte ja, daß er dieselbe nicht erworben, daß er sie besessen, seit diese Liebe ihn zu dem Mittler seines Heils erkoren. Im Anschauen seiner himmlischen Herrlichkeit sollten sie einst selig sein, wenn er gekommen war, sie heimzuholen. Über den Kreis dieser Jünger und derer, die durch ihr Wort an ihn glauben würden, ging sein Blick nicht hinaus, da er noch in dieser Generation wiederzukommen hoffte. Darum appelliert er noch einmal an die Gerechtigkeit Gottes, die nicht zugeben könne, daß irgend einem Teil derselben die Möglichkeit verschlossen bleibe, zum Heil zu gelangen. Wie er Gott erkannt, so hätten auch die Jünger seine göttliche Sendung erkannt. Er werde fortfahren, wie er es bisher getan, ihnen in Gottes Vaternamen dessen Liebe kund zu tun, deren höchste und letzte Erweisung seine Hingabe in den Tod war, damit die Liebe, mit der Gott den Sohn geliebt, auch ihnen innerlich gewiß werde und damit er, der Mittler dieser Liebe, für sie der Mittelpunkt ihres ganzen Lebens bleibe.

Als freilich der Evangelist seine Erinnerungen an diese Worte Jesu niederschrieb, da waren schon mehr als zwei

Generationen dahingegangen, nachdem Jesus von der Welt geschieden; da stand bereits eine Kirche da, die ihn in seiner vollen göttlichen Herrlichkeit erkannt, wie der Geist sie gelehrt, und ihn anbetete. Der Evangelist hatte selbst in seinem ganzen Evangelium gezeigt, wie er in Jesu Worten und Taten seine volle göttliche Herrlichkeit geschaut und sie der Gemeinde, für die er schrieb, zu deuten gesucht. Da zeichnete er, an das Schlußwort Jesu anknüpfend, das Bild der Gemeinde, wie sie Jesus haben wollte, wonach sie eins sein sollte, wie er und der Vater, in der innigsten Lebensgemeinschaft mit dem Vater, die nur seiner Lebensgemeinschaft mit demselben entsprach. Mit Recht hat die Gemeinde von jeher das als ihr Ziel erkannt, das ihr Jesus gesteckt, dem sie nachstreben solle in Arbeit und Gebet.

15. Kapitel.

Die Passion.

Jesus ging mit seinen Jüngern über den Bach Kidron den Ölberg hinan zu einem ihm besonders lieben heimlichen Orte. Es lag dort, wie der Name Gethsemane sagt, eine längst verlassene Ölkelter, von einem Garten dicht schattender Ölbäume umgeben. Judas kannte den Ort, wo sich Jesus oft mit seinen Jüngern versammelte, und Jesus wußte, daß Judas ihn dort mit den Häschern aufsuchen werde. Da überfiel Jesum wie jäher Schreck der Gedanke an sein heranschreitendes Schicksal, das, je dunkler es noch vor ihm lag, desto schwerer seine Seele belastete. Ihm, dem Heiligen, dem Unbefleckten, graute vor dem Tode, der nach der Schrift der Sünde Sold ist. Ihn, der für sein Volk gelebt hatte und es geliebt wie kein anderer, marterte der Gedanke, daß dasselbe durch seine Ermordung eine unsühnbare Schuld auf sich lade. Er hieß die Jünger am Eingang warten und ging mit seinen drei Vertrauten tiefer in das Dickicht des Gartens hinein. Ihnen sagte er, wie seine Seele betrübt sei, als ob sie schon der Tod mit finstern

Fittichen umfange, und bat sie, mit ihm zu wachen. Aber auch von ihnen trennte er sich einen Steinwurf weit, fiel nieder auf sein Angesicht und betete. Die Jünger konnten nur so viel davon vernehmen, daß er um Abwendung der Stunde betete, die ihm bevorstand. Es galt noch einen letzten Ansturm auf das Herz seines Vaters, ob er nach seiner Weisheit nicht andere Mittel und Wege finden könne, um sein Volk zu retten, als seinen Tod.

Wieder und wieder ging er hin und betete, wieder und wieder kehrte er zu seinen Jüngern zurück. Aber sein Gemeinschaftsleben mit ihnen schloß mit einer letzten Enttäuschung. Er fand sie schlafend. Die Spannung der letzten Stunden hatte aufgehört, die Müdigkeit hatte sie überwältigt. Aber er dachte auch jetzt noch daran, ihnen eine Mahnung mitzugeben für ihr künftiges Jüngerleben: Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet; denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Er warnte sie davor, auch beim besten Streben sich nicht durch leibliche Schwachheit des Geistes Klarheit verdunkeln zu lassen, ohne die man so leicht der Versuchung verfällt. Aber als er zum letzten Mal kam, leuchtete der Siegesglanz von seinem Angesicht. Er hatte im Gebet die Gewißheit errungen, daß der Vater keinen andern Weg wisse, und er war bereit, ihm zu folgen nach seinem Willen. Er bedurfte der Jünger nicht mehr. Er forderte sie nun selbst auf, zu schlafen und zu ruhen. Aber es war zu spät. Schon hörte man das Geräusch der den Ölberg heraufkommenden Wache und den dröhnenden Fußtritt Schwertbewaffneter. Die Hierarchen hätten sehr kurzsichtig sein müssen, wenn sie nicht für den Fall, daß seine Anhänger von ihrem Plan erführen und einen Rettungsversuch wagen wollten, den Statthalter um

ein Kommando der auf der Burg Antonia garnisonierenden Kohorte gebeten hätten, um die Verhaftung und den Transport eines schlimmen Volksverführers zu sichern. Sobald Jesus die Schritte der Nahenden hörte, sprach er: Stehet auf, lasset uns gehen. Siehe, er ist nahe, der mich verrät.

Man kam mit Fackeln und Lampen, damit nicht etwa der Gesuchte sich im Dunkel des Gartens verstecke; und damit nicht etwa ein anderer großmütig sich für denselben opfere und ihm Zeit lasse, zu entfliehen, hatte Judas den Häschern versprochen, durch einen Kuß ihnen den kenntlich zu machen, den sie verhaften sollten. Jesus aber ließ ihm keine Zeit zu dieser heuchlerischen Komödie, schob ihn beiseite und gab sich, nachdem er gefragt, wen sie suchten, zu erkennen. Die Häscher, die natürlich nicht ahnen konnten, daß er sich freiwillig ausliefern wolle, glaubten, als er auf sie zukam, nicht anders, als daß der Wundermann sich durch ein Strafwunder von ihnen befreien werde, die gewagt hatten, gegen ihn vorzugehen. Sie erschraken, gerieten in Verwirrung, einer und der andere stürzte zu Boden. Diesen Augenblick benutzten die Jünger und fragten, ob sie mit dem Schwert losschlagen sollten, und der vorschnelle Petrus, der die Antwort für selbstverständlich hielt, zog sein Schwert und schlug drein. Er traf den Knecht des Hohenpriesters namens Malchus und hieb ihm das Ohrläppchen ab. Aber Jesus verwehrte es ihm mit scharfem Wort, nahm sich des Verletzten an, und bot sich nochmals den Häschern zur Verhaftung dar, indem er sich nur ausbedang, daß man seine drei Begleiter unbehelligt gehen lasse. Die Jünger am Eingang des Gartens waren, sobald sie die mit Knütteln bewaffneten Diener und die gerüsteten Legionssoldaten erblickten und sich verraten sahen, geflohen. Nur der Sohn des Hauses, in dem man

das Passahmahl gehalten, war, als er die Jünger aufbrechen hörte, böser Ahnung voll, aus dem Bette aufgesprungen, und, indem er nur ein Leintuch umschlug, ihnen von ferne gefolgt. Als die Häscher, denen die anderen entgangen waren, ihn greifen wollten, ließ er das Leinen in ihren Händen und floh nackt von dannen. Markus hat es uns in seinem Evangelium selbst erzählt; er hat nicht verschweigen wollen, daß er nicht besser gewesen sei als die andern, und daß seine feige Furcht selbst die Scham überwunden.

Man brachte Jesum in den Palast des Hohenpriesters Annas, der der Schwiegervater des regierenden Hohenpriesters Kajaphas war. Annas war nach seiner Absetzung während der durch die Willkür der Statthalterschaft ihm rasch folgenden Hohenpriester und auch während der Regierung seines Schwiegersohnes die eigentliche Seele der hohenpriesterlichen Politik geblieben, und so hatte man den Verhafteten zuerst zu ihm geführt. Er sollte durch ein Vorverhör die besten Wege ermitteln, um die Verurteilung Jesu vor dem Hohenrat, der doch erst zusammenberufen werden konnte, nachdem die Nachricht von der gelungenen Verhaftung gekommen war, so rasch als möglich herbeizuführen. Annas befragte Jesum über seine Lehre und seine Jünger. Er setzte voraus, daß Jesus das Haupt eines Geheimbundes sei, der irgend welche verbrecherische Anschläge plane. Aber Jesus antwortete, er habe doch stets öffentlich gelehrt in den Synagogen und im Tempel, Annas brauche daher nur die zu fragen, die ihn dort gehört. Das hielt einer der Diener für eine Beleidigung seines Herrn und gab Jesu einen Backenstreich. Der aber zeigte, wie er sein Wort von der rechten und linken Backe verstanden wissen wollte. Es fiel ihm nicht ein, dem frechen

Knecht die andere Backe darzubieten, sondern mit ruhiger Hoheit sprach er: Habe ich übel geredet, so beweise es; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? Annas aber brach das Verhör ab, das ihn mehr zu belasten begann als den Angeklagten.

Jakobus war, sobald der Transport sich in Bewegung gesetzt, zur Stadt geeilt, um die Schreckensnachricht von der Verhaftung des Meisters unter den Anhängern Jesu zu verbreiten. Petrus und Johannes aber folgten dem Zuge, und, da der letztere im Dienst seines Vaters, der die Fischerei im großen betrieb, mit dem Gesinde im hohenpriesterlichen Palast bekannt geworden war, gelang es ihm, nicht nur selbst den Eintritt in den Hof zu erlangen, sondern ihn auch dem Petrus zu vermitteln. Nachher aber wurde es der Türhüterin doch bedenklich, ihn eingelassen zu haben, und sie fragte, ob er etwa auch ein Anhänger jenes Menschen sei. Da antwortete Petrus ausweichend, er verstehe gar nicht, was sie von ihm wolle, und mischte sich, möglichst unbefangen tuend, unter die Knechte, die in der kalten Aprilnacht sich ein Kohlenfeuer angezündet hatten und sich daran wärmten. Aber auch da wollte man ihn an seinem Dialekt als einen Galiläer erkennen und fragte immer wieder nach seinen Beziehungen zu dem Delinquenten, die er immer lebhafter ableugnete. Endlich glaubte gar ein Verwandter des Malchus ihn sicher als einen zu erkennen, der mit Jesu im Ölgarten gewesen war. Eben fing er an, förmlich zu beteuern, daß er das nicht gewesen sei, als Jesus gefesselt über den Hof geführt wurde, um bei Kajaphas vor den Hohenrat gestellt zu werden. Petrus sah den Blick voll schmerzlicher Liebe, den Jesus auf ihn richtete, und gedachte seines kecken Wortes und der Vorhersagung

Jesu. Da brach der Morgen an, und der Hahn krähte. Er aber ging hinaus und weinte bitterlich. Er erkannte, daß auch die Abweisung einer unbequemen Frage der Magd, auch die Furcht, sich vor den Knechten der Lüge zu zeihen oder gar für seine unbesonnene Tat im Garten zur Rechenschaft gezogen zu werden, eben die Verleugnung des Herrn sei, die der ihm vorausgesagt, und bereute mit heißen Tränen seinen tiefen Fall. Ein Blick des Herrn hatte ihn gerettet. Lange ehe unser erstes Evangelium geschrieben wurde, hatte man im Anschluß an die Vorstellung, daß Jesus übers Wasser zu den Jüngern gekommen sei, deren Entstehung wir kennen gelernt haben, den Fall des Jüngers in dem wundervollen Bilde ausgemalt, er habe über das stürmische Meer zu Jesus kommen wollen, aber, sobald er dort den Wind sah, sei sein Glaube gesunken, und er wäre verloren gewesen, hätte Jesus ihm nicht die rettende Hand entgegengestreckt.

Sobald sich die Mitglieder des Hohen Rats versammelt, wurde Jesus vor denselben geführt. Es galt zunächst ein Zeugenverhör, das aber ergebnislos verlief, weil die Zeugen vielfach nicht miteinander übereinstimmten. Selbst als man das vor zwei Jahren am Passah von Jesu gesprochene Wort dahin verdrehte, daß er sich freventlich vermessen habe, den Tempel niederreißen zu wollen, konnte man sich über den Wortlaut eines so weit zurückliegenden Ausspruches nicht mehr einigen, und Jesus verweigerte jede Auslassung über den Sinn des Wortes, das seine Richter doch nicht verstanden hätten. So blieb dem Vorsitzenden nichts übrig, als ihn selbst zu verhören, so wenig Aussicht auch zu sein schien, daß er eine runde klare Antwort geben werde, bei der man ihn fassen könne. Diesmal aber tat er es doch, er

bejahte nicht nur einfach die Frage nach seiner Messianität, sondern fügte noch hinzu, sie würden noch selbst sehen den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen und kommen in den Wolken des Himmels. Da zerriß Kajaphas zum Zeichen seines Abscheus sein Obergewand, und der Hoherat erklärte auf sein Befragen einstimmig Jesum dieser Gotteslästerung wegen des Todes schuldig. Als nun der, welchen sie so lange gefürchtet hatten, machtlos als verurteilter Verbrecher vor ihnen stand, entblödeten sich diese stolzen Hierarchen nicht, ihn anzuspeien und mit Fäusten zu schlagen, sein Angesicht zu verhüllen und ihn höhnisch aufzufordern, er möge doch weissagen, wer es sei, der ihn mißhandle.

Inzwischen war es Morgen geworden und die Stunde gekommen, wo man zum Statthalter gehen konnte, den man bereits darüber verständigt hatte, daß es mit dem Prozeß des verhafteten Volksverführers höchste Eile habe. Man mußte aber zuvor einen Beschluß darüber fassen, in welcher Form man die Sache vor den Statthalter bringen wolle, der allein das Todesurteil sprechen durfte, da dem Synedrium längst das Recht über Tod und Leben entzogen war. Es konnte aber kein Zweifel sein, daß der Statthalter um der Gotteslästerung willen, die sie für todeswürdig hielten, ein Todesurteil nicht sprechen werde, da das ein reines Religionsverbrechen war, das ihn garnichts anging. Es blieb also nichts übrig, als Jesu Anspruch auf die Messiaswürde dahin zu verdrehen, daß er sich zum Könige machen wolle, also einfach als Rebell wider die staatliche Ordnung zu bestrafen sei. Sie wußten freilich nur zu gut, wie wenig sie diese Anklage begründen konnten. Als sie nun zum Palast des Statthalters auf der Burg hinaufkamen, den sie als ein heidnisches Haus nicht betreten durften, um

sich nicht zu verunreinigen und dadurch an dem Passahmahl des Abends verhindert zu sein, kam Pilatus selbst zu ihnen heraus und verhandelte auf dem Mosaikpflaster davor mit ihnen. Diese Nachgiebigkeit weckte ihnen die Hoffnung, er werde auf ihre Erklärung hin, daß sie Jesum gesetzmäßig zum Tode verurteilt hätten, ihr Urteil bestätigen. Aber der Statthalter antwortete, wenn sie ihn verurteilt hätten, so möchten sie sich auch mit einer in ihrer Kompetenz liegenden Strafe begnügen. Da sie nun andeuteten, aus der Übergabe der Sache an ihn erhelle doch, daß es sich um ein Todesurteil handele, so blieb er dabei, sie möchten ihre Klage wider Jesum angeben, und so mußten sie endlich mit ihrer Anklage auf Hochverrat herausrücken.

Daraus, daß die Hierarchen Jesum an Pilatus übergeben hatten, erkannte Judas, daß es ernst wurde, daß sie es auf seinen Tod abgesehen hätten. Das hatte er nun doch nicht gewollt. Im Hintergrunde seiner Seele lag immer der Gedanke, Jesus werde schon wissen, sich den Händen dieser elenden Hierarchen zu entwinden, die kein Recht hätte, ihm an Leib und Leben zu gehen. Die vollbrachte Tat sieht sich immer anders an als die geplante. Er ging zu den Hohenpriestern und brachte ihnen ihr Geld zurück, indem er sagte: Ich habe übel getan, daß ich unschuldig Blut verraten habe. Mit kaltem Hohn erwiderten dieselben: Was geht das uns an? Da siehe du zu! Aber das Geld brannte ihm in den Händen. Wie um den Fluch zu sühnen, der daran klebte, warf er es in den Tempel und endete im Selbstmord. Die Hohenpriester wollten das Blutgeld nicht in den Tempelschatz legen und kauften damit einen Begräbnisplatz für die im Fest verstorbenen fremden Festpilger. Er war wohl der erste, der darauf begraben wurde, weshalb

man später sagte: mit seinem Gelde habe er nichts erkauft, als das Fleckchen Erde, wo sein im Selbstmord verstümmelter Leib die letzte Ruhe fand.

Pilatus aber nahm die Sache sehr ernst, und damit nicht etwa die Hierarchen, deren Böswilligkeit gegen den Angeklagten er längst durchschaut hatte, und die er nur auf ihren Neid wegen der Volksgunst, in der Jesus stand, zurückführen konnte, durch ihr Dreinreden die Sachlage verdunkelten, nahm er Jesum mit sich ins Prätorium, um ihn dort unter vier Augen zu verhören. Er fragte ihn, ob er sich wirklich für den König der Juden ausgegeben habe. Jesus aber tat die Gegenfrage, ob er von sich aus politischen Verdacht hege, in welchem Falle er die Frage einfach verneinen konnte, oder ob er ihm nur die Anklage der Juden zur Auslassung vorhalte, in welchem Falle er sich darüber aussprechen mußte, inwiefern sein Messiasanspruch zu ihr den Anlaß gegeben habe. Pilatus entgegnete, mit dieser Frage als einer rein jüdischen habe er doch nichts zu tun; Jesus solle einfach sagen, was er getan habe, um sich den Verdacht der Obrigkeit seines Volkes zuzuziehen. Da erklärte Jesus: daß er nicht in hochverräterischem Sinne den Anspruch erhoben habe, der König der Juden zu sein, folge doch daraus, daß seine Anhänger nichts getan hätten, um sich gewaltsam seiner Verhaftung zu widersetzen. Erstaunt fragte der Statthalter, ob er also doch in irgend einem Sinne ein König sei? Jesus aber antwortete: Ein König über Land und Leute wolle er nicht sein. Seine Aufgabe sei nicht zu herrschen, sondern die Wahrheit zu bezeugen, und seine Untertanen seien nur die, welche die Wahrheit hören wollten. Das kam dem vornehmen Manne, der längst gelernt hatte, mit den Gebildeten seiner Zeit die sogenannte

Wahrheit für eine Chimäre zu halten, sehr sonderbar vor, und nun war ihm klar, daß er einen völlig ungefährlichen Schwärmer vor sich habe.

Bei den üblichen Einleitungsfragen des Verhörs hatte Pilatus erfahren, daß Jesus ein Galiläer sei, und das kam ihm sehr gelegen. Bei der Herrschaft der Römer im Süden und des Tetrarchen im Norden, kam es natürlich oft zu Kompetenzkonflikten. Nun konnte er, indem er die Sache an Herodes überwies, der über Galiläa herrschte und auch zum Fest nach Jerusalem gekommen war, bereitwillig dessen Kompetenz anerkennen und damit die ihm bei seinem Verhältnis zu den Hierarchen, mit denen er sich doch immer irgendwie stellen mußte, überaus peinliche Angelegenheit los werden. Wir wissen, wie Herodes längst gewünscht hatte, Jesum zu sehen aus Neugier, ob er wirklich solche Wunder tun könne, wie man sich von ihm erzählte. Aber Jesus ließ sich auf seine Fragen und Forderungen nicht ein, und, ärgerlich darüber, ließ Herodes durch sein Hofgesinde Jesum in spöttischem Königsaufputz zum Statthalter zurückführen, und gab ihm damit zu verstehen, daß es sich um einen Narren handle, mit dem er nichts zu tun haben wolle. So konnte er wieder seinerseits die Kompetenz des Römers anerkennen und die beiden Politiker sich freundschaftlich über ihrem Opfer die Hände schütteln. Aber Pilatus war nun freilich die Sache nicht los, und konnte den Hierarchen nur erklären, er habe an diesem Manne, den sie vor ihm als Hochverräter angeklagt, nach eingehendem Verhör nichts gefunden von dem, dessen sie ihn beschuldigten, und Herodes ebensowenig.

Da trat eine ganz unerwartete Wendung ein. In der ganzen Stadt war die Verhaftung Jesu und seine Vorfüh-

rung vor den Statthalter ruchbar geworden, und die Anhänger Jesu wußten das als ein Mittel zu seiner Rettung zu benutzen. In hellen Haufen strömte das Volk zur Burg hinauf und forderte auf ihren Antrieb die übliche Osteramnestie. Sie zweifelten nicht, daß Pilatus Jesum, um dessen Verurteilung es sich eben handelte, freigeben werde; und derselbe zeigte sich auch sichtlich geneigt dazu. Aber um der Hierarchen willen wollte er sich ausdrücklich darum bitten lassen, und gab dem Volk eine Bedenkzeit, damit es sich schlüssig werde, wen es für die Osteramnestie vorschlage. Diese Zeit benutzten die Hierarchen, um einen anderen Namen in die Menge zu werfen. Barabbas hatte bei einem der so häufigen Aufstände durch die Ermordung irgend eines besonders verhaßten Römers, die ihn ins Gefängnis gebracht, sich eine gewisse Volksbeliebtheit erworben, und nun wiegelten die Hierarchen das Volk auf, vielmehr dessen Freilassung zu erbitten. Bestürzt darüber fragte Pilatus, was er denn mit Jesum machen solle, von dem sie doch selbst sagten, daß er ihr König sein wolle. Da schrie die tumultuierende Menge: Laß ihn kreuzigen! Nun war es klar, daß nur die Hierarchie sie dazu aufgereizt hatte. Denn so bitter die Volksmenge, die ihm noch am Palmsonntag als ihrem Könige zugejubelt hatte, auch dadurch enttäuscht war, daß er keine ihrer daran geknüpften Erwartungen erfüllte, vielmehr sich definitiv gegen alle Revolution erklärte, — auf das Verlangen, ihn zu töten, vollends die schimpfliche Todesstrafe der Kreuzigung über ihn zu verhängen, konnte die Menge von sich aus nie kommen. Nur den Hierarchen lag alles daran, daß er von den Römern als gemeiner Verbrecher hingerichtet werde. Aber das Volk hatte sich nun einmal dafür erhitzt, daß der Wille ihrer Häupter, denen sie

sich knechtisch zu beugen gewöhnt waren, geschehe; und soviel auch Pilatus ihnen vorhielt, was denn Jesus getan habe, um eine solche Strafe zu verdienen, sie schrieen nur immer lauter: Kreuzige, kreuzige ihn!

Den Statthalter kam es hart an, einen als völlig unschuldig Erkannten und öffentlich Bekannten der blinden Wut dieser eifersüchtigen Hierarchen und der tobenden Menge preiszugeben. Aber er hatte zu böse Erfahrungen mit dem Fanatismus dieses Volkes und seiner Führer gemacht, um sich noch einmal mit ihnen in Widerspruch zu setzen. Nur das Äußerste wollte er von dem beschuldigten Opfer ihres Hasses abwenden, und so befahl er die Geißelung, die der Kreuzigung vorherzugehen pflegte, zu vollziehen. Daß es empörend war, schon diese Strafe über einen Unschuldigen zu verhängen, konnte er sich dadurch verschleiern, daß Jesus doch immerhin etwas Unziemliches oder Unbesonnenes begangen haben müsse, um sich diesen Haß der Behörden und seines Volkes zuzuziehen. Vor allem aber hoffte er, daß diese greuelhafte Prozedur, durch die eine entmenschte Justiz ihr Schlachtopfer erst noch marterte und schändete, den Hohenpriestern oder wenigstens der großen Menge genügen werde, zumal es den Schein erweckte, als ob er rechtmäßig zur Kreuzesstrafe verurteilt sei. Er ließ es geschehen, daß die rohe Soldateska im Hof des Prätoriums, als sie den behufs der Geißelung Entblößten wieder ankleidete, den Königsaufputz, in dem ihn Herodes zurückgesandt hatte, vervollständigte, ihm eine Krone aus Dornenzweigen flocht, ein Rohr als Zepter in die Hand gab und allerlei Kurzweil mit ihm trieb. Dann führte er diese Jammergestalt, an der noch die blutigen Spuren der Geißelung sichtbar waren, nochmals vor die Menge heraus, erklärte

aufs neue, daß er Jesum für unschuldig halte und wies mit dem halb mitleidigen, halb spöttischen Ecce homo auf ihn hin. Darin lag, daß es doch keinen Sinn habe, einen Menschen, der sich das macht- und klaglos habe gefallen lassen, noch zu kreuzigen. Die Christenheit hat von jeher, als sie das „gelitten unter Pontio Pilato" in ihr Bekenntnis aufnahm, diese entsetzliche Szene im Auge gehabt.

Natürlich half auch dies nicht. Die Hierarchen und ihr Troß riefen nur um so lauter: Kreuzige, kreuzige ihn! Darüber erbittert, entgegnete Pilatus: Nun gut, dann wolle er ihnen gestatten, ihn zu kreuzigen; aber er, der ihn für unschuldig halte, wolle damit nichts zu tun haben. Seine scheinbare Nachgiebigkeit war natürlich der reine Hohn; denn Pilatus wußte ganz genau, daß sie seine Erlaubnis nicht annehmen konnten, teils weil die Kreuzigung, an der ihnen alles lag, keine in ihrem Gesetz zugelassene Todesstrafe war, teils weil sie sich nicht sagen lassen konnten, sie wollten einen Unschuldigen kreuzigen. Darum entgegneten sie, er sei nach ihrem Gesetz allerdings des Todes schuldig, und nun mußten sie direkt den Grund nennen, weshalb sie ihn zum Tode verurteilt hatten. Mit Absicht nannten sie aber nicht als denselben die Gotteslästerung, die ja als reines Religionsverbrechen den Römer nichts anging, sondern, worin sie dieselbe gefunden, daß er nämlich sich zu Gottes Sohn gemacht habe. Dabei konnte sich natürlich auch der Heide etwas denken; denn daß ein solcher Mensch, wie Pilatus ihn eben noch vor allem Volk charakterisiert, sich angemaßt habe, ein Göttersohn zu sein, wie doch auch die Heiden an solche glaubten, war selbst in seinen Augen ein unerhörter Frevel, den Jesus nur begehen konnte, wenn er arge Dinge im Schilde führte. Beruhte doch schon die bisherige Weige-

rung des Pilatus, der Forderung der Hierarchen nachzugeben, auf einer letzten Gewissensregung oder Götterscheu. Man erzählte sich sogar, seine Frau habe zu ihm geschickt, und, da sie einen bösen Traum gehabt, ihn gewarnt, sich an diesem Unschuldigen zu vergreifen. Wie dem auch war, es ist eine bekannte Erfahrung, daß auch der ödeste Skeptizismus nicht vor abergläubischen Anwandlungen schützt. Pilatus nahm Jesum abermals zu sich ins Prätorium und fragte ihn, ob er sich wirklich göttliche Abkunft zuschreibe. Jesus aber gab ihm keine Antwort, da er jede nur in seinem abergläubischen Sinne verstehen konnte. Pilatus wollte darüber beleidigt werden und wies Jesum darauf hin, daß die Entscheidung über Tod und Leben in seiner Hand läge. Jesus aber antwortete: die Entscheidung darüber liege doch in einer höheren Hand, die ihn nur in diese seine richterliche Stellung gesetzt habe. Mißbrauche er die, so läge die Schuld eigentlich nicht an ihm, sondern an dem, der ihm eine Sache zur Entscheidung übergeben habe, die er unmöglich durchschauen könne.

Dies Wort voll Hoheit und Milde entwaffnete den Statthalter. Er sah, daß er einen vor sich hatte, der sich weder imponieren ließ, noch daran dachte, durch Schmeichelei ihn zu gewinnen. Und nun war er entschlossen, die Verhandlung mit den Hierarchen abzubrechen und Jesum einfach in Freiheit zu setzen. Auf diesen Moment hatten die Hierarchen ihr letztes Mittel aufgespart. Sie drohten mit einer Klage beim Kaiser. Pilatus wußte nur zu gut, daß dann allerlei Dinge zur Sprache kommen mußten, die das Ende, das schließlich doch kam, als er seiner Würde entsetzt und verbannt wurde, vorzeitig herbeiführten. Die Menschenfurcht besiegte in dem charakterlosen Manne die letzte

Regung des Gewissens und die eben erregte Götterscheu, und er beschloß, nachzugeben. Feierlich bestieg er den Richterstuhl, der auf dem Mosaikpflaster vor dem Prätorium stand, um seine Entscheidung abzugeben. Es war die Mittagsstunde des Rüsttages, in der sich Israel eben rüstete, die erste Erlösung des Volkes im Passahmahl zu feiern, und in der Gott ihm durch diese Entscheidung eine höhere Erlösung bereitete. Aber Pilatus erklärte keineswegs, wie die Hierarchen gehofft hatten, daß er Jesus als einen Rebellen zum Tode verurteile; denn er hatte sich eben nicht überzeugt, daß Jesus sich in einem Sinne, der ihn des Hochverrats schuldig mache, zum Könige erklärt habe. Mit unmißverständlicher Anspielung auf sein vor wenigen Minuten gesprochenes Ecce homo wies er auf den wieder herausgeführten Jesus hin und sagte: Das ist also der, den ich als euren König kreuzigen lassen soll? Erbittert über den offenen Hohn auf ihre messianische Hoffnung, der darin lag, schrie alles Volk mit lauter Stimme: Hinweg, hinweg mit ihm, laß ihn kreuzigen! Der Statthalter konstatierte nochmals, daß er nur auf ihr Verlangen hin, diesen, der sich angeblich zu ihrem Könige gemacht habe, kreuzigen lasse. Das war es, was die volkstümliche Überlieferung so ausdrückte, er habe seine Hände in Unschuld gewaschen und das Volk habe die Blutschuld auf sich genommen (vgl. Matth. 27, 24 f.). Die Hierarchen aber riefen in heuchlerischer Loyalität: Wir haben keinen König als den Kaiser!

Pilatus hatte ein Mittel gefunden, um seine Stellung zur Sache zum schärfsten Ausdruck zu bringen. Er hatte angeordnet, daß zwei Missetäter, die zur Kreuzesstrafe verurteilt waren, hinausgeführt würden, um gekreuzigt zu werden, und hatte es den Hierarchen überlassen, dafür zu sorgen,

daß bei dieser Gelegenheit Jesus mit abgetan werde. Er hatte also weder ein Urteil gesprochen, noch die Kreuzigung Jesu befohlen. Aber vor aller Augen schien es eine römische Hinrichtung, und die Liebhaber des Scheines mußten sich begnügen mit dem, was sie erlangen konnten.

16. Kapitel.

Tod und Auferstehung.

Die Soldaten führten Jesum und die beiden Missetäter zur Stadt hinaus auf einen Hügel, der seiner Schädelform wegen Golgotha hieß. Jesus mußte, wie es Sitte war, sein Kreuz selber tragen, aber, ermattet von den Qualen der Nacht und des blutigen Morgens, brach er unter dem Kreuz zusammen, und die Soldaten requirierten den ersten besten, der ihnen vom Felde entgegenkam, es auf sich zu nehmen. Es war ein ausländischer Jude, Simon von Cyrene, dem die Soldaten gar nichts zu befehlen hatten, und die Christenheit nannte noch lange die Namen der beiden Söhne des Mannes, der einst die rohe Willkür der Soldaten verwünscht hatte und später, als er gläubig geworden war, es zu seinen seligsten Erinnerungen rechnete, daß er dem Heiland sein Kreuz hatte nachtragen dürfen. Als die Soldaten ihr blutiges Werk vollendet hatten, setzten sie sich an den drei Kreuzen nieder, um die Kleider der Hingerichteten zu verteilen, die ihnen als Spolien zufielen. Sie mußten aber zum Lose greifen, da Jesus ein kost-

bares Kleidungsstück besaß, das liebevolle Frauenhände von oben bis unten gewebt hatten, und die Frage entstand, wer der vier, die das Exekutions-Kommando bildeten, es haben sollte. Man pflegte über dem Kreuz ein Täfelchen anzuheften, auf welchem das Verbrechen des Delinquenten geschrieben stand. Pilatus hatte seinen Soldaten befohlen, über das mittlere Kreuz, an das die Hierarchen Jesum hatten kreuzigen lassen, damit er so recht als ein gemeiner Verbrecher unter den anderen erscheine, zu schreiben: Jesus von Nazaret, der Judenkönig. Vergeblich hatten die Hierarchen, die darin nur wieder einen bitteren Hohn auf ihr Volk sahen, dem Statthalter vorgestellt, daß es doch heißen müsse, er habe gesagt, daß er der Juden König sei. Pilatus wies sie mit kurzen Worten ab, da er sich eben nicht überzeugt hatte, daß Jesus es in irgend einem strafwürdigen Sinne gesagt habe. So verkündigte diese Kreuzesüberschrift den Tausenden, die am Schädelort vorüber zur Stadt ein- und ausströmten, in allen drei Landessprachen, wer dieser Gekreuzigte nach Gottes Rat zu sein bestimmt gewesen war.

Es war eine bunte Menge, die am Kreuze Jesu vorüberzog. Da waren die mitleidsvoll weinenden Weiber, die Jesus schon auf dem Wege nach Golgotha begleitet, und denen er zugerufen hatte: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder!", als vor seinen Augen die Schreckenstage standen, die sie würden erleben müssen. Da waren sicher auch viele seiner treuen Anhänger, denen der Anblick das Herz zerriß, aber auch die schaulustige Menge, die auf jedem Richtplatz zusammenströmt. Es fehlte auch nicht an solchen, die ihm höhnend zuriefen: Er wollte ja den Tempel abbrechen, und in drei Tagen wieder aufbauen. So steige er nun herab vom Kreuz. Vor allem

waren es die Hierarchen, die sich an dem gelungenen Werke ihres Hasses weideten und ihm spöttisch ihre Anerkennung anboten, wenn er, der ja so vielen geholfen haben wolle, jetzt sich selbst helfen könne, um sich als den Verheißenen zu erweisen. Von seinen Jüngern hatte es nur einer über sich vermocht, seinem Meister bis unter das Kreuz zu folgen. Johannes stand bei der Mutter Jesu und ihrer Schwester, bei der Maria, des Cleophas Weib, und der Maria Magdalena so nahe, als es die den Hügel absperrende Wachtmannschaft irgend erlaubte.

Seitdem aber steht vor dem Kreuz ihres Heilandes durch alle Jahrhunderte die anbetende Christengemeinde. Und wir mit ihr. Es ist nicht möglich, wie ein nüchterner Geschichtsschreiber, zu untersuchen, was aus den letzten Marterstunden unseres Heilands noch vollkommen sicher überliefert ist. Die Sonne verbarg ihr Angesicht, dunkle Wolken lagerten über den drei Kreuzen auf Golgotha, als wollte es Nacht werden auf Erden. Die Gemeinde der Gläubigen hat sich je und je erbaut an den Worten, die von den Lippen des in langsamer Qual Verschmachtenden sich kaum noch hörbar losrangen. Sie wollte in ihnen nur noch einmal Züge dessen sehen, was er in seinem ganzen Leben gewesen war; wie er für seine Mörder betete, wie er dem reumütigen Schächer die Tore des Paradieses öffnete, wie er die letzte Kindespflicht erfüllte und die Mutter seinem Lieblingsjünger zur weiteren Übung derselben anvertraute. Tieferschüttert hat sie seinen Klageruf darüber gehört, daß Gott ihn in seiner letzten Not zur Vollendung seines Heilswerkes verlassen mußte, und aufgeatmet, als Gott doch noch dem über seinen brennenden Durst Klagenden durch den Soldaten, der ihn mit einem Schwamm voll Essig tränkte, eine letzte Erquickung

gönnte. In dem lauten Schrei, mit dem er verschied, hat der Lieblingsjünger nur den Triumphruf über die Vollendung seines Werkes gehört, und die Gläubigen haben stets unter seinem Kreuz gelernt, einst ihre Seelen in des Vaters Hände zu befehlen, wie er, als er sein Haupt neigte und verschied. Auch der Centurio, der die Wachtmannschaft befehligte, hat in dem, dessen Leben nicht lautlos erlosch wie sonst das der Gekreuzigten, einen Göttersohn geahnt. Die Christengemeinde aber hat nie gezweifelt, daß mit seinem Tode der Vorhang zerrissen war, der eine schuldbeladene Menschheit von dem Gnadenthron ihres Gottes schied, der infolge der Erlösung durch den Tod Christi auch ihre Gräber öffnen werde, wie er das Grab des Heilands geöffnet hat.

Inzwischen neigte sich der Karfreitag dem Ende zu, und die Hauptsorge der Anhänger Jesu war, wie man rechtzeitig den Leichnam Jesu zu Grabe bringe; denn mit 6 Uhr begann der erste große Sabbatfesttag, an dem jede Bemühung darum unmöglich gewesen wäre. Da fanden sich in ihrem Kreise zwei Mitglieder des Hohenrats ein, die sich zwar noch nicht offen als Anhänger Jesu bekannt, aber doch an den letzten Beratungen der Behörde nicht mehr teilgenommen hatten. Der eine von ihnen, Joseph von Arimathia, besaß ganz nahe der Kreuzigungsstätte einen Garten und in ihm ein frisch in den Fels gehauenes Grab, das er für die Beerdigung Jesu zur Verfügung stellte; der andere, Nikodemus, brachte eine Fülle kostbarer Spezereien, um sie vorläufig in die Grabtücher und die Grabhöhle zu streuen, bis man die Einbalsamierung der Leiche selbst vornehmen könne. Joseph ging selbst zum Statthalter und bat um den Leichnam Jesu, den dieser ihm bereitwillig schenkte; denn auch die Hohenpriester waren vorstellig geworden,

daß die Leichen nicht die Nacht über am Kreuze bleiben dürften, weil dadurch das Land verunreinigt werde, und er hatte ein neues mit Keulen bewaffnetes Kommando hingeschickt, um den Gekreuzigten die Beine zu zerschmettern, und so ihren Tod vollkommen sicher zu stellen. Aber Totengräberdienste mochte er seinen Soldaten nicht zumuten, und so kam ihm die Bitte Josephs sehr gelegen. Inzwischen hatten die Keulenträger ihr gräßliches Werk verrichtet. Als sie aber zu Jesu kamen, bemerkten sie, daß er bereits gestorben sei, und begnügten sich damit, durch einen Lanzenstich, der das Herz treffen mußte, jede Möglichkeit einer Täuschung auszuschließen. Joseph aber nahm den Leichnam des so hochverehrten Mannes vom Kreuze ab, wickelte ihn in neue Leinwand und beerdigte ihn in seiner Grabhöhle, die Nikodemus mit den duftenden Spezereien füllte. Die beiden Marien waren Zeugen der Grablegung gewesen und beeilten sich nun, die Salben und was sonst zur definitiven Einbalsamierung gehörte, zu rüsten; denn den Sabbat über mußten diese frommen Jüdinnen sich von jeder Arbeit fernhalten.

Aber schon die erste Morgenfrühe des Sonntags fand sie und ihre Gefährtinnen auf dem Wege zum Grabe, um dem geliebten Leichnam die letzte Ehre zu erweisen. Da bemerkten sie, selbst durch die Morgendämmerung hindurch, bereits von ferne, daß der Stein, der die Grabhöhle nach der Sitte der Zeit verschloß, abgewälzt war. Das war doch nur möglich, wenn das Grab gewaltsam geöffnet war; und das konnte keinen andern Zweck haben, als den Leichnam zu stehlen. Entsetzt kehrte Maria Magdalena sofort um und eilte zur Stadt, um den beiden Jüngern, Petrus und Johannes, die Schreckensnachricht zu bringen. Vielleicht war es noch möglich, den Leichenräubern auf die Spur zu kom-

men. Sie wußte ja nicht, daß inzwischen ihren Gefährtinnen eine Gottesoffenbarung zuteil geworden war, die all ihre Sorge stillte. Sie waren erinnert an die Worte, mit denen Jesus so oft seine Auferstehung vorhergesagt hatte. Nicht Menschenhand, sondern Gottes Wundermacht hatte das Grab geöffnet und seinen Sohn zum Leben wiedererweckt. Aber freilich nicht zu diesem irdischen Leben; er hatte ihn zum Himmel erhöht, um dort als der erste verklärt zu werden mit der Herrlichkeit, die Gott am Ziele der ganzen nach seinem Bilde geschaffenen Menschheit zugedacht hatte. Natürlich waren die Weiber längst mit dieser Freudenbotschaft heimgekehrt, als Petrus und Johannes zum Grabe kamen, um doch zunächst den Tatbestand festzustellen, der Jüngling mit beflügeltem Schritt voran, der ältere Petrus bedächtiger folgend. Aber am Eingange der Grabhöhle angelangt, überfiel jenen die Furcht, mit jedem Schritt weiter die immer noch festgehaltene Hoffnung, daß hier doch irgend ein Irrtum obwalte, zu zerstören. Aber als Petrus voran in die Grabhöhle hinabstieg, dieselbe zu untersuchen, überzeugte er sich, daß hier kein Leichenraub geschehen sei. Da lagen die Grabtücher in aller Ordnung beisammen, und das Schweißtuch, das man der Leiche ums Haupt gebunden hatte, ebenfalls an seinem Orte. Nun kam auch der Lieblingsjünger herein und mußte die Überzeugung teilen, zu der Petrus sofort gekommen war. Hier war geschehen, wovon Jesus so oft gesagt hatte, daß es nach dem in der Schrift offenbarten Ratschluß Gottes geschehen müsse, und was sie doch nie verstanden hatten. Jesus war wahrhaftig von den Toten auferstanden und sofort von Gott zum Himmel erhöht worden.

Inzwischen war auch Maria Magdalena wieder zum

Grabe zurückgekehrt. Sie hatte weder die Freudenbotschaft der Weiber, noch die der Jünger vernommen, und stand noch weinend vor dem Grabe all ihrer Hoffnungen. Man hatte ihren Herrn weggenommen, und sie wußte nicht, wo man ihn hingelegt. Da hört sie Schritte. Sie wendet sich um und meint, es sei der Gärtner, der da kommt und sie nach der Ursache ihrer Trauer fragt. Aber der Mann blickt sie an mit dem Blick der Liebe, der ihr unauslöschlich in die Seele geprägt war, und redet sie mit Namen an. Da gehen ihr die Augen auf und mit dem Freudenruf: Rabbuni, das ist: = mein Meister, will sie auf ihn zustürzen. Aber Jesus sagt: Rühre mich nicht an. Er war ja nicht gekommen, um den alten traulichen Verkehr mit den Seinen fortzusetzen, sondern um ihnen wundermächtig zu erscheinen und sie seiner leibhaftigen Auferstehung zu versichern. Ausdrücklich sagt er, die Zeit seines definitiven Heimgangs zum Vater, von der er so oft geredet, sei noch nicht gekommen, so lange er noch dies sein letztes Werk auf Erden auszurichten habe und ihren Glauben, auf den sich einst seine Gemeinde gründen sollte, daß er wahrhaftig auferstanden sei, in ihnen unerschütterlich zu machen. Aber seinen Jüngern solle sie verkündigen, daß dieser Tag bald komme. Absichtlich nennt er sie seine Brüder. Sie sollen wissen, daß er dann definitiv heimgeht zu seinem Vater und zu ihrem Vater, zu seinem Gott und zu ihrem Gott. Sie sollen wissen, was er ihnen beim Abschiedsmahle gesagt hat, daß er nur vorangeht, um sie dereinst ebendahin heimzuholen, wo er ist.

Wir wissen genau, daß der erste der Jünger, dem Jesus erschien, sein Petrus war. Jesus hatte doch die Liebe der Seinen etwas unterschätzt. Als er ihnen vorhersagte, daß sie sich alle an ihm ärgern würden, hatte er vorausgesetzt, sie

würden, wie das Schriftwort sagt, sich zerstreuen, wie die Schafe einer Herde, der man den Hirten erschlagen hat. Natürlich kehrten sie dann vom Feste sofort in ihre Heimat zurück; und so hatte er verheißen, sie nach seiner Auferstehung erst in Galiläa wiederzusehen. Aber die Jünger konnten sich doch nicht trennen von der Stätte, in der sie das tiefste Leid ihres Lebens getroffen; und so hatte plötzlich die Botschaft sie erreicht, daß Jesus auferstanden sei, wenn er ihnen auch noch nicht erschienen war, wie der Maria Magdalena. Es konnte doch jeden Augenblick geschehen, und bald folgte die Kunde, daß er auch dem Petrus erschienen sei. Wir begreifen, warum Jesus dem von bitterer Reue Gequälten zuerst erscheinen wollte, der es nicht vermocht hatte, unter dem Kreuze Jesu zu stehen, und dem von ihm so schmählich Verleugneten noch einmal in das brechende Auge zu blicken. Damals muß Petrus das Wort gesprochen haben, das die Überlieferung so treu bewahrt hat, auch wenn sie nicht mehr wußte, wo und wann es gesprochen: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch! Damals muß auch das Beichtgespräch Jesu mit ihm stattgefunden haben, das der Herausgeber des vierten Evangeliums nur der letzten Erscheinung Jesu, die er erzählt, anzureihen wußte. Jesus hatte ihn gefragt, ob er noch meine, ihn lieber zu haben, als die anderen Jünger, wie damals, als er das vermessene Wort sprach, nach dem ihm Jesus seine Verleugnung voraussagte. Aber jetzt hatte Petrus nichts mehr von seiner Liebe aussagen wollen, sondern sich nur darauf berufen, wie der Herr wisse, daß er ihn lieb habe. Als aber Jesus mehr als einmal seine Frage wiederholte, wie er ihm damals vorausgesagt, daß er ihn noch vor Tagesanbruch mehr als einmal verleugnen werde, da ward Petrus traurig und konnte sich

nur noch auf ihn als den Herzenskündiger berufen, der selbst wissen müsse, wie es um ihn stehe. In der Tat hatte Jesus erkannt, daß sein tiefer Fall ihn von aller Selbstvermessenheit geheilt und ihn zu dem Felsenmann gemacht habe, als den er ihn einst bezeichnet. Darum setzt er ihn nicht nur in das durch seine Verleugnung verscherzte Apostelamt wieder ein, sondern überträgt ihm das Oberhirtenamt über die Gemeinde, die er ihm einst zu gründen befohlen hatte.

Am Nachmittag des Auferstehungstages wanderten zwei Männer aus dem weiteren Jüngerkreise aus Jerusalem ihrer Heimat zu, einem nahegelegenen Flecken Emmaus. Tiefe Traurigkeit lag auf ihren Mienen. Immer wieder klagten sie: Wir hofften doch, er werde Israel erlösen, und nun haben ihn die Obersten des Volkes gekreuzigt. Einst hatte Jesus davon gesprochen, daß in drei Tagen sich sein Schicksal wenden werde, aber nun war schon der dritte gekommen, und nichts Außerordentliches war geschehen. Freilich hatten sie etliche Weiber mit der Nachricht aufgeregt, sie hätten das Grab am frühen Morgen leer gefunden, und dort ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagten, Jesus lebe. Die Jünger, welche zum Grabe geeilt, hatten allerdings bestätigt, daß das Grab leer sei, aber Jesum hatten sie nicht gesehen. Indem sie in traurigen Gesprächen diese Dinge immer wieder unter sich verhandelten, hatten sie nicht bemerkt, daß sich ein Dritter zu ihnen gesellt. Derselbe redete sie plötzlich an und fragte nach dem Grunde ihrer Traurigkeit. Das wollte sie schier wunder nehmen. Er sei wohl der einzige unter den Festpilgern, der nicht wisse, was in diesen Tagen zu Jerusalem geschehen sei, oder der ihren Jammer darüber nicht teile. Da fing der Unbekannte an, sie zu schelten, wegen ihres Unglaubens an die Propheten und erwies ihnen

aus der Schrift, wie sie geweissagt habe, daß der Messias durch Leiden zu seiner Herrlichkeit eingehen müsse. Wohl hatte, wie sie nachmals einander selbst gestanden, bei seinen Worten ihr Herz gebrannt. So hatte doch nur einer geredet, der Prophet mächtig von Wort und Tat vor Gott und allem Volk. Aber ihre Augen waren wie gehalten, sie erkannten ihn nicht. Als sie nun bei dem Flecken anlangten, wollte er Abschied nehmen, aber sie baten ihn zu bleiben, da es Abend geworden sei, und der Tag sich schon geneigt habe. Wirklich blieb er und setzte sich mit ihnen zu Tisch. Da aber nahm er das Brot, als wäre er der Hausvater, sprach das Dankgebet und brach es, wie sie ihn so oft im Kreise seiner Jünger es tun gesehen. Da wurden plötzlich ihre Augen geöffnet und sie erkannten ihn. Aber, ehe noch das Mahl beginnen konnte, war er verschwunden, so plötzlich, wie er ihnen auf dem Wege erschien.

Es war am Abend desselben Tages, wo die Elf sich aus Furcht vor den Juden bei verschlossenen Türen versammelt hatten. Auch da stand Jesus plötzlich unter ihnen und grüßte sie mit dem üblichen Friedensgruß. Als er aber auf die Nägelmale hinwies, die noch an den bei der Kreuzigung durchbohrten Händen zu sehen waren, und auf seine durch den Lanzenstich verwundete Seite, da erkannten sie, daß der Augenblick des Wiedersehens gekommen war, den er ihnen verheißen hatte, und wurden, wie er es vorhergesagt, von einer unauslöschlichen Freude erfüllt. Aus den Gesprächen dieses Abends ist uns nur erhalten, daß Jesus, wie damals beim Abschiedsmahl, betonte, wie sein Friedensgruß doch etwas ganz anderes sei, als der übliche Segenswunsch. Er wolle sie dadurch weihen zur Ausführung ihres hohen Berufes, das Werk, zu dem ihn der Vater gesandt, auf Erden

fortzusetzen. Durch die sinnbildliche Handlung des Anhauchens bestätigte er ihnen, daß es ihnen in der Ausrichtung ihres Berufes nie fehlen werde an dem Geist, mit dem er zu der Ausrichtung des seinen in der Taufe gesalbt war. Nur einen Punkt hatte er noch besonders hervorgehoben. Wie es die Krone seines Berufs gewesen war, allen denen, die bußfertig und gläubig zu ihm kamen, die Vergebung der Sünden im Namen des Vaters zu erteilen, so sollte auch sie dieser Geist befähigen, alle Zeit zu wissen, wem sie dieselbe erteilen dürften und wem sie dieselbe vorenthalten müßten.

Die sieben Tage des Festes der ungesäuerten Brote über blieben die Jünger noch in Jerusalem. Eines tat ihnen weh. Bei der Erscheinung Jesu war Thomas zufällig nicht zugegen gewesen, und der schwerblütige Mann wollte sich durch keine schöne Hoffnung täuschen lassen. Er blieb trotz allen Versuchen seiner Mitjünger dabei, er könne es nicht glauben, daß Jesus lebe, ehe er sich nicht selbst durch Betasten der Nägelmale und der Seitenwunde davon überzeugt habe. Aber Jesus erschien nicht wieder. Erst nach acht Tagen, als die Jünger zum letzten Male vor ihrer Abreise nach Galiläa versammelt waren, stand er wieder plötzlich unter ihnen, begrüßte die Jünger und bot dem ungläubigen Thomas mit buchstäblicher Wiederholung seiner eigenen Worte die Probe an, die er für den Glauben an Jesu Auferstandensein verlangt hatte. Dieser Beweis seiner göttlichen Allwissenheit überwältigte den Zweifler, und er konnte die Mahnung Jesu, nun nicht wieder ungläubig zu werden, nur erwidern mit dem Ruf: Mein Herr und mein Gott! Jesus aber sprach: Weil du mich gesehen hast, glaubest du? Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Zwei Jahre lang war er

unter seinem Volk umhergegangen, und sie hatten nicht geglaubt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo sie, ohne zu sehen, glauben mußten auf das Zeugnis seiner Heilsboten.

Das Wort galt der ganzen Gemeinde der Zukunft. Paulus hat in einem seiner Briefe ausdrücklich gesagt, daß die Verkündigung der Apostel von der Auferstehung Jesu am dritten Tage sich immer gegründet habe auf die dem Petrus und danach den Elf gewordene Erscheinung. Er hat hinzugefügt, wie er selbst noch gehört habe, von einer Erscheinung vor mehr als fünfhundert Brüdern, von denen damals die Mehrzahl noch lebte, und von der Erscheinung vor Jakobus, dem leiblichen Bruder des Herrn, der dadurch zum Glauben kam, und später der Nachfolger des Petrus in der Leitung der Gemeinde geworden ist. Noch eine Erscheinung vor allen Aposteln, von der wir nichts näheres wissen, erwähnt er, und als die letzte die, welche ihm selbst auf dem Wege nach Damaskus zuteil wurde, und welche er mehr als einmal selbst nach der Apostelgeschichte ausführlich erzählt hat. Erst der Herausgeber des Johannesevangeliums hat uns noch von einer Erscheinung Jesu am galiläischen See erzählt, wo sechs Jünger mit Petrus eine schwere Nacht über gefischt und nichts gefangen hatten. Da steht am Morgen ein Unbekannter am Ufer und rät ihnen, als er hört, daß sie noch nicht einmal Zukost zum Frühmahle gefangen, das Netz zur Rechten des Schiffes auszuwerfen. Als sie das getan und eine solche Menge Fische gefangen, daß sie das davon beschwerte Netz nur mit Mühe dem Boote nachschleppen können, erkennt Johannes in dem wunderbaren Ratgeber Jesum und macht den Petrus darauf aufmerksam, der sich sofort gürtet und ins Meer wirft, um der erste bei Jesu zu sein. Jesus läßt durch ihn ein Kohlen-

feuer anzünden, und herbeischaffen, was es am Ufer zu kaufen gab, aber es reicht nicht aus, und man muß das Netz vollends ans Land schaffen, um das Frühmahl für alle sieben zu rüsten. Freilich ging der Segen des wunderbaren Fischzugs weit über das hinaus, was dazu nötig war. Man hatte nur die großen Fische gezählt und hatte die Zahl derselben behalten, weil sie, in Buchstaben umgesetzt, ein bedeutsames Wort zu ergeben schien. Nun forderte Jesus die Jünger auf, das Frühmahl zu halten, und er selbst teilte ihnen als der Hausvater Brot und Fische aus. Keiner aber der Jünger brauchte ihn erst zu fragen; denn sie wußten jetzt alle, daß er der Herr sei.

Daß uns diese liebliche Erzählung erhalten ist, verdanken wir einem eigentümlichen Umstande. Jesus hatte sich als das Mahl beendet, mit Petrus entfernt, um mit ihm Näheres zu besprechen über die Leitung seiner Gemeinde, die er ihm anvertraut. Dabei war er auch auf das spätere Schicksal des Petrus zu sprechen gekommen, und hatte gesagt: Während er in der Jugend sich selbst gegürtet, werde er im Greisenalter seine Hände ausstrecken, und ein anderer ihn gürten und führen, wohin er nicht wolle. Natürlich dachte er an den Richtplatz, wohin man ihn gefesselt führen werde. Als aber Petrus merkte, daß Johannes ihnen nachfolgte, hatte er auf diesen hingewiesen und gefragt, was denn dessen Schicksal sein werde. Jesus aber hatte die Frage zurückgewiesen, indem er sagte, es gehe doch den Petrus nichts an, auch wenn der andere leben bleibe bis zu seiner Wiederkunft; er solle nur weiter mit ihm kommen. Dies Wort hatte man in der Gemeinde so aufgefaßt, als ob Jesus direkt dem Lieblingsjünger zugesagt habe, daß er nicht sterben werde, sondern seine Wiederkunft erleben. Dann war Johannes doch

gestorben, und man wollte irre werden an der Untrüglichkeit des Wortes Jesu. Da hat der Herausgeber des Evangeliums, in dem Johannes nun allerdings geblieben ist und bleibt, bis der Herr selbst kommt, die Geschichte erzählt, um darauf hinzuweisen, daß ja Jesus keineswegs dem Lieblingsjünger zugesagt, die Wiederkunft zu erleben, sondern nur von der Möglichkeit gesprochen, daß er es wolle.

Das erste Evangelium hat keine der Erscheinungen vor den Jüngern erzählt, sondern dieselben in ein großartiges Bild zusammengefaßt, an dessen Schluß er alles Wichtigste aufzählt, was Jesus nicht in seinem irdischen Leben gesagt, sondern als der, dem alle Gewalt gegeben ist auf Erden wie im Himmel, nachmals seinen Aposteln befohlen hat. Er nennt die Taufe auf seinen Namen als des Sohnes des Vaters und auf den heiligen Geist, den er verheißen, wie er diese Taufe dem Petrus am Pfingstfest einzuführen geheißen hat. Er nennt die Heidenmission, die er durch Petrus vorbereitet, und für die er sich in dem Apostel Paulus ein eigenes Rüstzeug erweckt hat. Er nennt die Ersetzung des Alttestamentlichen Gesetzes durch seine Gebote, die zwar nie etwas anderes sein wollten als die Verkündigung des tiefsten Sinnes jenes Gesetzes, aber eben darum die äußere Form desselben abtaten, die nur für die alttestamentliche Zeit bestimmt war. Er schließt mit der großen Verheißung, die schon in den auf Erden gesprochenen Worten Jesu wiederholt anklingt, daß er bei ihnen sein wolle alle Tage bis an der Welt Ende.

Nur Lukas hat uns in der Apostelgeschichte die letzte Erscheinung Jesu berichtet, bei der die Apostel fragten, ob er noch in diesen Tagen das verheißene Reich der Vollendung aufrichten werde. Da hatte Jesus noch einmal ge-

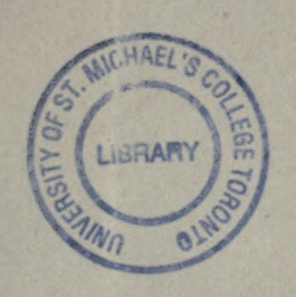
sagt, es gebühre ihnen nicht, Zeit und Stunde zu wissen, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Sie sollten nur in Jerusalem der verheißenen Geistesausgießung warten, und dann ihr Zeugenamt daselbst antreten, wie in Judäa so in Samaria und bis an der Welt Ende. Für jetzt aber wurde ihnen ein Zeichen zuteil, damit sie nicht irre würden, wenn nun die Erscheinungen des Auferstandenen aufhörten. Darum ward er aufgehoben zusehends und eine Wolke nahm ihn vor ihren Augen hinweg. Freilich ist er nicht im irdischen Leibe gen Himmel gefahren, wie man es oft für schriftgemäß hält und damit unnötiger Weise den billigen Spott der Ungläubigen herausfordert. Seit seiner Auferstehung ist Jesus nach der Schrift überhaupt nicht mehr als ein Erdenbürger unter den Menschen gewandelt, sondern nur noch wunderbar den Seinen erschienen und hat sich ihnen als der Lebendige erwiesen, mit dem sie einst gelebt, der am Kreuz gestorben und wahrhaftig auferstanden sei. Nun wußten sie, daß er im Himmel fortlebe leibhaftig als der Menschensohn, wie auch wir einst dort ewig zu leben hoffen in neuverklärter Leiblichkeit. Ausdrücklich sagt ja das Wort der Offenbarung, das den Jüngern wie aus Engelsmund in jener Stunde ins Herz geprägt ward, sie würden Jesus wiederkommen sehen ebenso wie sie ihn gesehen hätten gen Himmel fahren. So gewiß er aber nie wiederzukommen verheißen hat in irdischer Leiblichkeit, sondern in himmlischer Verklärung, so gewiß ist er nicht in irdischer Leiblichkeit gen Himmel gefahren. Wie er auch sonst nach seiner Erscheinung plötzlich verschwand, so sahen die Jünger die Erscheinung in der Wolke verschwinden und wußten nun, daß der Tag gekommen sei, von dem Jesus zu Maria Magdalena gesagt, daß er definitiv zu seinem Vater heimgekehrt sei.

So schloß das irdisch-menschliche Leben Jesu von Nazaret, das wir erzählt haben. Aber der allen Gläubigen verheißene Geist hat schon zu der Apostel Zeiten die Gemeinde gelehrt, daß nur der zur gottgleichen Herrlichkeit gelangen konnte, der von Ewigkeit her göttlichen Wesens war. Das Johannesevangelium hat in diesem Sinne das Wort und Werk Jesu uns verstehen und deuten gelehrt, und die apostolische Predigt hat immer aufs neue sich in die Tiefen der ewigen Gottheit Jesu und seines Erlösungswerkes versenkt. Auf diesem Apostelwort ruht das Bekenntnis unserer Kirche unwandelbar.

Druck: Sächsische Maschinensatz-Druckerei, G. m. b. H., Werdau i. S.






UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE TORONTO
LIBRARY

